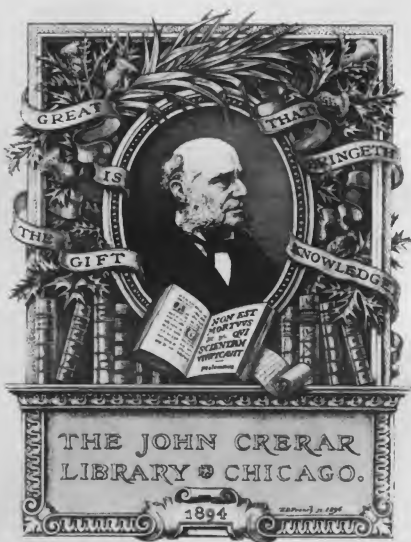


**DER HÜHNER-
ODER
GEFLÜGELHOF:
SOWOHL ZUM
NUTZEN ALS...**

Robert Oettel





Der

Hühner- oder Geflügelhof,

sowohl zum Nutzen als zur Zierde,

enthaltend

eine praktische Anleitung, die Zucht der Hühner, Gänse, Enten, Truthühner, Tauben u. s. w. zu betreiben, sowie diejenige in- und ausländischer Ziervögel, namentlich der Schwäne, Pfauen, Fasanen, Perlhühner &c.

Von

Robert Dettel,

Stifter und Präsident des Hühnerologischen Vereins zu Görlitz.

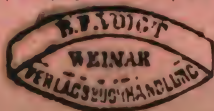


Sechste vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 45 Illustrationen und einem Titellupfer.

Weimar, 1879.

Bernhard Friedrich Voigt.



116nd



10 x

7

THE
JOHN CRERAF
LIBRARY



Der

Hühner- oder Geflügelhof,

sowohl zum Nutzen als zur Bierde,

enthaltend

eine praktische Anleitung, die Zucht der Hühner, Gänse, Enten, Truthühner, Tauben u. s. w. zu betreiben, sowie diejenige in- und ausländischer Ziervögel, namentlich der Schwäne, Pfauen, Fasanen, Perlhühner &c.

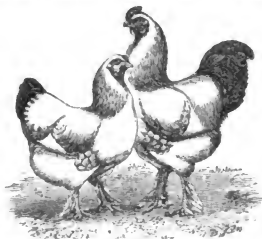
Nebst

naturgeschichtlichen und auf Erfahrung beruhenden Notizen über Eigenschaften und Gewohnheiten dieser Vögel, den Bau von Geflügelhäusern und nützlichen Anleitungen aller Art.

Von

Robert Oettel,

Stifter und Präsident des Hühnerologischen Vereins zu Görlitz.
Ehrenmitglied des I. Oesterreichischen Geflügelzüchter-Vereins in Wien, der Gesellschaft der Vogelreunde in Frankfurt a. M., des Dresdener Geflügelzüchter-Vereins, des Geflügelzüchter-Vereins zu Herwigsdorf und des Leipziger Geflügelzüchter-Vereins.



Sechste vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 45 Illustrationen und einem Titellupfer.

Weimar, 1879.

Bernhard Friedrich Voigt.

CT

AN
HISTORICAL
YIABU



Vorwort

zur sechsten Auflage.

Nachdem zu meiner Freude die früheren Auflagen eine wohlwollende Beurtheilung gefunden, und sich ungeachtet mehrerer, meistens recht verdienstlicher neuer, dasselbe Thema behandelnder Werke rasch vergriffen haben, gereicht es mir zum Vergnügen, gegenwärtige sechste Auflage den geehrten Lesern vorzuführen zu können. Dieselbe erscheint in einem andern Format als die vorhergehenden, wie von mehreren Seiten gewünscht wurde, mit in den Text gedruckten Abbildungen. Ich habe es für Pflicht gehalten, hauptsächlich den Hühnern meine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und anstatt nur aus andern Werken abzuschreiben, auf meine eigenen langjährigen Erfahrungen gestützte Beobachtungen an geeigneten Stellen mitzutheilen, namentlich in der Absicht, den sich so häufig an mich wendenden Laien Gelegenheit zu geben, sich vollständig über Alles unterrichten zu können, indem ich sie auf dieses Buch hinweise, da in der That dieses Leben zu kurz ist, um jedem Antrag auf

636.5
N 901

460116
258411

Ertheilung erschöpfender Auskunft über alle Theile der Geflügelzucht schriftlich zu entsprechen.

Noch erlaube ich mir eine kurze Bemerkung: als ich im Jahr 1852 den Hühnerologischen Verein mit 18 Theilnehmern gründete, war ich allerdings entfernt zu ahnen, welchen Aufschwung derselbe nehmen und welche große Zahl von Vereinen ihm folgen würde. Zugleich gestatte ich mir, den besonders von gelehrter Seite früher stark angefochtenen Namen „Hühnerologie“ etwas zu berühren. Von der Ansicht ausgehend, daß ein noch so nützlicher Zweck mit einiger humoristischer Beimischung leichter und dabei angenehmer gefördert werden könne, als durch trockene pedantische Formen, nebenher auch, ich will es nicht leugnen, als eine unschuldige Satyre auf die unendlich vielen griechischen Bezeichnungen, welche allgemein verständlicher sehr gut in deutscher Sprache ausgedrückt werden können, erdachte ich jenes Wort. Ueberdies kommen bei der Hühnerzucht häufig Kreuzungen vor, weshalb sollte nicht auch die Kreuzung eines deutschen mit einem griechischen Wort gestattet sein? Wurde mir doch einmal eingehalten, es sei ein Pseudoname, also selbst dieser Vorwurf war gekreuzt, nur in umgekehrter Richtung. Seitdem hat sich die Hühnerologie sozusagen eingebürgert.

Herr Voigt hat es sich zur Ehrensache gemacht, diese sechste Auflage, ohne die hohen Kosten zu berücksichtigen, in jeder Hinsicht sehr elegant auszustatten, und so übergebe ich sie denn den geneigten Lesern mit vollem Vertrauen einer wohlwollenden Aufnahme.

Görlitz, im Herbst 1878.

Robert Oettel.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Die Rentabilität der Hühner- oder Geflügelzucht</u>	1
<u>Mittel zur Verbesserung der Geflügelzucht</u>	6
<u>Die Hühnerzucht</u>	9
<u>Anlage der Hühnerhöfe</u>	10
<u>Parcs oder Abtheilungen</u>	14
<u>Ueber die Fütterung</u>	16
<u>Von den zum Brüten zu verwendenden Eiern</u>	23
<u>Ueber das Brüten</u>	29
<u>Auf natürlichem Wege</u>	—
<u>Auf künstlichem Wege</u>	36
<u>Vom Nichtbrüten</u>	41
<u>Die Aufzucht der jungen Hühner</u>	42
<u>Ueber die Mast</u>	52
<u>Das Neutralisiren der Hähne</u>	59
<u>Ueber Hühnerkrankheiten</u>	62
<u>Die verschiedenen Hühnerracen</u>	73
<u>Cochin-China</u>	76
<u>Brahma-Putra</u>	79
<u>Malayen</u>	80
<u>Das Japanische Seidenhuhn</u>	81
<u>Siamesen</u>	82
<u>Kegerhühner</u>	—
<u>Yotokama</u>	83
<u>Brazilianer</u>	85
<u>Egypter</u>	—
<u>Das Kampfhuhn</u>	86
<u>Dorkings</u>	89
<u>Dominiques</u>	91

	Seite
Spanier	91
Crève Coeur	94
La Flèche	96
Houdan	97
Courtes Pattes	98
Französische Varietäten	99
Paduaner	—
Türken	100
Brabanter	101
Holländer	102
Hamburger	103
Breda	104
Italiener	105
Bergische Kräher	107
Schlotterlämme	—
Strupphühner	108
Siebenbürger Kahlhähne	—
Das Landhuhn	109
Bantams	111
Sebright-Bantams	—
Kampf-Bantams	112
Kukuk-Bantams	—
Peking-Bantams	113
Java- oder Indische Bantams	—
Japanische Bantams	114
Seiden-Bantams	—
Das Japanische Dachshuhn	115
Das Japanische Seiden-Dachshuhn	—
Das Cap-Huhn	—
Das Zwerg-Strupphuhn	—
Das Zwerg-Seidenhaarhuhn	—
Das schwarze Zwerg-Seidenhuhn	116
Gewöhnliche Zwerghühner	—
Das Jungle- oder wilde Huhn	117
Das verwilderte Huhn	118
Ueber Kreuzungen	119
Verschiedene Bemerkungen	121
Vorsicht beim Anlauf	—
Verfendungen von Hühnern	122
Ankunft fremder Hühner	—
Eingewöhnung fremder Hühner	123
Der Blutwechsel	—
Erkennung des Geschlechts	124
Kukukperber-Hähne	—

	Seite
<u>Bermundete</u>	125
<u>Ueberwinterung</u>	—
<u>Aufbewahrung der Eier</u>	—
<u>Borurtheile und irrige Ansichten</u>	127
<u>Verbreitung nützlicher Racen</u>	—
<u>Kleines Hühner-Lexikon</u>	129
<u>Geflügel-Literatur</u>	131
<u>Das Rebhuhn</u>	132
<u>Die Tauben</u>	133
<u>Taubenschläge</u>	—
<u>Taubenräder</u>	—
<u>Taubenhäuser</u>	—
<u>Die Krankheiten der Tauben</u>	136
<u>Klassifikation der Tauben, Brieftauben zc.</u>	—
<u>Die Gans</u>	140
<u>Vom Brüten</u>	141
<u>Fütterung der Jungen</u>	—
<u>Das Geschlecht zu erkennen</u>	142
<u>Die Mast</u>	—
<u>Krankheiten</u>	144
<u>Die verschiedenen Racen</u>	145
<u>Die Pommerische Gans</u>	—
<u>Die Emdener oder Bremer Gans</u>	—
<u>Die Toulouse Gans</u>	—
<u>Die Lodengans</u>	146
<u>Die Chinesische Gans</u>	—
<u>Die Egyptische Gans</u>	—
<u>Die Bernickelgans</u>	—
<u>Die Rothgans</u>	147
<u>Die Kanadische oder Wildgans</u>	148
<u>Die Ente</u>	—
<u>Die Türkische Ente</u>	151
<u>Die blaue Schwedische Ente</u>	152
<u>Die Rouen-Ente</u>	—
<u>Die Aylesbury-Ente</u>	—
<u>Die Muschel-Ente</u>	153
<u>Die Holländische hakenschnäbelige Ente</u>	154
<u>Die Bahia-Ente</u>	155
<u>Die Löffel-Ente</u>	—
<u>Die spitzschwänzige Ente</u>	156
<u>Die Eider-Ente</u>	157
<u>Die Carolinen-Ente</u>	159
<u>Die Mandarin-Ente</u>	161
<u>Die künstliche Entenbrut in China</u>	162

	Seite
Das Perthuhn	163
Das Truthuhn	165
Das wilde amerikanische Truthuhn	169
Der Fasan	173
Fasanenzucht in Frankreich	—
Fasanenzucht in Oberschlesien und Böhmen	177
Der Halsband-Fasan	178
Der Gold- und Silberfasan	179
Der Goldfasan	—
Der Silberfasan	181
Der Sömmerings-Fasan	183
Der Argus-Fasan	184
Der Impeys-Fasan	—
Der Königsfasan	185
Der Buntfasan	—
Der Kupferfasan	—
Der Pfan	186
Das gemeine Pfanhuhn	—
Das Javanische Pfanhuhn	189
Der Schwan	191
Der Polnische Schwan	193
Der wilde oder singende Schwan	—
Der Berwid-Schwan	194
Der schwarze Schwan	195

Die Rentabilität der Hühner- oder Geflügelzucht.

Dies ist eine Frage, welche in neuerer Zeit öfter als je gestellt zu werden pflegt, aber sehr schwer genügend zu beantworten ist, indem sie nach vielen Seiten beleuchtet werden muß. So manche leichtgläubige Naturen lassen sich zu den gespanntesten Hoffnungen verleiten, wenn sie Schriften lesen, wie z. B. die Walther'sche Beschreibung der auf den Gütern des Fürsten von Thurn und Taxis in Böhmen durch ihn eingeführten Madenfütterung und hierdurch erzielten enormen Nutzen, wobei lebhaft zu bedauern bleibt, daß die ganze Erzählung, abgesehen von den darin enthaltenen zahlreichen Unwahrscheinlichkeiten und Irrthümern, welche jedem irgend Sachverständigen gleich in die Augen springen müssen, ein reines Phantasiestück des Verfassers ist; alles, Anlage und Madenfütterung, der große Ueberschuß selbstverständlich, existirt in Wirklichkeit nicht, und ist rein erfunden. Dasselbe gilt von der Anstalt eines Herrn de Sorra bei Paris, welcher 10,000 Hühner täglich mit dem Fleisch von 30 Pferden füttern sollte, und ebenfalls eine Fabel ist, ferner die Anleitung, durch Hühnerzucht mit leichter Mühe eine jährliche Rente von 9000 Mark zu erzielen, oder das Recept, für 9 Mark eine Fütterung zu erfahren, wodurch man für 1 Pfennig täglich 12 Eier mit Doppeldotter erlangen könne. Derartige, auf Täuschung und Schwindel berechnete Anpreisungen giebt es eine Menge, die von Sachkundigen belacht, von Unkundigen aber sehr oft gläubig hingenommen werden.

Hieraus erklärt es sich auch sehr leicht, wenn dem Verfasser Briefe in Menge zugehen, ungefähr folgenden Inhalts: „Mein Einkommen ist für meinen Bedarf nicht hinreichend, ich bin daher auf die Idee gekommen, Hühner- oder Geflügelhof.

men, mir nebenbei durch Hühnerzucht jährlich einige hundert Mark zu verdienen, und bitte Sie daher mir recht ausführliche Anweisungen zu geben, wie ich dies anzufangen habe, welche Gattungen die besten sind, wieviel Eier sie legen, womit ich füttern soll, wie groß der Platz sein muß u. s. w., kurz, schreiben Sie mir nur recht viel darüber.“

Naive Seelen! um alle ähnliche Briefe nach Wunsch zu beantworten, wäre dieses Leben zu kurz, und war dies schon vor längeren Jahren die Veranlassung, die „Praktische Hühnerzucht“ herauszugeben, um einem Jeden die nöthigste Anleitung zu liefern und ihn vor Täuschungen zu bewahren, was in spätern Auflagen um so vollständiger der Fall ist.

Die Wahrheit dürfte hier wie überall wohl ziemlich in der Mitte liegen. Es kommt hierbei wesentlich auf eine Menge näherer örtlicher Verhältnisse an, auf Gelegenheit zum Absatz, und besonders auf die Futterpreise, denn Wenige werden so glücklich sein, ihr Geflügel ohne alle Kosten ernähren zu können. Ausnahmen giebt es allerdings, wie z. B. Besitzer von Taubenschlägen, welche ihren lieben Tauben die Sorge der Ernährung selbst überlassen, und diese besonders auf Bahnhöfen, wo lebhafter Getreideverkehr stattfindet, aus defekten oder zerplagten Säcken auch wirklich reichliche Nahrung finden, mithin lediglich auf fremde Kosten leben. Derartige Besitzer haben allerdings keine Anslagen und bleibt ihnen nur die einträgliche Bemühung, von Zeit zu Zeit die Schläge zu revidiren, und die reife Jugend der Klübe zuzuführen. Dies sind aber eben nur Ausnahmen. Wer seinem Geflügel, wie es zumal in großen Städten häufig der Fall ist, keinen andern Aufenthalt bieten kann, als einen engen gepflasterten Hof, wohin wenig frische Luft und gar keine Sonne dringt, dazu sämmtliches Futter kaufen muß, der wird wenig Freude erleben, nicht viel Eier erhalten und schwächliche Nachzucht aufziehen, bei verhältnißmäßig hohen Kosten. Geflügel bedarf zu seinem Gedeihen reiner Luft, Sonne, Körnerfutter irgend einer ihm zusagenden Art, Grünes, etwas animalischer Nahrung und einiger kalkartiger Stoffe, zur Eierbildung, und wird sich wohlbefinden, wenn man ihm alles dieses zu gewähren vermag.

Der aus der Geflügelzucht zu erzielende Nutzen kann bestehen: 1) aus dem durch Liebhaberei entspringenden Vergnügen, 2) aus der Eierproduktion, 3) aus dem Verkauf nachgezogener edler Racen zu höheren Preisen, 4) aus der Mast, 5) aus den Federn, 6) aus dem Dünger.

Kommt nun vorzugsweise Liebhaberei in Frage, so wird von Rentabilität weniger die Rede sein, denn der reelle Werth eines Vogels bestimmt sich nach dem Gewicht und Marktpreis; was darüber hinausgeht,

ist eben auf Viehhaberei zu rechnen. Allein da das Interesse für schönes Geflügel fortwährend in erfreulicher Zunahme begriffen ist, Beziehungen vom Ausland in der Regel kostspielig sind, zahlreiche Nachzucht von ihnen jedoch zu erlangen ist, so läßt der Verkauf derselben zu angemessenen höheren Preisen auch einen verhältnißmäßigen Nutzen in Aussicht stellen, nicht minder der Verkauf von Eiern edler Racen.

Eine Berechnung über den Ertrag der Eierproduktion zu geben, würde nicht wohl zuverlässig ausführbar sein, da es hierbei nicht nur auf die Produktionsfähigkeit der verwendeten Racen, als auch auf die Ernährungs-kosten und die Zeit der Verwerthung der Eier ankommt, die bekanntlich im Winter den höchsten Preis haben, so daß manche Personen sich ein recht angenehmes Einkommen verschafft haben, durch billigen Einkauf von Eiern im Sommer und theuern Verkauf im Winter.

Die Fruchtbarkeit der Hennen ist ungemein verschieden, d. h. die Zahl der von ihnen in einem Jahr gelegten Eier. Wiederholte sorgfältige Untersuchungen haben ergeben, daß der Eierstock einer Henne gegen 600 Bläschen oder Eierkeime enthält, und da eine gänzliche Erneuerung des Eierstocks nicht stattfindet, ist die Henne auch nicht im Stande im Laufe ihres Lebens mehr als diese ungefähre Zahl Eier zu legen. Wie keine Regel ohne Ausnahme, so kann es auch hier der Fall sein, daß einzelne Hennen mit besonderer Fruchtbarkeit begabt, einen noch reichlicher ausgestatteten Eierstock in sich tragen, allein es sind eben nur Ausnahmen. Erschöpft sie ihren Vorrath durch fleißiges Legen in den ersten Jahren, so wird sie desto eher pausiren oder das Legen gänzlich einstellen. Hühner, welche früh im Jahre ausgebrütet worden sind, beginnen meistens schon im Herbst; in der Regel werden sie im zweiten, höchstens dritten Jahr am fruchtbarsten sein; vom vierten Jahr an aber immer mehr nachlassen, weshalb es rathsam ist, Hühner nicht über 4 Jahr alt werden zu lassen, ausgenommen bei besonders werthvollen Exemplaren, wo man selbst auf wenige Eier noch einen Werth legt.

Es würde eine müßige Aufgabe sein, angeben zu wollen, wie viel Eier eine Henne jährlich legen kann oder soll, da dies je nach der Race, der einzelnen Individualität, der Fütterung u. s. w. ungemein verschieden ist. Findet doch selbst bei gleicher Race, in demselben Raume gehalten, oft ein wesentlicher Unterschied statt, so daß man in der That Bedenken tragen muß, irgend eine bestimmte Zahl als Norm anzunehmen, da man keine Garantie für die Richtigkeit hat. Es liegt im Naturgesetze, daß die Bestimmung der Henne sei, ihr Geschlecht fortzupflanzen, was sich schon

aus der Anlage zum Brüten ergibt, nicht aber täglich ein Ei zu liefern, um Eierkuchen oder ähnliche Fabrikate daraus zu bereiten. Hört man von sogenannten Alltagslegern, so könnte man verleitet werden zu glauben, es würden im Jahre 365, im Schaltjahr sogar noch ein Ei mehr producirt, was zweifellos sehr angenehm wäre. Dies ist aber physisch rein unmöglich und dem Naturgesetz ganz entgegen. Eine Henne legt eine größere oder kleinere Anzahl Eier successive ab, pausirt dazwischen einen Tag nach dem ersten, zweiten, dritten oder auch nach mehr Vegetagen, und schickt sich dann zum Brüten an, wogegen diejenigen, welche keinen Drang dazu verspüren, eine etwas längere Pause machen, binnen welcher eine neue Serie Eier am Eierstock heranreift. Berücksichtigt man nun die einzelnen Tagespausen, sowie die längeren Erholungspausen, ferner die Zeit der Mauser, mehrere Wochen danernd, wo die Hennen mit sehr seltenen Ausnahmen gar nicht legen, da die Körperflüssigkeiten mit dem Ersatz der Federn beschäftigt sind, so wird man leicht berechnen können, wie es rein unmöglich sei, von einer Henne, wie vielfach behauptet wird, jährlich 300, selbst 200 Eier erwarten zu können, und wären 120 bis 150 schon sehr befriedigend. Läßt man aber eine Henne noch ein oder zwei Mal brüten, dann wird das Legefacit ein weit geringeres sein.

Die Mast ist ein Gegenstand von hoher Bedeutung, und gewährt unbestritten, zweckmäßig gehandhabt, einen guten Nutzen, worüber Näheres bei Beschreibung der einzelnen Racen bemerkt werden soll.

Die Federn haben natürlich bei einigen Vögeln einen nur geringen, bei andern, wie z. B. bei den Gänsen, einen höhern Werth. Selbst die Hühnerfedern werden seit Kurzem benutzt, und in Frankreich sogar gesponnen und zu Geweben verarbeitet; ein ganz neuer Industriezweig.

Der Werth des Düngers ist nicht zu unterschätzen, und dem Guano, der überdies häufig verfälscht wird, zu vergleichen, so daß man ihn nur verdünnt oder aufgelöst zu verwenden hat, wo er kräftig wirkt.

Hier anschließend ist noch zu bemerken, daß die Geflügelzucht im Ausland auf sehr verschiedene Art betrieben wird. In England z. B. gehen die Bestrebungen hauptsächlich dahin, recht große und schwere Exemplare, die jedoch alle für die betreffende Race als mustergültig betrachteten Formen und Farben in größter Vollkommenheit entfalten müssen, zu erziehen, um dafür hohe Prämien auf den Ausstellungen, und in Folge dessen äußerst hohe Preise zu erlangen. In Frankreich, zum Theil auch in Belgien und Holland sucht man jedoch mehr dem wirklich praktischen Nutzen, durch Eier-Produktion und Mast Rechnung zu tragen, was schon, den großen Bedarf

in Frankreich selbst abgerechnet, durch die enorme Ausfuhr von Eiern nach England hervorgeht. Selbst aus Deutschland, und neuerer Zeit auch aus Ungarn, gehen große Eiertransporte nach England, welches nicht im Stande ist, seinen Eierbedarf im Lande zu decken. In Frankreich werden herrliche Racen von Hühnern, Enten, Gänsen, Truthühnern ꝛc. gezüchtet, welche dem beabsichtigten Zweck vollständig entsprechen, theils vorzüglich legen, theils sich leicht und schnell aufziehen, sich auch zur Mast sehr qualificiren. In Deutschland begegnet man, zumal auf dem Lande, sehr häufig dem Vorurtheil, die alten, seit unvordenklichen Zeiten landesüblichen Racen seien die besten und nützlichsten, was sich meistens aus der Vorliebe für das Althergebrachte erklärt. Dies widerlegt sich jedoch schon dadurch, daß man längst vierfüßige Thierracen vom Auslande eingeführt und durch Nachzucht oder Kreuzung die inländischen Racen verbessert hat; weshalb sollte das Geflügel keiner Aufbesserung bedürfen? Nebenbei kommt auch der Kostenpunkt beim kleineren Landmann sehr in Betracht, und er scheut mit wenig Ausnahmen alle Geldausgaben. Wird ihm aber Gelegenheit geboten, besseres Geflügel billig zu erlangen, und er überzeugt sich, daß er für größere Eier und stärkere lebende Exemplare höhere Preise als früher erhält, so ist er hoch erfreut.

Im Allgemeinen begegnet man oft dem Vorurtheil, die Geflügelzucht bringe gar keinen Nutzen, und sei namentlich auf größeren Gütern nur eine geduldete Beigabe, ohne nennenswerthen Erfolg. Leider ist diese irrige Ansicht besonders auf den Dominien und umfangreichern Landgütern noch ziemlich verbreitet, indessen schwindet sie in neuerer Zeit mehr und mehr, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Geflügelzucht, rationell betrieben, je nach dem Umfang, einen recht netten Ueberschuß zu gewähren vermag. Unter rationellem Betriebe ist die richtige Auswahl der Racen, zweckmäßige Fütterung und Abwartung zu verstehen.

Ueber Maßregeln, die Geflügelracen selbst zu verbessern, mehr im folgenden Abschnitt.

Mittel zur Verbesserung der Geflügelzucht.

Eine Verbesserung des mannichfaltigen Geflügels kann auf mehrfache Art angestrebt werden, wie es theilweise bereits auch geschieht, mit mehr oder minder günstigem Erfolg. Die Mittel hierzu sind gegeben: in den zoologischen Gärten, in den Akklimatisations-Anstalten, in den Vereinen, in deren Ausstellungen, und in denen von den Vereinen oder deren Mitgliedern zu machenden Versendungen von lebendem Geflügel und deren Eiern, behufs des Ausbrütens derselben.

Was die zoologischen Gärten betrifft, so beschäftigen sich solche allerdings mehr in naturhistorischem oder wissenschaftlichem Interesse mit der Pflege seltener ausländischer Thiere, welche weniger einen reellen Nutzen gewähren, als vielmehr dem Besucher zur angenehmen Unterhaltung dienen, zugleich auch Veranlassung zum Studium bieten. Was besonders die reisenden Thiere betrifft, so macht es allerdings einen eigenthümlichen Effekt, wenn man hört, daß z. B. die jährliche Unterhaltung eines Löwen, dessen Verfolgung in seiner Heimath auf jede Weise versucht wird, sich auf ungefähr 900 Mark berechne. Indessen giebt es auch Direktoren derartiger Gärten, welche nutzbringende Racen in gelungenen Exemplaren dem Publikum vorzuführen bemüht sind, und deshalb allen Dank verdienen. Jedenfalls haben zoologische Gärten volle Ansprüche auf Anerkennung, und tragen wesentlich bei, den Sinn für die Thierwelt rege zu erhalten und zu befördern.

Zu den Akklimatisations-Anstalten übergehend, welche, ihrem Princip entsprechend, sich die Aufgabe stellen, fremde Thiere an unser Klima zu gewöhnen, fortzuzüchten und hierdurch ihre weitere Verbreitung zu beför-

dern, nebenbei aber auch einheimische Thiere durch sorgfältige Auswahl zu veredeln, so sind Anstalten dieser Art allerdings noch sehr selten. Eine Hauptanstalt, ja man könnte wohl sagen, die einzige hervorragende, ist die Gesellschaft für Akklimatisation im Bois de Boulogne bei Paris, die jedoch in Folge des Krieges ihre Thätigkeit einzustellen genöthigt war, da während der Belagerung alle lebende Wesen für die hungernden Magen der Pariser bluten mußten; wurden ja doch selbst die Elephanten nicht verschont, die ziemlich zähe geschmeckt haben sollen. Seitdem ist Alles vollständig ersetzt und vermehrt worden.

Um einen Begriff von der Reichhaltigkeit dieses vortrefflich geleiteten Instituts zu geben, genüge es, hier anzuführen, daß laut der letzten Liste anzutreffen waren:

41	Gattungen	Hühner,
19	"	ausländischer Enten,
12	"	einheimischer Enten,
9	"	Gänse,
5	"	Truthühner,
10	"	Fasanen,
3	"	Perlhühner,
3	"	Pfauen,
6	"	Nebhühner,
2	"	Schwäne,
5	"	Kraniche,

ohne die große Masse von Tauben aller Sorten, einer Menge anderer Vögel und Vierfüßler, die alle anzuführen hier nicht die Aufgabe sein kann. Noch beschäftigt sich das Institut mit dem Verkauf lebender Exemplare und der Versendung von Eiern der meisten Vögel, zu den Preisen von $\frac{1}{4}$ bis zu $1\frac{1}{2}$ Franken (= 0,20 bis 1,50 Mark) das Stück. Mehrfache Beziehungen von dort zeugten für die Realität, und wäre das befürchtete Verhängniß lebhaft zu beklagen gewesen. In Lyon besteht ebenfalls eine ausgezeichnet geleitete Akklimatisations-Gesellschaft unter dem Namen Parc de la tête d'or, welche während des Krieges ihre Wirksamkeit beinahe ganz einstellen mußte, sie jedoch unmittelbar nachher mit der größten Energie wieder aufgenommen hat.

Ein Hauptverdienst um die Verbreitung edler und besserer Geflügelrassen dürfte unter allen Umständen den Vereinen für Geflügelzucht zu fallen, und zwar vorzüglich durch die von ihnen veranstalteten Ausstellungen, sowie durch die Abgabe von Eiern.

Der zuerst entstandene Verein dieser Art war der im Jahre 1852 in Görlitz gegründete Fühnerologische Verein, ursprünglich aus 18 Mitgliedern bestehend und zusammengetreten in der Absicht, einige schöne Stämme Fühner für gemeinschaftliche Rechnung kommen zu lassen. Dies erfolgte mit einer Sendung Malayen von Nolan in Dublin, welche unter den Mitgliedern, Bedingungen zur Vermehrung derselben vorbehaltend, verlost wurde. Der Verein nahm schnell einen so bedeutenden Aufschwung, daß in einigen Jahren die Mitgliederzahl bis auf 1200 stieg, doch hat sich solche naturgemäß, da später ähnliche Vereine an sehr vielen Orten entstanden, wieder etwas reducirt. Er hält alljährlich im Herbst eine Ausstellung ab, womit eine Verloosung, jedoch nur unter den Mitgliedern ohne weitere Einlage verbunden ist, wozu der Ueberschuß der geringen jährlichen Beiträge von 2 Mark verwendet wird. Einen Begriff von der Thätigkeit dieses Vereins liefert beispielsweise die Eierversendungsliste, laut welcher seit dem Jahr 1855 bis Ende 1878 zusammen 68,745 Eier nach allen Richtungen versandt worden sind, lediglich um ausgebrütet zu werden. Im Jahr 1857, wo die stärksten Sendungen stattfanden, belief sich die Anzahl der verschickten Eier auf 7412, eine Summe, die natürlich in folgenden Jahren nicht mehr erreicht worden ist.

Obigem Verein folgten successive zahlreiche andere, und wenn in manchen Gegenden der Sinn für Geflügelzucht noch beträchtlich zu schlummern scheint, so ist er in vielen dagegen um so lebhafter, und hierin zeichnet sich wiederum vorzüglich das Königreich Sachsen aus. Nicht bloß in den größeren Städten, sondern auch an kleineren Orten haben sich Vereine gebildet; so sind z. B. in der kleinen, aber höchst gewerthätigen Oberlausitz eine Menge Vereine, die sämmtlich ihre regelmäßigen Ausstellungen abhalten und Vorzügliches leisten.

In Braunschweig hatte sich unter Vorsitz des Herrn Hugo du Roi ein Geflügelzüchterclub gebildet, zu dem Zweck, edle Racen in ihrer Reinheit fortzuzüchten, und dieselben auf Musterausstellungen vorzuführen. Dies war um so verdienstlicher, als bekanntlich durch länger fortgesetzte Inzucht ohne zeitweisen Blutwechsel ein Rückgang stattfindet. Andererseits hat die Erfahrung ergeben, daß manche in ihrer Heimath vorzügliche Racen, sei es in Folge des Klima, des Wassers oder der Fütterung bei uns nicht so prosperiren, wogegen sie mit andern gekreuzt, gute Resultate liefern, worüber später mehr unter dem Artikel: Kreuzungen. Ebengedachter Club scheint indessen wieder sanft entschlummert, da man keine neueren Nachrichten über seine Wirksamkeit hat. Um indessen in seinem Geiste

fortzufahren, und womöglich Gleichheit in den Ansichten bei Prämiiirungen herbeizuführen, ist die Anlegung eines Standard oder Musterbuchs eingeleitet worden, nach dem Vorbilde Englands und Amerikas. Wenn nun hierdurch mehr der Liebhaberei Rechnung getragen wird, so strebt man von der andern Seite dahin, den praktischen Nutzen ins Auge zu fassen, und durch rationelle Kreuzungen für Racen zu sorgen, gute Leger oder leicht mastfähige.

Die Ausstellungen sind nun ein Hauptförderungsmittel in aller Hinsicht. Manchem, der eine weite Reise scheuen würde, wird Gelegenheit geboten, in der Nähe seine Wünsche zu befriedigen, und die reiche Auswahl läßt das Bessere von dem minder Guten unterscheiden, ja häufig entsteht bei Personen, die mehr aus Neugierde hingehen, die Idee, sich ebenfalls mit Geflügelzucht zu beschäftigen, und der wohlthätige Zweck der Verbesserung und Verbreitung wird immer mehr und vielseitiger erreicht. Dies zeigt sich auch durch die gewöhnlich zahlreichen Verkäufe auf den Ausstellungen, wo viele Züchter einen Theil ihrer entbehrlichen Nachzucht zu guten Preisen an den Mann bringen, die dem neuen Besitzer die Anschaffung bessern Geflügels erleichtern. Diejenigen endlich, welche lebende Exemplare des etwas höhern Kostenpunktes wegen nicht kaufen wollen, können durch die Beziehung von Eiern aus soliden Quellen ihren Wunsch befriedigen, und wenn auch etwas später, aber dennoch zu guten Racen gelangen.

Nach dieser Einleitung zu den einzelnen Geflügelgattungen übergehend, beginnen wir mit

der Hühnerzucht

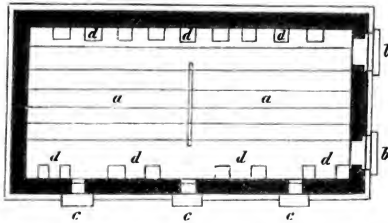
als derjenigen Gattung, welche unstreitig den ersten Impuls zur Verbesserung der Geflügelzucht im Allgemeinen gegeben hat, weitaus das lebhafteste Interesse erregt, und auf allen Ausstellungen mit Ausnahme der stets sehr zahlreichen Tauben am stärksten vertreten ist. Von keiner andern Geflügelgattung kann man behaupten, daß sie sich in kurzer Zeit mehr Freunde erworben hätte, und ist deren Zahl fortwährend noch im Steigen begriffen. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß unter allem Geflügel die Hühner die stärksten Eierproducenten sind, eines stets so gesuchten Artikels, nicht minder in ihren verschiedenen Altersklassen, allerdings vorzugsweise in der Jugend, sei es mit oder ohne Mast, jederzeit auf der Tafel will-

kommen sind, demnach eine sehr vielseitige Verwendung finden, ohne das Vergnügen in Anschlag zu bringen, was das Halten derselben, die Aufzucht, nach Umständen auch etwaige Kreuzungsversuche gewähren.

Anlage der Hühnerställe.

Es bedarf wohl keiner besondern Erwähnung, daß ein Jeder, der Geflügel zu halten beabsichtigt, in erster Linie darauf bedacht sein muß, für eine zweckentsprechende nächtliche Unterkunft desselben zu sorgen. Wie und wo ein Hühnerstall am besten anzulegen sei, wird in der Regel die dazu vorhandene Gelegenheit und der verwendbare Raum ergeben, auch kommt es zunächst darauf an, auf welche Bevölkerung Rücksicht genommen werden muß, ob ein einziger Stall, sei es mit oder ohne Abtheilungen, oder vielleicht mehrere Ställe anzulegen sind, je nach dem Umfang der Hühnerzucht. Eine Richtung nach Mittag ist, was die Fensterlage betrifft, höchst wünschenswerth, und den Hühnern hinsichtlich der Einwirkung der Sonnenwärme ungemein zuträglich. Wird der Stall in einen Kuhstall oder Schuppen eingebaut, so kann man freilich nur mit gegebenen Größen rechnen. Allein wenn ein beliebiger freier Platz zur Disposition steht,

Figur 1.



oder man beabsichtigt, ein besonderes, lediglich diesem Zweck gewidmetes Gebäude aufzuführen, so kann die Zeichnung **Figur 1** ein ungefähres Bild der innern Einrichtung liefern, die äußeren Verhältnisse dem Geschmack des Erbauers überlassend. **a** sind die Sitzstangen, 40 cm

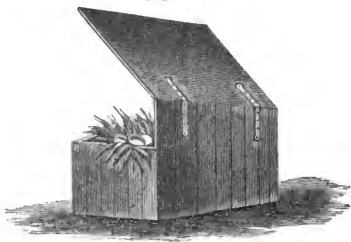
vom Boden entfernt angebracht, 7 cm breit, und oben abgerundet, da diese Form dem Bau der Krallen am besten entspricht, und mindestens 30 bis 36 cm von einander entfernt, aber sämmtlich in gleicher Höhe vom Fußboden. Der früher oft angewendete Gebrauch, diese Sitzplätze terrassenförmig ansteigen zu lassen, ist deshalb zu verwerfen, weil die Hühner stets gern hoch aufbäumen, muthmaßlich um den Dunst der am Boden liegenden Exkremente zu entrinnen, bei diesem Bestreben sich um die höchsten Plätze streiten, und hauptsächlich deswegen, weil sie sich häufig, früh beim Oeffnen

des Stalles schnell herunterstürzen, hiervon aber, namentlich bei jungen Hühnern, die verbogenen Brustbeine herrühren. b sind größere Eingangsthüren, zur menschlichen Passage, wovon allenfalls die vordere in Wegfall kommen kann. c hingegen sind die Aus- und Eingangsthürchen für die Hühner, etwa 18 cm breit und 24 cm hoch. Diese kleinen Oeffnungen sind früh zu öffnen und Abends sorgfältig zu verschließen; am zweckmäßigsten und sichersten durch Schieber von starkem Eisenblech oder Zink, in einem Falz von gleichem Material laufend, weil Erfahrung die Untauglichkeit hölzerner Schieber, bei trockner Witterung schwindend, bei nasser quellend, ergeben hat, Wader, Ittisse oder ähnliche ungebetene Gäste aber keiner großen Oeffnung bedürfen, um sich durchzuarbeiten und den Besitzer in großen Verlust zu bringen. d sind die zum Legen bestimmten Nester, welche am besten in viereckigen Holzkästen von 34 cm lichter Weite im Quadrat und 14 cm Höhe bestehen, um der darin Platz nehmenden Henne jede Richtung zu ermöglichen. Da die Henne das meistens etwas längere Zeit erfordernde Legegeschäft gern im Verborgenen oder in einem dunkeln Raume vollzieht, so ist zu empfehlen,

dergleichen Kästen nach Zeichnung **Figur 2** anfertigen zu lassen, dergestalt, daß die eine Wand etwa 14 cm höher ist, und ist dieser Wand durch Bänder eine Decke von 42 cm Länge anzubringen, die schräg an die Wand gelehnt wird, hierdurch eine Art Halbdunkel bildend, so daß die Henne noch von beiden Seiten in das

Nest gelangen kann. — Derselbe Zweck läßt sich indessen auch bei offenen Nestern ziemlich dadurch erreichen, wenn man ein breites Brett schräg über der ganzen hintern Nesterreihe anbringt, dieselben um einige Centimeter überragend, damit die etwa auf den Rand sich setzenden Hühner sie nicht verunreinigen können. Die an der Seite der Ausgangsthürchen angegebenen Nester können nach Befinden wegfallen, und sind nur für den Fall nöthig, daß eine sehr große Anzahl Hühner sie erforderlich machte. Uebrigens sind die an der hintern Reihe aufzustellenden Nester nicht auf der Erde, sondern auf einer niedrigen Bank, etwa 14 cm breiter als die Nester, um den Hühnern einen Gang längs der Nester zu gestatten, auf-

Figur 2.



zustellen, ungefähr in der Höhe, daß die Hühner auch unter dieser Wand circuliren können.

In die zu Nestern bestimmten Kästen wird weiches Stroh oder Heu eingelegt, und von Zeit zu Zeit erneuert, um der Ansammlung von Ungeziefer vorzubeugen und ein sogenanntes Nestei, da die Hennen leere Nester gewöhnlich wieder verlassen. Man nimmt nun zwar zu diesem Behuf gewöhnlich ein nachgeahntes, auf Porcellan, Gyps oder Kreide geformt, oder auch von Holz gedrechselt, weiß überstrichen, allein sehr häufig erkennen die Hennen diese Täuschung und verscharren solche Eier unter das Stroh, weshalb es vorzuziehen ist, wirkliche Hühnereier auszublasen, die mit Sand gefüllt und an den Enden gut verklebt zu benutzen sind.

Die angemessenste Höhe für einen Stall ist diejenige, daß ein Mann darin herumgehen kann, ohne sich bücken zu müssen, was sehr unbequem ist.

Für Ventilation zu sorgen, darf nicht übersehen werden, und wird dies namentlich im Winter, wo die Hühner zuweilen den Stall mehrere Tage nicht verlassen, am besten dadurch erreicht, daß man an den beiden einander gegenüberstehenden Seiten ganz oben Oeffnungen, etwa 4 cm weit, anbringt, wodurch sich entwickelnde Gase entweichen. Man hat Beispiele, daß ohne diese Vorsichtsmaßregel bei großer Kälte die Ausdünstungen der Hühner an den Wänden sich krystallisirt hatten, der größere Theil der Hühner frühmorgens betäubt, ein kleinerer sogar bereits erstickt gefunden wurde. Außerdem sind in der Vorderseite des Stalles Fenster anzubringen, von dichtem Draht, welche fest eingelegt, aber so eingerichtet sind, daß für den Winter Glasfenster vorgelegt werden können.

Der ganze Bau kann von Mauer, Fachwerk oder am billigsten von Holz hergestellt werden, mit einem beliebigen Dach von Ziegeln, Zink oder Dachpappe.

Am zweckmäßigsten ist es, den Fußboden des Stalls 1 bis 1,25 m über der Erde anzubringen und denselben zu dielen, wodurch der doppelte Vortheil erlangt wird, erstens unter dem Stall den Hühnern einen Raum zu sichern, worin sie bei starkem Winde oder Regenwetter eine Zuflucht finden, nebenbei aber in der offenen trockenen Erde scharren und sich federn können, zweitens um in der Lage zu sein, bei sehr großer Kälte einen doppelten Boden anbringen zu können, der ganz einfach aus alten Brettern, Latten oder Stangen bestehend, 15 bis 18 cm hoch mit Stroh, Laub oder trockenem Dünger ausgefüllt wird. Röthigeusfalls kann man auch zu besserer Erwärmung die Außenwände des Stalles mit Strohmatten verhängen. Außer zum Zweck des Legens gehen Hühner bei Tage nicht

gern in den Stall, sondern halten sich lieber im Freien auf, weshalb ihnen bei ungünstiger Witterung der Raum unter dem Stall sehr willkommen ist.

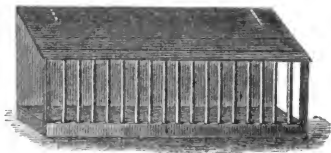
Animalische Wärme, wie z. B. in einem Kuhstall, sagt den Hühnern gut zu, dagegen ist eine künstliche Heizung deshalb nicht zu empfehlen, weil sie sich dadurch verweichlichen und dann selbst an kühlen Sommertagen fröstelnd dastehen. Bei Befolgung obiger Vorsichtsmaßregeln wird sogar bei strenger Kälte kein Huhn erfrieren.

Reinlichkeit im Stall ist eine Hauptsache, und sehr wünschenswerth, man möchte sagen: unerlässlich, täglich den Stall zu kehren und etwas frischen Sand einzustreuen, auch mindestens alljährlich einmal den Stall, Stangen und Nestkasten mit scharfer Kalklauge zu weissen, um das sich nur zu häufig ansammelnde Ungeziefer zu vertilgen, welches die Hühner sehr belästigt. Welchem Hühnerfreund dürften die kleinen niedlichen, in grauem Gewande einher schleichenden Thierchen, gewöhnlich Hühnerläuse genannt, unbekannt sein, welche selbst einen Menschen fast zur Verzweiflung bringen können, wenn man das Mißgeschick hat, eine Portion derselben im Stall unbewußt zu erwischen, die dann auf allen Körpertheilen sich bemerklich machen. Häufig sitzen sie auf den hölzernen Sitzstangen in Gruppen höchst gemüthlich beisammen, in welchem Fall einige Tropfen Petroleum, sanft auf sie herabträufelnd, ihnen einen schnellen und sichern Untergang bereiten.

Ein anderes Mittel hiergegen ist, in einer Pfanne auf glühenden Kohlen ohne Flaume so viel Schwefelblüthe im verschlossenen Stall zu verbrennen, daß der Rauch oder Dampf des Schwefels in alle Theile, Winkel, Fugen und Risse gehörig eindringt. Ein Bestreichen der sämtlichen Holztheile mit verdünnter Carbonsäure wird auch vielfach empfohlen.

Ist man im Winter bei großer Kälte, starkem Schneefall oder Thauwetter genöthigt, sogenannte Stallfütterung einzuführen, so bedient man sich eines Futterapparats laut Zeichnung **Figur 3**, der nach Verhältniß der zu speisenden Anzahl länger oder kürzer konstruirt werden kann und den Nutzen hat, daß das Futter nicht verunreinigt und verscharrt werden kann. Die Entfernung der Sprossen von einander beträgt 6 cm, weit genug, um den Kopf durchstecken zu können, die lichte Höhe des das Futter enthaltenen

Figur 3.



Bodens 6 cm und die innere Breite desselben 7 cm. Die Decke oder Klappe ist beweglich, um das Futter von oben einzuschütten. Auch läßt sich nach Umständen ein doppelter Apparat verwenden, in welchem Fall die hintere Wand als Scheidewand dient, und nur eine zweite Deckklappe erforderlich ist. Bei der Stallfütterung ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß es den Hühnern nie an Wasser fehle, wiewohl wenn dasselbe leicht gefriert, Schnee ohne Nachtheil gegeben werden kann. Auch muß stets einiger Vorrath von altem Kalkschutt oder klein zerstoßenen Eierschalen, vorhanden sein, und etwas Grünes, wie Kohl, Spinat u. s. w. wird zum Wohlbefinden beitragen. Kesseln, im Sommer getrocknet, klein zerrieben und im Winter unter das Viehfutter gemischt, ersetzen ebenfalls theilweise das Grüne.

Ferner läßt sich auch ein kleiner viereckiger Apparat, etwa 28 cm im Quadrat und ebenso hoch, auf gleiche Weise einfach herstellen. Die Entfernung der Sprossen ist ebenfalls 6 cm, so daß die Hühner von allen 4 Seiten den Kopf durchstecken und fressen können. Der Verunreinigung wird durch ein oben querüber genageltes Brett vorgebeugt. Man muß die für die Lokalität passendste Form wählen.

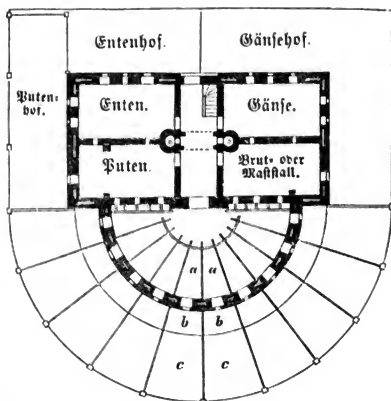
Parcs oder Abtheilungen.

Zwei Punkte kommen hier in erster Linie in Frage:

- 1) soll nur eine einzige Race gezüchtet werden, oder
- 2) mehrere, wie es jetzt häufig der Fall ist.

Beschäftigt man sich nur mit einer einzigen Race, und überdies auf einem geräumigen Wirtschaftshofe, wo die Hühner frei herumlaufen können, so erledigt sich die Frage von selbst, da man dann keine Abtheilungen nöthig hat; will man jedoch verschiedene Racen züchten, so sind Einrichtungen nöthig, die einzelnen Racen von einander abzusperren, um willkürlichen Kreuzungen vorzubeugen und steten Kampf und Streit zu verhüten. Wenn nun bei Anlage der Ställe, die im vorhergehenden Abschnitt gegebenen Anleitungen auch befolgt werden, so ist damit die Sache noch nicht erledigt, denn es muß noch auf einen freien Raum bedacht genommen werden, ohne den die Hühner nicht gedeihen würden. Für eine jede Gattung muß natürlich eine besondere Abtheilung gebildet werden, und kommt es hierbei sowohl auf die erforderliche Anzahl, als auf die vorhandene Gelegenheit an. Nachstehende Zeichnung **Figur 4** giebt eine Idee zu einer großen Anlage mit zahlreichen Abtheilungen, und ist leicht

Figur 4.



erklärlich. a bezeichnet die Ställe, b freie mit Sand bedeckte Plätze, und c grüne Rasenflächen. Die Dimensionen sind nach Befinden zu verändern und können die äußern Grenzen beliebig abgeschlossen werden. Es ist dabei von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß die Ställe, unter sich durch Verschlüsse von Brettern oder Latten getrennt, nach innen einen großen, nach vorn einen kleinen Eingang haben, und wie vorher angegeben, 1 bis 1,25 m über der Erde zu

dem beabsichtigten Zweck angelegt sind, die mit Sand bestreuten Plätze b dazu dienen, den Hühnern einen freien Ausgang zu bieten, und endlich die mit Rasen versehenen Flächen c theilweise geschlossen werden können, um zur bessern Schonung des Rasens den Hühnern nur von Zeit zu Zeit oder einen Theil des Tages den Eintritt zu gestatten. Hierbei ist noch zu bemerken, daß, da den Hühnern ein feuchter Untergrund entschieden nachtheilig ist, der Sandplatz stets möglichst trocken gehalten werden muß, sei es durch nach vorn sich senkende Lage, oder Gräben, keinesfalls aber darf er höher liegen als der unter dem Stall befindliche Raum, um die darin vorhandene Erde stets ganz trocken zu konserviren, damit sie ihren Zweck erfülle.

Dem Plan beigelegt sind einige Ställe und Plätze für Enten, Gänse und Puten, die nach Befinden auch zu Brütlokalen, zur Aufzucht jungen Geflügels etc. benutzt oder auch in Wegfall kommen, und sonst nach Güt-dünken und Lokalität mehr oder weniger verändert werden können. Selbstverständlich kann je nach Bedarf die Zahl der Abtheilungen verringert, auch die Rasenplätze, wenn Raum vorhanden, gleich den Sandplätzen vergrößert werden.

Die Trennung der verschiedenen Abtheilungen im Freien, d. h. außerhalb der Ställe erfolgt am besten durch Drahtgitter, die in einzelnen

Feldern mit Holzrahmen, je nach der Länge des Raums an einander gesetzt werden können. Diese Drahtgitter haben den Vorzug, Luft und Sonne unbehindert durchzulassen, keinen Schatten zu werfen, können aus schwachem Draht bestehen und 7 bis 10 cm weit sein. Dagegen ist der untere Theil in einer Höhe von 50 cm aus Brettern oder ebenfalls aus Drahtgitter, jedoch nur mit Maschen von höchstens 2 cm Weite herzustellen, um die bei größeren Oeffnungen unausbleiblichen Kämpfe der angrenzenden Hähne und selbst der Hennen zu vermeiden, wodurch oft gefährliche Verwundungen herbeigeführt werden würden.

Was die Höhe dieser Abtheilungsfelder anlangt, so genügen für Racen mit kurzen Flügeln, wie Cochins und Brahmas 1 bis 2 m, allein für die meisten andern Racen reicht dies nicht hin, und sind wenigstens 2½ bis 3 m nöthig, um dem Ueberfliegen vorzubeugen. Zieht man vor eine geringere Höhe zu bestimmen, so kann man sich dadurch sichern, daß man oben herüber Bindfadennetze zieht, wozu alte Fischernetze ein billiges Auskunftsmittel sind. Draht würde theurer kommen, wäre aber allerdings noch dauerhafter, besonders wenn er gefirnist würde.

Sollte man im Stande sein, durch die Anlage einen kleinen Bach oder Kanal mit fließendem Wasser leiten zu können, vielleicht auch ein Bassin für Enten u. s. w. anzulegen, so würde das Ganze allerdings an Annehmlichkeit sehr gewinnen. Da nicht jedem Hühnerfreund ein geeigneter Raum zur Verfügung steht, so ist man auf die Idee gekommen, auf dem Boden des Hauses den Hühnern ein Heim zu bereiten, was auch mit dem besten Erfolg ins Werk gesetzt worden ist. Der Fußboden wird dick mit Sand oder Erde bestreut, Abtheilungen können ebenso gut als im Freien durch Netze oder Drahtgitter hergestellt werden, und wenn namentlich für Grünes und etwas animalische Nahrung gesorgt wird, werden sich die Hühner sehr wohl befinden. Hierzu kommt noch, daß sie gegen Regen, Schnee und Sturm vollkommen geschützt sind.

Ueber die Fütterung.

Das Huhn, ursprünglich wild, und noch jetzt in entfernten überseeischen Regionen in diesem Zustande anzutreffen, nährt sich, seinem Instinkt entsprechend, sowohl von animalischen als vegetabilischen Substanzen. Seit Jahrhunderten akklimatisirt und in der Nähe von Menschen lebend, ist die Grundlage seiner Ernährung dieselbe geblieben, nur vielseitiger geworden. Daher nimmt es auch verschiedene Nahrungsmittel zu sich, die in der

Wildniß weniger vorkommen, z. B. allerhand Körner, Brod, gekochte Kartoffeln u. s. w. Das Haupterforderniß seines Gedeihens ist Abwechslung zwischen hartem und weichem Futter. Unter hartem Futter sind Körner, unter weichem hingegen animalische Stoffe und allerhand Pflanzen in rohem oder gekochtem Zustande zu verstehen. Wollte man Hühner ausschließlich mit Körnern füttern, so würde dies nicht nur sehr kostspielig sein, sondern auch selbst bei älteren Hühnern mit der Zeit Unverdaulichkeit und Verstopfung herbeiführen, jungen Hühnern aber noch weit nachtheiliger sein. Wollte man dagegen Hühner, wie mehrseitig vorgeschlagen und empfohlen worden, lediglich mit Pferdefleisch, als der billigsten Fleischsorte, oder sonstigem Fleisch aus den Abdeckereien füttern, so würden zwar die oben erwähnten Uebelstände nicht eintreten, wohl aber andere und zwar, wie die Erfahrung mehrfach ergeben hat, Hitze und Ausschlag entstehen, die Federn ansfallen, die Hühner unter einander sich gegenseitig mit wahren Blutdurst angreifen, nebenbei Fleisch und Eier derartig gefütterter Hühner einen widerlichen Geschmack annehmen. Hierbei ist indessen zu bemerken, daß besagte Schattenseiten sich so grell nur in Folge der Fütterung mit rohem Fleisch gezeigt haben; gekocht ist es weniger nachtheilig, immerhin aber nicht ohne anderes Futter zu verwenden. Ueberdies ist es noch aus dem Grunde höchst gefährlich, rohes Fleisch, wie oben angedeutet, zu füttern, weil die Thiere leicht an einer Krankheit verendet sein können, die durch den Genuß des Fleisches ansteckend und tödtlich wirkt; in gekochtem Zustande werden die schädlichen Substanzen mehr zersezt, obgleich Vorsicht ebenfalls zu empfehlen bleibt.

Das Huhn frißt Körner aller Art, als Gerste, Hafer, Weizen, Heideforn oder Buchweizen und Mais; Roggen nur im Nothfall.

Beobachtet man nun ein Huhn in der Freiheit lebend, wie z. B. auf dem Lande, wo ihm bei kleinen Häuskern vielleicht nur hin und wieder einmal eine Hand voll geringer Körner hingeworfen wird, was allerdings eine billige Ernährungsweise ist, indem ihm die Sorge für seinen übrigen Unterhalt selbst überlassen bleibt, so wird man bemerken, daß es sofort nach erlangter Befreiung aus dem Stall einem Grasgarten oder einer Wiese zueilt, einige junge Grasspitzen zu sich nimmt, hauptsächlich aber bestrebt ist, Würmer und Insekten, welche sich im Morgenthau an der Oberfläche bewegen, mit großem Scharfblick zu entdecken und zu verspeisen. Es wird sich dann im Laufe des Tages gelegentlich auf die Düngerstätte verfügen und seine Jagd auf Mücken, Würmer zc. fortsetzen, auch nach Verborgenem scharrend. Bei trockenem Wetter ziehen sich Regenwürmer Dettel, Hühner- oder Geflügelhof.

und andere Insekten tiefer in die Erde, und um ihnen nachzuspüren, scharren die Hühner, sonst aus keiner Ursache. Nebenbei wird es verloren gegangene Körner an den Scheunen, namentlich zur Erntezeit, aufsuchen, einigen Kalk von den Mauern zu sich nehmen, um die Kalcination der Eier zu befördern und nur beiläufig einiger Körner oder anderer noch billigerer Futterstoffe bedürfen. Je größer die Anzahl, je mehr Nachhilfe durch Verabreichung von Futter ist selbstredend erforderlich. Nun giebt es eine Menge Stoffe, die sich, abgesehen von den Körnern, zur Fütterung eignen. Gekochte klein zerstampfte Kartoffeln, mit Kleie oder Futtermehl vermischt, Mohrküchen, auf gleiche Art bearbeitet, gebrühte Weizenkleie mit Kartoffeln vermischt oder selbst ohne solche, sodann eine Mischung von allen Arten Abfällen von Gemüse, weiße und gelbe Rüben, Kohlrabi, Kürbisse, Runkelrüben u. s. w. gekocht, und mit Futtermehl zu einem dicken steifen Brei verarbeitet, sind sämmtlich Gegenstände, die sich zum Hühnerfutter sehr gut eignen und von ihnen in gekochtem Zustande gern gefressen werden, während sie solche roh größtentheils verschmähen. Ausnahme hiervon machen Runkelrüben, welche auch in rohem Zustande in kleine Würfel zerschnitten, vermuthlich des ihnen beimwohnenden Zuckerstoffs wegen gern gefressen werden, Kleie, mit geringer Milch zu einem Brei verarbeitet, ist ebenfalls eine gute Mischung. Niemals darf jedoch irgend eins dieser Mittel noch warm verfüttert werden, was unausbleiblich den Pips nach sich ziehen würde. Eine Auswahl unter diesen, so zu sagen Futtersurrogaten, zu treffen, muß jedem Züchter überlassen bleiben, nachdem die Gegend einen oder den anderen der Stoffe besser oder billiger hervorbringt.

Werden aber verschiedene Sorten Hühner gehalten, und zwar, wie vorauszusetzen, in getrennten Räumen, wo das Huhn sich die ihm nöthigen Ingredienzien nicht selbst zu beschaffen oder zu suchen vermag, dann liegt dem Züchter die Sorge ob, in seinem eigenen Interesse ihm alles Fehlende möglichst zu ersetzen, nämlich darauf bedacht zu sein, daß es weder an Körnern, noch an weichem Futter, und ebenso wenig an Grünem, als an Eierschalen oder Kalkschutt fehle. Durch Zusammenwirkung aller dieser Theile wird das Gedeihen wesentlich befördert. Was die Körner anlangt, so ist bei Racen, welche sehr zum Fettwerden incliniren, Hafer und etwas Gerste vorzuziehen, da Weizen und Mais mehr auf Anfaß von Fleisch und Fett hinwirken. Mais namentlich ist ungemein nahrhaft, und bei stark legenden Hühnern, wie z. B. Italiener und Spanier, von großem Nutzen, um sie in gutem, legbarem Stande zu erhalten, wogegen er bei

alleiniger Fütterung manche andere Racen zu sehr mästen würde. Ganz bestimmte Normen lassen sich natürlich nicht aufstellen, vielmehr ist Beobachtung der Futterwirkungen erforderlich. Heidekorn ist ebenfalls ein gutes nahrhaftes Futter und dient in der Normandie mit gutem Nutzen zur Fütterung.

Zur Grünfütterung eignen sich im Frühjahr junger Klee, Gras, Salat, Kohl, Spinat allerhand Gartenunkraut, auch der sogenannte Vogelmais, den die Kanarienvögel so sehr lieben, in späterer Jahreszeit Blätter von Runkelrüben und Akazien. Ganz besonders Salat gereicht den Hühnern zum großen Genuß, und wehe dem Salatbeet, zu dem sie gelangen können. Auch Runkelrübenblätter werden mit Vorliebe von ihnen verzehrt. Klein zerbrochene Eierschalen oder alter Kalkschutt sind besonders dann nöthig, wenn die Hühner nicht zu Mauern gelangen können, indem ohne diese Vorsicht und zumal bei sonst gutem Futter leicht der Uebelstand des Eierflößens entsteht. Es bliebe demnach noch der animalische Theil der Fütterung zu behandeln.

Keineswegs kann es, wie bereits erwähnt, die richtige Aufgabe sein, Fleisch oder Maden zur ausschließlichen Sättigung zu bestimmen; im Gegentheil möge man es mehr als Delikatesse betrachten, ohne die doch ein feines Diner nicht gedacht werden kann. Das Huhn verzehrt alle denkbaren animalischen Gegenstände, Insekten, Käfer, glatte Raupen, Regenwürmer, Mehlwürmer (Malkäfer mit besonderer Neigung), Fleisch roh oder gekocht, Maden, Gedärme von Vögeln, Fischen und Säugethieren, Fische, Frösche und sogar Mäuse, und gewährt es beiläufig erwähnt, einen höchst komischen Anblick, wenn eine Henne sich bemüht, eine junge Maus mit Haut und Haar zu verschlucken, das Schwänzchen derselben aber herausragt, und an diesem die Maus von den neidischen Gefährtinnen wieder herausgezogen wird, um ihrerseits gleiches Experiment vorzunehmen, woraus für eine jede der Vortheil hervorgeht, den angenehmen Geschmack zu haben, ohne sich den Magen zu beschweren. Die Schwierigkeit, bei starkem Bedarf sich die hinlängliche Quantität animalischer Substanzen zu verschaffen, hat auf die Idee der Wurmgruben geführt, behufs der Madenerzeugung. Maden können auf verschiedene Art erzeugt werden, am einfachsten durch Niederlegung eines todtten Thieres oder der Gedärme eines Pferdes (welche zur Zeit, soweit bekannt, noch nicht weiter benutzt werden) an einem abgelegenen Ort oder in einer Grube, vor Regen geschützt, worauf sich in einigen Tagen bei warmer Witterung eine ungeheure Masse

kleiner Maden entwickeln. Außerdem kann man auch eine ausgemauerte Grube schichtweise mit Häcksel, trockenem Pferdemiß, Erde, Sägespänen und dazwischen eine Lage Blut von Pferden, Rindern u. s. w. füllen, um ein ähnliches Ergebnis zu erzielen. Im Sommer suchen die Schmeißfliegen begierig alle todtten Körper und deren Inhalt auf, um ihre Eier hineinzulegen, aus denen sich die Maden bilden; da es nun im Winter keine Schmeißfliegen giebt, dürfte anzunehmen sein, daß die auch bei kalter Witterung, zwar langsamere, aber doch erfolgende Madenproduktion von den Eingeweide-Würmern herrühre, welche Frage indessen hier weniger interessiert, da wir uns nur an das Faktum zu halten haben. Für diese Ansicht spricht auch, daß aus einer Mischung von Kleie und Blut sich ebenfalls Maden erzeugen.

Es ist vorgeschlagen worden, menschliche Exkremente ebenfalls zur Erzeugung von Maden zu verwenden; der Erfolg möchte wohl eher in Aussicht zu stellen sein, als die Neigung, einen Versuch zu machen, wiewohl es bei keiner Madenanlage ohne starke Afficirung der Geruchsnerven abgeht. Man muß daher stets einen möglichst abgelegenen Ort wählen, auch durch einen Verschlag vor dem Winde schützen. Ein anderer Vorschlag ist derjenige, in gesegneten Maikäfer-Jahren Massen derselben im Ofen zu dörren und als Winterfutter zu benutzen. Dies wäre ein ziemlich leichtes Auskunfts-mittel, indessen bei der oft eintretenden Seltenheit dieser Käfer nicht regelmäßig in Anwendung zu bringen.

Neuerdings wird auch das sogenannte Fleischfuttermehl, aus den Ueberresten des Liebig'schen Fleischextrakts bereitet, unter die Kleie oder Kartoffeln gemischt, mit gutem Nutzen verwendet.

An manchen Orten werden die sogenannten Vormagen des Rindviehs gekocht und klein zerhackt den Hühnern als animalisches Futter verabreicht; an kleinern Orten sind Vormagen nicht zu haben, da sie, wie so manches Andere, mit in die Wurst gehackt werden. Bei jeder Benutzung von Fleischtheilen oder Gedärmen ist es stets der Vorsicht angemessen, sie nicht roh, sondern gekocht zu verwenden, da durch das Kochen etwaige krankhafte Substanzen aufgelöst werden.

Noch haben in Frankreich Versuche stattgefunden, Hühner in einer Art Omnibus auf frisch geackerte und Stoppelfelder zu fahren, um die auf ersteren befindlichen Würmer, Schnecken u. s. w. zu verzehren, auf letzteren aber die ausgefallenen Körner aufzusuchen. Einige Schwierigkeiten dürften doch wohl aus der großen Beweglichkeit der Hühner entstehen, und sie sich nicht ohne Mühe wieder zusammenbringen lassen, wes-

wegen die Absuchung der Acker zweckmäßiger für ruhigeres Geflügel, wie Gänse, Enten und Truthühner in Anwendung zu bringen sein würde, wie solches auch bereits in vielen Gegenden besonders mit Gänsen geschieht.

Nach obiger allgemeinen Betrachtung über die verschiedenen Futterstoffe kommt es, wie gesagt, auf die obwaltenden Verhältnisse und das Vorhandene an, einen oder den anderen Stoff vorzugsweise zu benutzen, immer unter Beobachtung der erforderlichen Abwechslung.

Im Allgemeinen ist zu empfehlen, die einmal eingeführte Futterzeit regelmäßig inne zu halten, das weiche Futter früh oder im Laufe des Tages, Körner aber Abends reichlich zu füttern, da sie langsamer verdaut werden, und die Nacht hindurch zur Stärkung dienen.

Von Zeit zu Zeit einen Wechsel der Fütterung eintreten zu lassen, ist von großem Nutzen, und man hat sich dabei nach der Jahreszeit zu richten. In der wärmeren Zeit, wo die Eierproduktion am stärksten ist, muß das Futter hauptsächlich aus Fleisch erzeugenden Substanzen bestehen, und nicht zuviel Stärke oder Del enthalten, da letztere Stoffe mehr Wärme oder Fett hervorbringen, allein bei kälterer Witterung, und wenn das Legen nachläßt, muß man auf die entgegengesetzten Wirkungen hinarbeiten. Ueber die den innern Gehalt verschiedener Futterstoffe bildenden Bestandtheile giebt nachstehende chemische Analyse, auf genauer Untersuchung beruhend, einen guten Anhalt, und muß es dem Züchter überlassen bleiben, je nach Bedürfniß mehr auf Wärme und Fett, oder mehr auf Fleischansatz hinzuwirken.

Es befinden sich in 50 kg von:	Fleisch- bildend.	Wärmeerzeugend.		Knochenerzeu- gend.	Hilfsen oder Fasern.	Wasser.
	Kleber zc.	Fett oder Del.	Stärke zc.	Mineralische Substanzen.		
Hafer . . .	15	6	47	2	20	10
Hafermehl .	18	6	63	2	2	9
Weizen . . .	12	3	70	2	1	12
Gerste . . .	11	2	60	2	14	11
Mais . . .	11	8	65	1	5	10
Reis	7	eine Idee	80	eine Idee	—	13
Bohnen und Erbsen . .	25	2	48	2	8	15
Milch . . .	4½	3	5	¾	—	86¾

Kartoffeln sind in Folge ihres großen Stärkegehalts nicht gut ohne Beimischung zu empfehlen, wogegen sie mit Kleie oder Mehl gemischt ein gutes Futter sind, um die Hühner in gutem Stande zu erhalten und das Legen zu befördern.

Buchweizen oder Heideforn ist seinen chemischen Bestandtheilen nach von gleichem Werthe als Gerste, und wirkt entschieden günstig auf die Eierproduktion, weshalb es alle Empfehlung verdient, leider aber in vielen Gegenden Deutschlands wenig angebaut wird. Unzweifelhaft sind die außerordentlichen Resultate an Eiern und Hühnern im nördlichen Frankreich hauptsächlich dem dort fast ausschließlichen Gebrauch dieses Futtermittels zuzuschreiben.

An frischem Wasser, um ihren Durst zu stillen, darf es den Hühnern nie fehlen, und muß dasselbe im Sommer, besonders bei großer Hitze, des Tages zwei Mal wenigstens erneuert, auch, um es kühl zu erhalten, an einen schattigen Ort gestellt werden. Offene Gefäße hierzu sind nicht zu empfehlen, da sie leicht verunreinigt werden und überdies den Nachtheil für Hausenühner haben, daß sie mit den Federn hereintanzen, wodurch leicht Augenkrankheiten entstehen. Man hat, besonders in Amerika, verschiedene,

Figur 5.



theilweis sehr complicirte Saugapparate erfunden, allein das unbedingt beste und zugleich einfachste ist dasjenige, wovon eine Zeichnung **Figur 5** folgt, von dem Erfinder Gérard in Paris Siphöide genannt. Dasselbe besteht aus einer Flasche von Zink, mit einer kleinen Oeffnung unten, etwa 3 cm über dem Boden, und einem etwas höhern vorspringenden Rande dergestalt, daß der dadurch gebildete Raum durch das Loch, und zwar stets in der Höhe desselben sich von selbst aus der Flasche mit Wasser füllt, jedoch so schmal ist, daß die Hühner beim Saufen die Haube nicht mit hineintanzen können.

Besser ist es, das Gefäß nicht oben hermetisch zu verschließen, sondern einen gut schließenden Pfropfen zu benutzen, damit man die Flasche reinigen und vorzüglich den sich meistens ansammelnden, der Gesundheit nachtheiligen grünen Schlamm daraus entfernen könne. Die Herstellungskosten eines solchen Apparats sind so billig, daß man ohne große Auslagen mehrere derselben in Betrieb setzen kann. Auch verzinnetes Eisenblech eignet sich dazu. In neuerer Zeit hat man derartige Apparate auch von Glas hergestellt, selbst von Thon.

Ein gutes Präservativ gegen Krankheits-Erscheinungen mehrerer Art besteht darin, dem Saufwasser von Zeit zu Zeit einige verrostete Nägel beizufügen, wodurch eine Art leichter Mineralbrunnen gebildet wird, und ist dies besonders bei Ankunft fremder Hühner zu empfehlen, welche häufig eine gewisse Mattigkeit zu erkennen geben, die in den meisten Fällen im veränderten Wasser ihren Grund hat, wie man dies ja auch bei Menschen beobachtet.

Die Hauptersfordernisse zum Wohlbefinden der Hühner in geschlossenen Abtheilungen lassen sich daher in Folgendem zusammenfassen:

Gehörig ventilirte, im Winter geschützte Ställe.

Ein Schutzraum gegen Wind und Wetter, mit trockener Erde zum Scharren und Federn.

Ein möglichst trockener Untergrund.

Abwechselnde harte und weiche, sowie etwas animalische Nahrung nebst Grünem oder einem Grasplatz, überhaupt hinreichendes, aber nicht übermäßiges Futter, wenn man mehr reichliches Legen als Mast beabsichtigt.

Eierschalen oder Kalkschutt.

Reines Saufwasser, wie angegeben.

Von den zum Brüten zu verwendenden Eiern.

Ohne eine gute Saat ist auf keine erfreuliche Ernte zu rechnen, und dies trifft auch hier vollkommen zu. Wer an seiner jungen Aufzucht Freude erleben will, was doch bei jedem Hühnerfreunde mit Gewißheit vorauszusetzen ist, hat seine Aufmerksamkeit auf die unterzulegenden Eier und deren Abstammung zu richten. Er hat darauf zu sehen, daß die Eier nicht zu alt, nicht beschmutzt, nicht verletzt sind, und die größte Wahrscheinlichkeit der Befruchtung für sich haben.

Letztere wird hauptsächlich dadurch erlangt, daß man einem an sich kräftigen und nicht zu alten Hahn nicht mehr als 4 bis 6 Hennen beigesellt, womit nicht gesagt sein soll, ein Hahn, zumal wenn er noch jung ist, könne nicht ein Duzend Hennen bestreiten, allein bei einer geringern Anzahl wird man stets sicherer gehen, und kaum ein Ei unbefruchtet bleiben.

Der Einfluß des Hahns auf die Nachkommenschaft ist sehr entscheidend; von einem schönen Hahn und einer minder guten Henne kann man weit eher auf gute Nachzucht rechnen, als von einer sehr schönen Henne.

und einem selbst nur mittelmäßigen Hahn. Desgleichen wirkt die Größe des Hahns auf diejenige der Descendenz; man hat Beispiele, daß u. a. ein Brahmahahn sich mit einer Bantamhenne begattet hat, und die von ihr gelegten Eier waren zwar nicht größer als gewöhnlich, allein die Jungen erreichten fast die väterliche Größe.

Hahn und Hennen müssen ferner fehlerfrei sein, z. B. weder Schiefschwänze noch Kreuzschnäbel, Fehler, die in der Regel erblich sind, haben; auch in der Zeichnung, Farbe und Form der Haube allen Anforderungen entsprechen; ferner dürfen dem Hahn keine Krallen an den Zehen fehlen.

Eine irrige Ansicht ist es, auf enger begrenztem Raume eine größere Anzahl Hennen zu halten, und zu mehrerer Sicherheit zwei Hähne zu nehmen. Abgesehen davon, daß sich zwei Hähne sehr selten auch nur leidlich vertragen, so wird stets derjenige, der nach unausbleiblichen Kämpfen besiegt worden, jederzeit im Genitiv stehen und seine Pflichten nur flüchtig oder unvollkommen vollziehen können, wovon unbefruchtete Eier die Folge sind, demnach wie oben erwähnt, ein einziger Hahn und wenige Hennen den Vorzug verdienen.

Die zuerst gelegten Eier sind auch nicht ganz zuverlässig und vorzuziehen, eine kurze Zeit vorüber zu lassen, bis ein ruhigeres Weisammenleben in der Gesellschaft eingetreten ist. Eier junger Hennen, an und für sich gewöhnlich kleiner, sind nur im Nothfall zu benutzen und denen von zweijährigen Hennen der Vorzug zu geben, welche demzufolge auch stärkere Hühner liefern.

Sind Eier nicht rein, möge es von Hühnerschmutz herrühren, oder von andern zerbrochenen Eiern, deren Inhalt theilweise darauf geflossen, so müssen sie sauber und vorsichtig mit lauem Wasser gereinigt werden, da jede anhaftende Masse das Ausklausen erschweren, oder beim Brüten sich an das Gefieder der Henne kleben könnte.

Eier, die einen Sprung haben, der bereits näßt, sind unbedingt zu verwerfen, wenn hingegen ein sonst werthvolles Ei zufällig einen unbedeutenden Riß nur in der Schale hat, ohne daß das innere Häutchen verletzt worden, verklebt man die defekte Stelle mit einem Stückchen festen Papier, ohne die Brutfähigkeit zu beeinträchtigen, wenn das Verkleben sich nicht gerade zufällig an dem Punkte befindet, wo das Hühnchen zuerst durchzupicken beschäftigt ist.

Ungewöhnlich große Eier, zwei Dotter enthaltend, welche dadurch entstehen, daß sich anstatt eines Eizens zwei derselben vom Eierstock ablösen und von der nämlichen Schale umschlossen werden, sind zum Brüten nicht

brauchbar; es würden sich zwar beide Embryo's entwickeln, jedoch einander gegenseitig hinderlich sein und ersticken, wie mehrfache Beobachtungen ergeben haben. Zuweilen entstehen sogar Mißgeburten aus Eiern mit Doppelpdottern.

Ob ein Ei befruchtet ist oder nicht, läßt sich nach einigen Tagen der Bebrütung erkennen, welches aber das Geschlecht des zu erwartenden Hühchens sein werde, aus dem Ei zu bestimmen, ist eine bisher nicht gelöste und überhaupt wohl schwerlich jemals zu lösende Frage. Im Allgemeinen hat man den leisen Anhaltspunkt der äußern Form. Man nimmt nämlich an, daß aus Eiern, welche oben und unten gleichmäßig abgerundet sind, gewöhnlich Hennen, sowie aus denjenigen, welche an dem einen Ende rund und am andern Ende spitzer zulaufen, Hähne hervorgehen, indessen kann man aus Eiern der zuletzt beschriebenen Form mit größerer Zuversicht auf Hähne, als umgekehrt auf Hennen aus Eiern der erstgenannten Form zählen. Zudem legen in der Regel Hennen ihre sämmtlichen Eier von ziemlich gleicher Form, und um einen Unterschied, das Geschlecht andeutend herauszufinden, bedarf es einer sehr sorgfältigen Vergleichung der von einer und derselben Henne gelegten Eier, die dennoch oft genug täuschen wird. Ein wenigstens durchschnittlich zutreffender Anhalt besteht nach mehrfachen Erfahrungen darin, daß von zweijährigen und noch älteren Hähnen in der Regel mehr junge Hennen, wenigstens zur Hälfte, von einjährigen Hähnen dagegen in der überwiegenden Mehrzahl junge Hähne fallen.

Die zum Brüten bestimmten Eier werden am besten an einem kühlen, trockenen, der Sonne nicht ausgesetzten Ort aufbewahrt, und zwar in derselben Lage wie im Nest, welches die naturgemäße ist, nicht aber, wie es zuweilen geschieht, auf die Spitze gestellt. Zwar hält die Befruchtung nicht bloß 3 Wochen, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern verschiedentlich länger an, allein je älter ein Ei, desto schwieriger gestaltet sich für das Hühnchen die Befreiung aus der Schale, und namentlich das Durchstoßen des inneren Häutchens, welches immer fester wird, weshalb frisch gelegte oder nur einige Tage alte Eier jederzeit viel sicherer und leichter ankommen, als ältere.

Die Versendung von zum Brüten bestimmten Eiern anlangend, so ist die frühere Ansicht, Eier, die gefahren würden, verlören ihre Brütfähigkeit, längst widerlegt, wie bereits hinlänglich bekannt, und es werden Eier sendungen in weite Fernen mit dem besten Erfolg bewerkstelligt. Früher kannte man keine andere Art der Verpackung, als in Siede oder Häckel,

was allerdings das schlechteste Material war, da sich das klein zerschnittene Stroh zusammenschüttelt und sich nicht fest damit packen läßt.

Die Engländer packen auf den Continent bestimmte Eier in starke Kisten mit Kleie gefüllt; im Inland packen sie zuweilen in leichte Körbe, die Eier mit Werg umwickelt, in der für ihre Eisenbahnen schweichelhaften Erwartung, der leichtern Verpackung wegen die größte Aufmerksamkeit darauf gerichtet zu sehen. Ob diese Hoffnung nicht zuweilen getäuscht werde, ist eine andere Frage. Aus Frankreich kommen die Eier ebenfalls in Kistchen mit Kleie gefüllt, und zwar bei größeren Sendungen der Vorsicht wegen zu 15 bis 20 Stück in kleinen Kistchen, welche wiederum in einer großen Kiste sind, alle Zwischenräume zwischen den einzelnen Kistchen und rund herum mit Hobelspänen oder Heu ausgefüllt. Als sichere Verpackungsmittel sind dauerhafte Kistchen zu empfehlen, worin sich die Eier, ohne einander zu berühren, zwischen Kleie oder trockenen Sägespänen befinden. Bei Benutzung von Sägespänen sind deren vom Querschnitt beim Sägen des Holzes zu nehmen, da man mit denen vom Längsschnitt nicht so fest packen kann. Auch kann man ein jedes Ei in Heu wickeln und die Zwischenräume mit Kleie oder Sägespänen ausfüllen. Beim Empfang der Eierkistchen muß man sie sofort öffnen, damit sie der Luft nicht zu lange entzogen werden, und wo möglich schon eine Brüterin in Bereitschaft haben.

Hier anschließend, dürfte es nicht uninteressant sein, das Ei selbst etwas zu anatomisiren, zumal die einzelnen Bestandtheile desselben sich bei allen Eiern von Vögeln gleich bleiben.

Der Eierstock hat die ungefähre Form einer Traube und besteht in einer Ansammlung von Eierkeimen sehr verschiedener Größe, von kaum bemerkbaren Punkten bis zu deutlich erkennbarer Form ansteigend. Diese Eierkeime haben als solche weder Schale noch Weißes, was sich erst später entwickelt, sondern bestehen lediglich aus Dotter, auf dessen Oberfläche sich der Keim zum künftigen Hühnchen befindet. Dotter sowohl, als Keim, sind von einer ganz dünnen Membran umgeben. Wenn ein solches kleines Eichen, bisher am Eierstock hängend, länger und größer wird, löst es sich, sobald es eine gewisse Größe erreicht hat, entweder vermöge seines eigenen Gewichts oder durch Einwirkungen anderer Art, vermuthlich in Folge der Begattung gänzlich ab, und fällt in eine Art Trichter, der es in eine Röhre führt, der Eileiter genannt.

Das Dotter des beginnenden Eies, bisher von unvollständiger Form, fängt nun an, sich reifer zu gestalten, als eine dicke gelbe Flüssigkeit, während der Keim oder Embryo des künftigen Hühnchens auf der Oberfläche

weiß erscheint, und zwar am entgegengesetzten Ende der Stelle, an welcher das Ei am Eierstock befestigt war.

Das Eiweiß verbreitet sich nun rings um das Dotter, indem es aus den Blutgefäßen des Eileiters in Form einer dünnen, glänzenden Flüssigkeit abgefordert wird; einer Vermischung mit dem Dotter ist jedoch durch die dünne Membran vorgebeugt, welche das Ei umgab, bevor es sich vom Eierstock ablöste, und durch eine zweite stärkere Membran, die es gleich nach seinem Eintritt in den Eileiter umgab, wodurch es noch mehr Konsistenz erlangte. Die zweite Membran ist an den beiden Enden am dicksten, und befinden sich an ihr zwei starke Fäden, welche im Eiweiß feststehen, durch dasselbe gehen und demgemäß das eingeschlossene Dotter nebst Keim gewissermaßen in einer festen Lage erhalten, es hierdurch bei stattfindender Bewegung vor dem Herumrollen schützend. Nachdem nun das Eiweiß gebildet worden, entsteht eine dritte, eigentlich doppelte Membran rund herum weit stärker, als die beiden vorhergehenden, an welche sich die eben erwähnten Fäden anheften, und die noch mehr dazu beiträgt, sämtliche Theile in ihrer bestimmten Lage zu erhalten.

Während dem Fortschreiten dieser verschiedenen Formationen rückt das Ei ungefähr bis in die Hälfte des Eileiters vor. Es ist jedoch noch immer ohne Schale, die sich erst zu bilden beginnt, etwa durch einen ähnlichen Proceß wie bei der Schnecke, sobald die äußere Lage der dritten Membran sich vervollständigt hat. Wenn nun die Schale fertig gebildet ist, fährt das Ei fort, im Eileiter vorzuschreiten, bis es von der Henne gelegt wird.

Das Ei hat 6 verschiedene Umhüllungen. Von der inneren Schale an gerechnet, ist das Ei sechs Mal umhüllt: die äußere Membran, an die Schale schließend, die innere, das Weiße, bestehend aus einer dünneren Flüssigkeit nach außen, und einer dickeren gelblichen nach innen, die zur Befestigung dienenden zwei Fäden und die eigentliche Membran um das Dotter.

Die Luftblase, am breiteren Ende befindlich, zwischen der Schale und der obern Membran, ist ein wichtiger Theil des Eies. Sie hat bei frisch gelegten Eiern ungefähr die Größe des Auges eines kleinen Vogels, vergrößert sich aber während des Brüteprocesses um das Zehn- oder Zwölffache. Die Luftblase ist für die Entwicklung des Hühchens von so großer Bedeutung, wahrscheinlich um es mit einer Atmosphäre von Sauerstoff zu umgeben, daß, wenn man am breiten Ende mit einer noch so fei-

nen Nadel hineinsticht, das Ei nie ausgebrütet werden kann, was indessen mit jedem Nadelstich in das Innere des Eies dringend, derselbe Fall ist.

Die Eierschale besteht, chemisch untersucht, hauptsächlich aus kohlen-saurem Kalk, mit einer kleinen Quantität von Phosphorsäure und thierischem Schleim. Beim Verbrennen trennt sich die animalische Substanz von dem kohlen-sauren Kalk; die erste wird in Asche oder thierische Kohle verwandelt, während letzterer bei weiterem Glühen in flüchtige Kohlen-säure und Aetzkalk zerfällt.

Das Eiweiß ist ohne Geschmack und Geruch, von einer klebrigen Substanz, sich leicht in Wasser auflösend, dagegen durch Säuren, Wein-geist und bei einer Temperatur von 165 Grad Fahrenheit gerinnend. Sobald es einmal zusammengelaufen oder geronnen ist, wird es nicht mehr auflösbar, weder in kaltem noch in heißem Wasser, und erlangt einen etwas faulen Geschmack. Es besteht aus 80 Theilen Wasser, 15½ Theilen Eiweißstoff und 4½ Theilen Schleim; nebenbei enthält es Spuren von Soda, Benzoe-Säure und schwefligem Wasserstoffgas. Das letztere, wenn man ein Ei mit einem silbernen Löffel verspeist, färbt bekanntlich den Löffel mit einer schwärzlichen Röthe, vermöge der Verbindung mit dem Silber, woraus Schwefelsilber entsteht. Das Eiweiß ist ein sehr schwacher Wärme-leiter, indem es sowohl das Entweichen der Hitze verzögert, als auch die Einwirkung derselben auf das Dotter verhindert. Es ist dies eine vor-sorgliche Einrichtung, nicht allein um der schnellen Gährung und Fäulniß vorzubeugen, sondern auch um die Erkältung abzuhalten, wenn die Brüterin von Zeit zu Zeit ihre Eier verläßt, um Nahrung zu suchen.

Das Eidotter hat einen faden, milden, öligen Geschmack und bildet, mit Wasser vermischt, eine milchartige Flüssigkeit. Bei langem Kochen wird es eine körnige, bröckelige Masse und giebt ausgedrückt ein gelbes Del von unbedeutendem Geschmack. Es besteht aus Wasser, Eiweiß, Del und Gallert. Im Verhältniß zu der Quantität des Eiweißes kocht sich das Ei schnell.

Die Wirkung der Befruchtung ist zwar noch nicht genau aufgeklärt, indessen ist man berechtigt, naturgemäß anzunehmen, sie erstreckt sich nur jedesmal auf ein Ei oder, nach Umständen, wie bei Eiern mit zwei Dot-tern, auf zwei Eierkeime. Allerdings hat man beobachtet, daß auch Eier von Hennen gelegt, welche einige Tage vom Hahn getrennt waren, befrucht- et gewesen sind, allein man muß auch berücksichtigen, daß ein Hahn, zu-

mal bei wenigen Hennen und besonders bei denen von ihm vorzugsweise begünstigten, den Akt mehrmals täglich vollzieht, ja sogar häufig wiederholt in dem nämlichen Begattungsmoment.

Ueber das Brüten.

Dieser interessante Proceß kann bekanntlich auf zweierlei Art geführt werden: Auf natürlichem und auf künstlichem Wege. Unter dem Begriff „natürlich“ versteht sich jede lebende Wärme durch Bluthitze erzeugt, da es durchaus nicht nöthig ist, z. B. Hühnereier nur durch Hühner ausbrüten zu lassen, man kann ebenso gut Hühnereier durch Truthühner, sogar durch Tauben, und Eier verschiedener Vögel durch Hühner ausbrüten lassen. Jede animalische Wärme vermag dies zu bewerkstelligen, und man hat Beispiele, daß sogar Damen, als leidenschaftliche Hühnerliebhaberinnen, ein Hühnchen an ihrem holden Busen ausgebrütet haben.

Unter einer künstlichen Brut hingegen ist jede Methode zu verstehen, durch welche vermöge irgend einer Heizung eine der Blutwärme gleichkommende, jedoch nicht von lebenden Wesen ausströmende Hitze erzeugt wird, indem der erforderliche Wärmegrad die wirkende Kraft ist, mittelst welcher die Entwicklung des Hühnchens im Ei vor sich geht, gleichviel, wie solches bewerkstelligt wird, wenn es sich nur dem natürlichen System so anschließt, um nichts vermissen zu lassen.

Im vorliegenden Fall wollen wir uns zuerst mit:

dem Brüten auf natürlichem Wege,

als dem naturgemähesten und leichtesten beschäftigen. Es giebt nun verschiedene Arten dieses zu bewerkstelligen, und wird von einigen Züchtern ein Verfahren dabei beobachtet, welches man ein halbkünstliches nennen könnte. Dasselbe besteht darin, daß man die zum Brüten bestimmte und dazu willfähige Henne an einen beliebigen Platz mit ihrem Nest, gewöhnlich in einem Kasten bestehend, bringt, sie aber verdeckt, so daß sie solches zu verlassen nicht im Stande ist. Täglich wird die Henne aus dem Nest gehoben, erhält Futter und Wasser vorgefetzt, kann sich entleeren, eine Viertelstunde etwa promeniren, wird sodann ergriffen und wieder auf ihre Eier versetzt. Die Gründe, welche für dieses Verfahren angeführt werden, sind ungefähr folgende: es könne, wenn mehrere Hennen in demselben Lokal mit Brüten beschäftigt wären, sehr leicht eine Verwechslung der Nester vorkommen, oder zwei Hennen sich auf dasselbe Nest setzen, übr-

gens gewöhnten sich die Brüterinnen sehr bald an diese Einrichtung. Gegen diese Ansichten ließe sich nun wohl einwenden, daß es auf die Eier von keinem Einfluß sei, ob sie von dieser oder jener Henne bebrütet werden, und daß, bevor die Hennen sich daran gewöhnen, leicht möglich ein natürliches Bedürfniß sie überrasche, wodurch ein Theil der Eier verunreinigt wird. Nun klagen diese verschlossenen Brüter zwar häufig über Mißerfolg, behaupten aber dennoch, das System sei ausgezeichnet. Angenommen, die Brüterinnen wären so zurückhaltend, sich nicht früher zu entleeren, als wenn sie vom Nest gehoben sind, was nicht über allen Zweifel erhaben ist, so bleibt noch zu berücksichtigen, daß nicht bloß in einem solchen Nest sich leicht Ungeziefer ansammelt, sondern auch die Eier häufig der nöthigen Feuchtigkeit entbehren, deren sie bedürfen, um die durch die Ausdünstung verloren gehende zu ersetzen, die Folge davon aber ist, daß die innere Haut fast pergamentartig wird, und das Auslaufen sehr erschwert, wenn nicht ganz verhindert.

Der beste Beweis für die Vorzüge eines naturgemäheren Verfahrens liegt schon darin, daß eine heimlich brütende Henne, möge sie ihr Nest unter einem Strauch, in einer Scheuer, einem Schuppen oder sonstigem Winkel selbst angelegt haben, in der Regel sämmtliche Eier ohne Schwierigkeit ausbrütet, zu diesem Zweck täglich, gewöhnlich in den Morgenstunden, das Nest auf eine Viertel- oder halbe Stunde verläßt, ihre Nothdurft verrichtet, frißt, säuft, sich in loserer Erde federt, um sich von mißliebiger Einquartierung zu befreien, durch das Gras streicht und somit auch die Eier bei ihrer Rückkehr hierdurch etwas anfeuchtet.

Nimmt man dieses Verfahren möglichst nach, so ist der Erfolg zweifelsfrei ein sicherer.

Unerläßlich ist es, brütende Hennen zu isoliren, d. h. sie nicht im gewöhnlichen Potal brüten zu lassen, weil andere Hennen dazu legen und Störungen aller Art verursachen würden. Wenn möglich, setze man sie in einem sonst wohl verwahrten Schuppen in eine kleine Vertiefung auf die bloße Erde, nachdem man etwas weiches Stroh hineingelegt, stelle Futter und Wasser in ihre Nähe und öffne bei schönem Wetter frühmorgens den Raum, um der Henne zu gestatten, sich beliebig in Freiheit bewegen zu können. Oder man bediene sich gewöhnlicher viereckiger Nestkästen, bestreue den Boden mit etwas feinem Staub von ungelöschtem, an der Luft verwittertem Kalk, lege darüber ein Stück abgestochenen frischen Rasen, auf dasselbe einiges weiches Stroh, womit besonders die Ecken gut auszupolstern sind, damit einzelne Eier nicht hinwegrollen können, sondern

gehörig beisammen bleiben. Starkes Geräusch, wie Hämmern u. dergl., in der Nähe des Nestes, ist sorgfältigst zu vermeiden.

Zweckmäßig ist es, einige Hennen zu gleicher Zeit zum Brüten zu setzen, indem man durch Vereinigung der Früchte derselben größere junge Heerden bilden kann.

Dies ist sehr leicht zu erreichen, da man füglich eine Henne mehrere Tage auf werthlosen Eiern in Reserve sitzen lassen kann.

Gewöhnlich sträuben sich die Hennen auf einem andern Plage zu brüten, als wohin sie zu legen gewohnt sind, und die allerschwierigsten hierin sind die Landhennen, die oft um keinen Preis ein anderes Nest annehmen. Weit bereitwilliger sind hierzu Cochinchina, Brahma, Yokohama, welche Racen überhaupt sich besonders zum Brüten eignen und auch am meisten dazu benutzt werden; doch brüten auch andere Racen recht gut, z. B. Malayen, Brasilianer, Kampfhennen, Bantams, Dorckings, Zwerghühner ꝛc. Um nun recht sicher zu gehen, verfährt man auf folgende Art: man nimmt einen frischen Nestkasten mit reiner Einlage und einigen Reserve-Eiern, bringt ihn an den Platz, wohin die Henne bisher gelegt hat und nunmehr brüten will, und transportirt ihn gegen Abend, wenn es dunkel geworden, nebst der darauf sitzenden Henne an den zum Brüten bestimmten Ort. Sitzt sie den folgenden Tag noch ruhig zur Mittagstunde, oder, was ein noch zuverlässigeres Zeichen ist, hat sie das Nest verlassen, ihr natürliches Bedürfniß befriedigt, Nahrung zu sich genommen und ist wieder auf das Nest zurückgekehrt, wie es in den meisten Fällen geschieht, dann kann man das Geschäft als in Ordnung gehend betrachten. Bei den zuerst genannten Racen ist dies nicht einmal nöthig, da sie jedes ihnen angewiesene Nest, wenn Eier darin liegen, bereitwillig annehmen.

Die Anzahl der einer Henne unterzulegenden Eier hat sich nach der Größe, sowohl der Henne als der Eier, zu richten und kann nach Umständen 12 bis 15 Stück betragen. Die oft gehörte Ansicht, es müßte stets eine ungerade Zahl sein, beruht bloß auf Vorurtheil und hat keinen vernünftigen Grund für sich. Jedenfalls ist es vorzuziehen, nicht mehr Eier unterzulegen, als die Henne füglich bedecken kann, und dürften fünfzehn Stück wohl das Maximum sein, welches eine Henne von Eiern ihrer oder einer ähnlichen Race, der Größe nach, erfolgreich bebrüten kann. Bei sehr frühen Bruten und kühler Witterung ist diese Anzahl noch zu reduciren.

Junge, einjährige Hennen lasse man wo möglich nicht brüten, da sie häufig die Kleinen schon nach einigen Wochen, wo denselben eine wär-

mende Pflege am nöthigsten wäre, wieder verlassen, um aufs Neue zu legen; wenn man indessen mehrere Hennen zu gleicher Zeit gesetzt hat, worunter auch junge, betraut man eine ältere Henne mit der Führung.

Um sich zu überzeugen, ob Alles während des Brütens in bester Ordnung, müssen die Nester, wenn die Hennen sie verlassen haben, öfter revidirt, auch kontrolirt werden, daß sich, wo mehrere Hennen in demselben Nester brüten, nicht zwei Hennen auf dasselbe Nest setzen. Sollten Eier eine Beschädigung erlitten haben, so müssen sie herausgenommen, die etwa zerbrochenen beseitigt, die verunreinigten mit lauem Wasser vorsichtig abgewaschen und wieder auf frischem Stroh in das Nest gelegt werden. Schmutz der Henne oder der Inhalt zerdrückter Eier, wenn er sich auf die übrigen Eier verbreitet, hindert die Ausdünstung und erstickt das Leben des Embryo. Sehr dünnhäutige Eier werden von schweren Hennen leicht zerdrückt; sind solche zufällig unbefruchtet, so ist der auf die übrigen Eier geflossene Dotter mit lauem Wasser leicht und ohne Gefahr zu beseitigen. Wenn aber durch Unvorsichtigkeit der Henne ein schon angebrütetes fruchtbares Ei einen nässenden Sprung erhält, so geht der Inhalt durch die Brütwärme alsbald in Fäulniß über, inficirt die übrigen Eier und verbreitet durch Entwicklung des faulen Gases beim Zerplatzen ein den Wohlgerüchen Arabiens sehr fern liegendes Parfüm, zugleich ein wahres Gift, welches häufig auf die übrigen mehr oder weniger ausgebrüteten Eier vernichtend wirkt. Eine öftere vorsichtige Revision der Nester kann daher nicht genug empfohlen werden.

Hat man mehrere Brüterinnen, so verlohnt es sich wohl der Mühe, die unbefruchteten Eier bei Zeiten zu beseitigen. Nach längstens 8 Tagen nimmt man die Henne vom Nest, was stets mit den Flügeln geschieht, und hält jedes Ei zwischen das Auge und das Licht. Ist das Ei fruchtbar, so erscheint es undurchsichtig oder dunkel, höchstens mit Ausnahme einer kleinen Stelle nach der Spitze zu, allein wenn es unbefruchtet ist, so scheint es durchsichtig, gleich einem frisch gelegten Ei. Mit einiger Übung kann man dies schon am vierten Tage erkennen. Wenn die Zahl der unbefruchteten Eier sehr groß ist, so vereinigt man die befruchteten unter zwei oder drei Hennen und giebt den übrigen frische Eier. Bei einer einzigen Brüterin ist es ebenfalls ohne Schaden, die unbefruchteten zu beseitigen, da die Hitze dann den übrigen zu Gute kommt. Die unbefruchteten Eier können immer noch in der Küche benutzt werden.

Zuweilen kommt es vor, daß eine Brüterin krank wird oder stirbt; hat man mehrere Hennen sitzen, so sind die Eier unter die übrigen zu

vertheilen oder einer vorhandenen Reserve-Brüterin zu übergeben, tritt jedoch keiner dieser Fälle ein, so versuche man es mit einer kleinen künstlichen Brütmaschine, welche, wenn sie auch sonst nicht allen Anforderungen entspricht, namentlich wo es sich nur um einige Tage handelt, meistens ihre Dienste leisten wird.

Oft hört man die Aeußerung, eine Brut sei verloren gegangen, weil die Henne gestorben, die Eier aber erkaltet gewesen wären. Dies ist gleichfalls eine irrige Ansicht; zahlreiche Erfahrungen haben ergeben, daß Eier ein bis zwei Tage, zuweilen selbst noch länger, unbebrütet geblieben, dennoch glücklich ausgelaufen sind. Dies trifft jedoch nur ein, wenn der Unfall in der letzten Hälfte der Brutzeit passiert, in der ersten Hälfte bleibt es schon bei einem halben Tage zweifelhaft.

Hat eine Henne ihre Brut glücklich vollendet und man nimmt ihr die Jungen, so wird sie fortfahren zu brüten, so lange sie noch ein Ei unter sich fühlt, und würde auch ein zweites Mal sitzen bleiben, allein man kann dies ohne Gefahr für die Henne nur wagen, wenn sie noch kräftig und fleischig ist, schwächliche und durch das einmalige Brüten sehr angegriffene Naturen halten eine zweite Tour kaum aus. Dagegen kann man Truthennen bei gutem Futter drei Touren hinter einander auf Hühnereiern brüten lassen, wie solches vorzüglich in Frankreich geschieht, wo man besonders auf Eierproduktion sieht, und deshalb Hennen seltener brüten läßt. Truthennen qualificiren sich sogar zum Brüten, ohne selbst Neigung dazu zu haben; man setzt sie oft Anfang Januar auf einige imirte Eier und verdeckt sie mit einem Siebe, so daß sie nicht aufrecht stehen kann und auf den Eiern Platz nimmt; hat sie sich in einigen Tagen daran gewöhnt, so bleibt sie auch offen ruhig sitzen und ihre Blutwärme reicht vollkommen hin, die Bruthitze zu ersetzen. Da nun dieses Experiment gewöhnlich mit mehreren Truthennen zugleich vorgenommen wird, so werden die sämtlichen jungen Hühnchen der am schwächsten sich zeigenden Truthenne zum Führen übergeben, oft in einer Anzahl von 30, 40, 50 Stück und die übrigen Truthennen erhalten sofort frische Eier untergelegt. Auch in Deutschland werden gegenwärtig Truthennen mehr als früher zum Ausbrüten von Hühnern einige Mal hinter einander benutzt, indem man bei nur einer einzigen Truthenne gleichzeitig mit ihr jedesmal eine wirkliche Henne setzt und letzterer die Führung der Jungen überträgt.

Der Brütproceß dauert, je nach der Frische der Eier und nach der größeren oder geringeren Hitze der Brüterin, 19 bis 21 Tage, und kann letzterer Zeitraum mehr als Regel angenommen werden. Ganz frische, Dettel, Hühner- oder Geflügelhof.

vielleicht denselben Tag gelegte Eier laufen stets zuerst aus, ältere später, sind jedoch, was auch zuweilen vorkommt, einige Eier am 23sten Tage noch nicht ausgelaufen, so thut man sehr wohl, sie zu schwemmen, ein selbst bei den Laubenten sehr bekanntes Mittel. Man nimmt zu dem Zweck ein Gefäß mit lauwarmem Wasser, setzt die Eier behutsam darauf, und wird sehr bald bemerken, daß diejenigen, worin sich lebende Hühnchen befinden, eine zuckende Bewegung annehmen, die man dann sofort wieder unter die Henne versüßt. Bleiben die Eier unbeweglich, so ist das Hühnchen entweder abgestorben, oder das Ei ist überhaupt faul oder klar. Nach 12 Stunden der Bebrütung erscheinen bereits einige Lineamente des Kopfes und Körpers des Hühnchens. Das Herz scheint am Ende des zweiten Tages schon zu schlagen, es hat etwas Aehnliches von der Form eines Hufeisens, doch bemerkt man noch kein Blut. Nach Ablauf von zwei Tagen sind zwei Blutbläschen zu unterscheiden, welche sichtbar pulsiren; eines derselben ist die linke Herzenskammer, das andere die Wurzel der größeren Arterie. In der 50. Stunde zeigt sich ein Ohr des Herzens, einer zusammengelegten Schlinge gleichend; der Herzenschlag wird zuerst in dem Ohr und später in seiner Kammer bemerklich. Nach 70 Stunden sind die Flügel zu unterscheiden, und am Kopf zwei Blasen, wovon die eine für die Hirnschale, die andere für den Schnabel, sowie zwei andere für den vordern und hintern Theil des Kopfes. Gegen Ende des vierten Tages ziehen sich die beiden Ohren näher nach dem Herzen zu; die Leber zeigt sich am fünften Tage. Nach Ablauf von 131 Stunden kommt die erste Bewegung zum Vorschein; 7 Stunden später erkennt man Lunge und Magen, und abermals 4 Stunden später die Eingeweide, Nieren und den oberen Kinnbaden. Am siebenten Tag beginnt die Hirnschale mehr Konsistenz zu zeigen. In der 119. Stunde der Bebrütung öffnet sich der Schnabel und Fleisch erscheint an der Brust; 4 Stunden später auch der Brustknochen. Weitere 6 Stunden nachher zeigen sich die Rippen, am Rücken beginnend, der Schnabel formt sich gleich der Gallenblase. Nach 236 Stunden wird der Schnabel grün, und wenn man dann das Hühnchen herausnimmt, bemerkt man deutliches Leben. Die Federn sprossen zur 240. Stunde, und der Schädel wird knorpelig. Mit 246 Stunden zeigen sich die Augen und mit 288 Stunden sind die Rippen vollständig. In der 331. Stunde zieht sich die Milz nach dem Magen und die Lunge nach der Brust, nach 355 Stunden öffnet und schließt sich der Schnabel, und nach Ablauf des 18. Tages hört man die erste Stimme des Hühnchens. Es nimmt sodann fortwährend zu, bis es sich endlich selbst aus seiner

Hülle befreit. Bei diesem ganzen Proceß entwickelt sich jeder einzelne Theil zu bestimmter Zeit, so z. B. die Leber am 5. Tage, was vollkommen mit den früher und später erfolgenden Veränderungen in genauem Zusammenhang steht.

Die Luftkammer am Ende des Eies nimmt an Größe zu, je nachdem das im Eiweiß enthaltene Wasser durch die Poren der Schale verdunstet. Während der Entwicklung des Hühnchens wird seine Ernährung lediglich vom Dotter bewirkt, und kurz vor der Geburt ist der Rest des Dotters in den Unterleib übergegangen und in den Verdauungskanal eingetreten, dient mithin dem Neugeborenen als erste Nahrung. Die sofort beginnende Verdauung ergibt sich daraus, daß man in der verlassenen Eierschale die erste, wenn auch noch so kleine Entleerung vorfindet. Ist nun das Hühnchen völlig reif, so durchstößt es vermöge der kleinen hornartigen Spitze auf dem Schnabel, welche später von selbst abfällt, die Schale, die es rund herum zerbricht, ganz naß herauszuschlüpft, bald aber am Unterleib der Henne sich trocknet und dann gewöhnlich nach dem Hintertheil der Henne sich begiebt, um andern Geschwistern Platz zu machen. Hat sich die innere Haut aus Mangel an äußerer Feuchtigkeit zu sehr vertrocknet, und ist mehr pergamentartig geworden, so ist das schwache Hühnchen oft nicht im Stande, sie zu durchstoßen und erstickt dann gewöhnlich im Ei. Sollte ein Ei längere Zeit angepickt sein, die kleine Oeffnung aber gar keine Fortschritte machen, so kann man zwar versuchen, die Schale rund herum etwas leicht zu zerknicken, muß sich jedoch sehr in Acht nehmen, das innere Häutchen nicht zu verletzen, da sich eine Menge feiner Blutgefäße in einer Membran unter dem Häutchen befinden, und sowie sich bei vorstehender Operation etwas Blut zeigt, ist das Hühnchen rettungslos verloren. Ueberhaupt ist das öftere Nachsehen und Untersuchen, wie weit die Sache vorgeschritten, was häufig aus Ungebuld zu geschehen pflegt, um zu wissen, ob und was bereits ausgelaufen ist, nichts weniger als nützlich, denn meistens werden die Hennen davon unruhig, und durch ihre Bewegungen wieder zu ruhigem ungestörtem Sitz zu gelangen, kommen oft bereits angepickte Eier so zu liegen, daß die Oeffnung auf den Boden des Nestes trifft, wodurch das Hühnchen ganz natürlich ersticken muß. Höchstens biete man der Brüterin etwas weiches Brod oder Fleisch an, und hebe sie von vorn ein wenig auf, ihre Aufmerksamkeit wird dann getheilt sein und sie im Hinblick auf den guten Bissen ruhiger sitzen bleiben. Auch wenn das Auslaufen nicht gleichmäßig erfolgt, wird

die Brüterin ein in einem Näpfschen vorgehaltenes gutes Futter, besonders Brod oder Fleisch dankbar annehmen.

Noch ist darauf aufmerksam zu machen, dahin Vorſorge zu treffen, daß die zuerſt ausgelaufenen Hühnchen, wenn es mit den übrigen länger dauert, und das Neſt einen nur ſchmalen Rand hat, zumal in der Nacht, nicht herausfallen. Da ſie nun nicht im Stande ſind, ſelbſt ohne Hilfe wieder zurückzukehren, ſo beginnen ſie vor Froſt zu piepen, die Mutter aber läßt dann gewöhnlich das Neſt nebst Inhalt im Stich und ſucht die ſchreienden zu wärmen. Es iſt daher anzurathen, einige Gitter oder Bretter vor die Seiten des Neſtes zu ſtellen, wenn ſolches weniger als 14 cm Höhe hat. Der alte Gebrauch, die kaum trocken gewordenen Hühnchen ſofort nach Ankunft in einen Federtopf zu ſtecken, dient dazu, die Henne fortwährend zu beunruhigen und iſt höchſtens dann anwendbar, wenn das Auslaufen einige Tage in Anſpruch nimmt, was bei durchgängig friſchen Eiern nicht vorkommt. Da ſich die eben ausgeſchlüpften Küchlein, ſobald ſie trocken geworden ſind, gewöhnlich nach dem Hintertheil der Henne zurückziehen, ſo iſt es zweckmäßig, wenn das Neſt einen ſtarken Strohrand hat, dieſen nach hinten etwas zu beſeitigen, damit die in gleicher Richtung ſich drängenden aus Mangel an Raum nicht erſticken, wie es wohl zuweilen aus dieſer Urſache vorkommt.

In den erſten 24 Stunden ihres Lebens bedürfen die jungen Hühnchen nur Ruhe und Wärme, aber durchaus kein Futter, da ſie der letzte Keß des Dotters für dieſen Zeitraum hinlänglich geſättigt hat.

Wenden wir uns nunmehr zum

Brüten auf künstlichem Wege.

Zuvörderſt iſt die vielfach verbreitete Meinung, künstlich ausgebrütete Hühner ſeien zur Fortpflanzung untanglich, als ein reines Vorurtheil zu beſeitigen; das Gegentheil iſt durch Erfahrung längſt erwieſen.

Die künstliche Brut kann auf unendlich verſchiedene Art und nach einer Menge von Systemen bewirkt werden. Seit unvordenklichen Zeiten und noch heutigen Tages werden in Egypten tauſende von jungen Hühnern alljährlich in Brütöfen ausgebrütet, wozu die dortigen Bewohner wahrſcheinlich durch den Umſtand gelangt ſind, daß ihre einheimiſche Hühner-Race keine Brütneigung verſpürt. Dieſe egyptiſchen Brüter ſind ſo vertraut mit der Sache, daß ſie ihr Geſchäft ohne Thermometer, aber mit ſicherem Erfolg beſorgen. Zwar exiſtiren mehrere Beſchreibungen der innern Einrichtung und Heizung, die in dem holzarmen Lande lediglich durch

getrockneten Kameelmist erfolgt; allein mehrfache Versuche der Nachahmung sind regelmäßig gescheitert, und man hat daher zu anderer Verfahrensweise schreiten müssen, weshalb im Verlaufe der Zeit eine große Menge der verschiedenartigsten Systeme ausgedacht worden sind, welche mehr oder minder den beabsichtigten Zweck erreichen. Sollte denn noch Niemand auf den Einfall gekommen sein, einige ägyptische Brüter gegen gute Belohnung zu engagiren, in Deutschland ihre Kunst praktisch zu verwerthen?

Jede künstliche Brut, möge das System sein, welches es wolle, ist überhaupt nur dann in Betracht zu ziehen, wenn eine Vorrichtung der Art besteht, vermöge welcher der nöthige Hitzeegrad von 32° R. sich durch ein Ventil von selbst regelt, und der Thermometer selten regulirt zu werden braucht. Alle kleineren Maschinen, etwa 30 bis 40 Eier fassend, mit einer Lampe oder mit Spiritus zu heizen, sind reine Spielereien, es müßte denn Jemand gerade ein besonderes Vergnügen darin finden, 3 Wochen hindurch bei Tag und Nacht dabei zu sitzen, um den Thermometer zu beobachten, wozu sich wohl nur wenig enthusiastirte Liebhaber finden dürften, da eine oder zwei Hennen den Zweck weit bequemer, billiger und sicherer erreichen. Dergleichen kleine Apparate, oft genug noch fehlerhaft konstruirt, können höchstens dann einigen Nutzen gewähren, wenn eine natürliche Brut theilweise verunglückt, und nur noch einige Tage die gehörige Wärme erforderlich ist.

Soll die Natur durch Kunst ersetzt werden, so muß auch auf jeden durch genaue Beobachtung wahrgenommenen Umstand sorgfältige Rücksicht stattfinden, und derselbe nachgeahmt werden. Unter die wesentlichen Erfordernisse gehören: gleichmäßiger Wärmegrad, unmittelbare Berührung der Eier durch einen warmen Gegenstand von oben, Zuführung von Feuchtigkeit als Ersatz für die durch Ausdünstung verloren gehende, und tägliches Lüften während 15 bis 20 Minuten.

Die größeren künstlichen Brütapparate kann man in zwei Hauptklassen theilen: in unbewegliche, in ein passendes Lokal eingebaut, und in bewegliche, die nach Belieben transportirt werden können.

Réaumur war der Erste, welcher in Frankreich künstliche Brut versuchte, und zwar indem er die Eier in einen hölzernen Kasten auf Unterlage brachte und das Ganze mit frischem in Gährung befindlichem Pferdemist umgab, welcher so oft als es nöthig war erneuert wurde, wodurch er einigen Erfolg erzielte.

In Deutschland verdiente unstreitig das System, welches der vor- malige Apotheker Baumeyer in Dresden erdacht und in großem Um-

fange ausgeführt hatte, da er gegen 1000 Eier zu gleicher Zeit einlegen konnte, eine rühmliche Auerkennung. Seine Vorrichtung war in einem besondern Local eingebaut, aus gegen 1,25 m hohen gemauerten Bänken bestehend, jede mit einigen Reihen Vertiefungen versehen, in welche die Eier gelegt, und über denen sich Kautschutröhren befanden, welche aus einem außerhalb angebrachten Kessel mit heißem Wasser gefüllt wurden. Vermöge der durch das Ventil im Kessel sich selbst regelnden, stets gleichmäßigen Hitze, wurde der Zweck vollständig erreicht, und der größte Theil der Eier kam sehr gut aus. Allein er scheiterte ebenfalls an der schwierigen Aufzucht ohne Mutter gleich mehreren Andern; die jungen Hühner starben massenhaft im Alter von einigen Wochen, und er gab das Geschäft auf. Nur eine kurze Periode erwies sich als nutzbringend; es hatte nämlich ein dortiger Arzt die Aufsicht aufgestellt, junge eben dem Ei entschlüpfte Hühnchen seien die gesündeste, leicht verdaulichste Speise für Kranke und Recoualescenten und wurden demzufolge eine Menge Neugeborner sofort getödtet, um diesem Zweck zu dienen. Ja es bestand sogar einige Zeit der Gebrauch, bei feinen Dinern solche Hühnchen in kleinen Pastetchen als Volauvent zu präsentiren, indessen kehrte die Kochkunst nach kurzer Zeit zu andern Gerichten zurück. In neuerer Zeit hat Herr Baumeyer Mittel und Wege gefunden, auch die Aufzucht künstlich mit Erfolg zu bewirken, was insofern etwas schwierig ist, weil es darauf ankommt, naturgemäß mit freier Atmosphäre und Blutwärme abzuwechseln.

In England trat zuerst Cantelo auf; sein Apparat besteht aus einer Art Kasten, in dessen Mitte eine Röhre befindlich, unter der sich die Heizung entwickelt; das in der Röhre erwärmte Wasser strömt über starke Glasplatten, an beiden Seiten des Kastens angebracht; die Eier liegen auf Kanava und werden durch darunter befindliche Sprungfedern dicht an die Glasplatte der unerläßlichen Oberhitze wegen gedrückt. Cantelo unterzieht die Eier nicht nur am 3. oder 4. Tage einer Untersuchung, sondern auch noch am 10. Tage, da es zuweilen vorkommt, daß ein bereits gebildeter Embryo später doch noch abstirbt. Vermöge der Glasplatte kann man sogar das Auschlüpfen beobachten, was recht interessant ist.

Der Apparat von Carbonnier ist sehr einfach. Die Heizung erfolgt durch ein Gefäß von beliebiger Größe und Form, aus Zink oder Kupfer, mit flachem Boden und mittelst einer Lampe, die in einer Höhlung an dem einen Ende steht. Die Eier liegen in einem Schubfache unter dem Gefäß, auf Heu, und werden von oben durch in ein weiches Tuch

geschlagene Sägespäne, 2 cm dick bedeckt. Täglich werden die Eier 20 Minuten herausgenommen, dann umgedreht, leicht mit warmem Wasser besprengt und wieder unter die Sägespänedede gebracht.

Brindley hat ebenfalls einen abgesonderten kupfernen Wasserbehälter, mit einer Lampe geheizt; das heiße Wasser wird durch mehrere metallene Röhren zwischen zwei Glasplatten durchgeseitet, wodurch eine sogenannte heiße Luftstube entsteht. Unter die Glasplatten werden die Eier in einem Kasten mit Filzunterlage gebracht. In der heißen Luftstube befindet sich ein Ventil, welches vermöge der Ausdehnung des Quecksilbers bei zu heißer Temperatur sich öffnet.

Noch andere mehr oder weniger abweichende Brütapparate sind von den Engländern erfunden, und in Amerika sind ebenfalls in neuerer Zeit vervollkommnete Maschinen producirt worden, aber so complicirt, daß ohne Zeichnung und detaillirte Erläuterung man sie füglich nicht beschreiben kann. Namentlich ist die Anwendung der verschiedenen Ventile zur Regelung des Hitzegrades eine sehr schwierige und mit vielen Umständen verknüpfte. Außerdem sind alle größeren, mit möglichster Sicherheit arbeitenden Apparate sehr kostspielig, und selbst hiervon abgesehen, bleibt dann immer noch bei jeder künstlichen Brut das große Problem der Aufzucht ohne natürliche Mutter zu lösen, welches die größten Schwierigkeiten bietet. Man sucht zwar diesen Einwand mit der an jeder größeren Maschine befindlichen, sogenannten künstlichen Mutter zu beschönigen, allein wenn diese Vorrichtung auch die ersten 8 Tage hindurch recht zweckmäßig ist, so genügt sie späterhin keineswegs, um den Kleinen die naturgemäße Abwechslung zwischen der natürlichen Wärme und der freien Atmosphäre zu verschaffen. Dies wohl erkennend, sprechen sich die gediegensten englischen Geflügelzüchter und Schriftsteller dahin aus, daß sie keineswegs glaubten, künstliche Brut werde in gewöhnlicher zum Brüten geeigneter Jahreszeit und behufs Ausbrütens gewöhnlicher Eier jemals den Vorzug vor natürlicher Brut erlangen, sie sei vielmehr nur in den Fällen anzuwenden, wo man durchaus keine Henne zum Brüten aufreiben könne und viel daran gelegen sei, werthvolle Eier durch längeres Liegen nicht dem Verderben auszusetzen.

In Frankreich, wo die Hühnerzucht äußerst praktisch und mit dem besten Erfolg betrieben wird, ist selbst in den neuesten Schriften und Mittheilungen von künstlichem Brüten gar nicht die Rede; man verwendet dort auch die Hennen nur selten dazu, um sie vom Legen möglichst wenig abzuhalten, und bedient sich hauptsächlich der Truthennen, welche eine ge-

hörige Portion Eier bedecken können, und wie bereits erwähnt, einige Touren hinter einander ohne Anstand brüten. Alle Zeitungsnachrichten, die von großen künstlichen Brutanstalten in Frankreich erzählen, gehören in das Reich der Fabel oder der sogenannten Zeitungsenten.

Im Jardin d'acclimation im Bois de Boulogne bei Paris, woselbst in- und ausländische Vögel aller Art ausgebrütet werden, bedient man sich theilweise auch künstlicher Brut, und wurde zuletzt der Apparat von Deschamps sehr empfohlen. Derselbe ist 56 cm hoch, 60 cm im Quadrat, faßt in jede Schublade 50 Eier, und kostet nebst der künstlichen Mutter und Emballage 235 Franken (= 188 Mark).

Herr Apotheker Baumayer in Dresden, obschon er selbst sich nicht mehr mit Brüten beschäftigt, ist nicht abgeneigt, Apparate nach seinem System herstellen zu lassen und dürfte der Preis eines solchen gegen 80 Mark betragen. Näheres würde direkt von ihm zu erfahren, und durch Verbesserungen wesentliche Fortschritte erzielt worden sein.

Neuerdings hat Herr Robert Koppe in Friedenau bei Berlin eine künstliche Glucke zur Aufzucht künstlich erbrüteter oder ohne natürliche Mutter sich befindender Küken vorgeführt, welche letzteren ermöglicht, jeden gewünschten Wärmegrad zu erlangen, in Folge einer Heizvorrichtung. Auch ist an der Glucke ein sogenannter Vorhof angebracht, um den Küken den Genuß der frischen Luft nach Belieben zu gestatten. Die Schwierigkeit, beides, natürliche Blutwärme und frische Luft zu vereinigen, war bisher der Hauptgrund des Scheiterns der Aufzucht mütterloser Waisen.

Unter den vielen dem Verfasser zugehenden Anfragen aller Art enthält wenigstens die Hälfte die Bitte, eine gute Brütmaschine zu empfehlen, worauf die Antwort sehr nahe liegt: Truthennen sind die besten lebenden Brütmaschinen. Selbst in finanzieller Hinsicht trifft dieses vollkommen zu, denn der Preis einer ziemlich großen gut konstruirten Maschine ist stets ein sehr beträchtlicher, und hat man dabei nicht nur die Ausgabe für Heizung, sondern auch die Mühe der Ueberwachung und der verschiedenen Manipulationen mit den Eiern. Ein Duzend Truthennen kosten bedeutend weniger, besorgen das Geschäft vortrefflich, und das Anlagekapital ist unverloren.

In Frankreich hält jeder kleine Häusler auf dem Lande wenigstens einige Hennen der Eier wegen, und wenn er einmal brüten läßt, schafft er die jungen Hähne so schnell als möglich fort, da er sie als unproduktiv betrachtet. Nur auf größeren Besitzungen läßt man einige junge Hähne

gehen, worin auch der Grund zu suchen ist, weshalb man bei Bestellungen auf lebende Hühner die Hähne in Frankreich regelmäßig theurer bezahlen muß als die Hennen.

Vom Nichtbrüten.

Seitdem die Hühnerzucht durch Einführung und immer größere Verbreitung besserer Racen einen bedeutenden Umschwung erfahren hat, stellt es sich allerdings heraus, daß ein großer Theil der neuen, namentlich der werthvollen französischen Racen keine Neigung zum Brüten zeigt, wogegen die ostindischen Racen, und vorzugsweise Cochins und Brahmas gerade hierin excelliren. Auch Malayen, Brasilianer, Bantams, Dorkings und Kampfhenen brüten, jedoch nicht mit derselben Leidenschaft als die vorgenannten. In Frankreich werden, wie bereits erwähnt, sowohl um die Hennen nicht zu lange Pausen im Legen machen zu lassen, als auch aus Mangel an brütluftigen Heunen, überwiegend Truthennen dazu benutzt. Es kann nun aber auch der entgegengesetzte Fall eintreten, nämlich man ist vielleicht mit Brüttaudiaten allzu reichlich gesegnet, und wünscht sie von diesem Vorhaben zurückzubringen.

Um dieses zu bewirken, werden gewöhnlich zwei Mittel angewandt: das erste besteht darin, die Brütluftige in einen leeren Sack zu sperren, auf dessen Boden ein Reif ausgespannt ist, um ihr einen nothdürftigen Sitzplatz zu bieten, und sie hierin 2 Tage ohne Futter und Wasser an einem dunkeln und kühlen Ort aufzuhängen; das zweite in wiederholtem Eintauchen in kaltes Wasser. Beide Mittel sind nicht zu empfehlen, das erste, weil es schon etwas an Thierquälerei streift, oft aber nicht einmal hilft; das zweite, weil es vermöge der Reaction des kalten Wassers noch mehr Hitze erzeugt, mithin den gegentheiligen Erfolg hat, und überdies, zumal bei kalter Witterung, die wiederholte Einwässerung leicht Erkältung und gichtische Zufälle nach sich ziehen kann.

Dagegen ist Platina, in homöopathischer Dosis verabreicht und 1 bis 2 Tage isolirte Absperrung, ein sehr probates, schnell wirkendes Mittel.

Ein anderes bewährtes Mittel ist, die Brütluftigen mit irgend einem überzähligen oder in Reserve gehaltenen Hahn zusammen zu sperren, nur darf sich in dem Raun kein Nest, selbst nicht einmal Stroh befinden, um jede Gelegenheit zum Brüten zu beseitigen. Dabei wird für gutes Futter und klein zerdrückte Eierschalen gesorgt, und die Brüterinnen werden, so

sehr sie sich anfänglich auch sträuben, binnen kurzer Zeit die Annäherung des Hahns nicht mehr zurückweisen, vielmehr bald wieder zu legen beginnen.

Die Aufzucht der jungen Hühner.

Nachdem eine oder mehrere Bruten glücklich beendet und ein stärkeres oder schwächeres Contingent geliefert haben, handelt es sich um eine zweckmäßige gedeihliche Aufzucht derselben.

Blickt man auf die Erziehungsmethode, von Landleuten in den meisten Fällen angewandt, so ist der gewöhnliche Verlauf der Dinge folgender: den brütenden Hennen werden die Küchlein successive, sowie sie die Schale verlassen haben, weggenommen und in dem unvermeidlichen Federtopf auf oder an den Ofen gebracht. Sobald die Gesellschaft vollzählig ist, wird sie der Mutter zurückgegeben und die Familie bleibt alsdann einige Tage in der warmen Stube, worin gekocht, gewaschen und ähnliche häusliche Geschäfte verrichtet werden, in der Regel ihre Zuflucht unter dem Ofen suchend, wenn dieser nach alter Sitte auf 4 Beinen steht, oder in der sogenannten Hölle hinter dem Ofen. Nach Verlauf einiger Tage wird bei günstiger Witterung ein Ausflug in das Freie verstattet, das Nachtquartier anfänglich noch in der Stube, später aber in irgend einem Eckchen im Hansflur oder einem Stalle aufgeschlagen. Als Nahrung wird in der ersten, nicht lange anhaltenden Periode zuweilen etwas gestampfter Hirse verabfolgt, bald aber tritt an dessen Stelle etwas klein zerbröckeltes Brod und gelegentlich einige gekochte Kartoffeln. Im Uebrigen wird die Sorge der weiteren Ernährung den Hühnern selbst anheim gegeben und ihnen die Erlaubniß verstattet, sich im geräumigen Grasegarten, auf der Düngerstätte, in den Ställen u. s. w. frei zu bewegen und hiervon den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Allerdings wird es nicht überraschen, wenn bei einer so wenig beaufsichtigten Erziehung mancher junge Eleve sein Leben durch den Tritt einer Kuh, in einer tiefen Düngergrube oder durch sonstiges Mißgeschick endigt, ein Opfer einer verrätherischen Rabe, eines bissigen Hundes oder irgend eines Raubvogels wird; dergleichen Verluste werden aber unter die unvermeidlichen Ausfälle gerechnet. Bei heranreifendem Wachsthum werden dann wohl noch einige geringe Körner gefüttert, bis zum Eintritt der Ernte, wo wieder stillschweigende Anweisung auf Selbstbelfügung erfolgt, die dann auch durch ausfallende Körner reichlich vorhanden ist. Nebenbei erhalten jüngere und

ältere Hühner täglich Gelegenheit, an dem gewöhnlich für die Schweine zubereiteten Futter, an gekochten zerstoßenen Kartoffeln, mit Kleie vermengt, Theil zu nehmen, wofür sie besondere Meinung zeigen, zuweilen aber sogar den Schweinen zum Opfer fallen.

Allerdings ist nicht in Abrede zu stellen, daß dieses mit wenig Umständen verknüpfte, sehr naturgemäße und größtentheils auf Selbsternährung und Abhärtung im Freien basirte Verfahren in den meisten Fällen von gutem Erfolg ist, allein auf der anderen Seite muß in Betracht gezogen werden, daß nicht jedem Hühnerzüchter eine warme, dem Federvieh zur Mitbenutzung preiszugebende Stube, ein geräumiger Grasgarten u. s. w., zur Verfügung stehen, daß ferner es sich meistens nicht blos um eine einzige Brut, wie bei einzelnen Landleuten, sondern um mehrere Bruten handelt, die leicht mit einander in Kollision gerathen dürften, und endlich, daß eine gute, zweckmäßige und geregelte Fütterung unzweifelhaft zum besseren Gedeihen und schnellerem Wachsthum wesentlich beiträgt. Die erfahrensten Züchter stimmen darin überein, daß es besonders in der ersten Lebensperiode darauf ankomme, die Entwicklung der zarten Wesen durch gutes Futter und aufmerksame Pflege zu fördern; vernachlässigte, schlecht genährte und der rauhen oder feuchten Witterung rücksichtslos preisgegebene Bruten werden dahin schwinden, mindestens im Wachsthum zurückbleiben, und die Besitzer hierdurch selbst den größten Nachtheil erleiden.

Ferner ist es wesentlich nöthig, zumal in der ersten Zeit fast allstündlich zu füttern, nur wenig, da das liegen gebliebene leicht verdirbt, und wenn es in diesem Zustand dennoch verzehrt würde, entschieden nachtheilig wirken müßte.

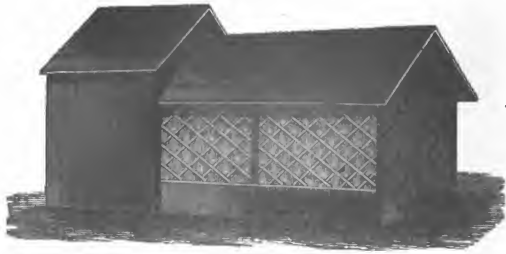
Wie schon in dem Artikel über Fütterung erwähnt worden, bedarf das Huhn sowohl vegetabilischer als animalischer Nahrung, und findet bei der eben beschriebenen ländlichen Erziehung aller Arten Insekten, Würmer, Maden u. s. w. theils bei seinen Promenaden im Grase, theils auf den Düngerstätten; beides ist zu seinem Gedeihen nöthig; als Beweis möge dienen, daß vor einigen Jahren, als es längere Zeit nicht geregnet hatte und manche Grassflächen total verdorrt waren, die jungen Hühner auf dem Lande aus Mangel an Insekten auffallend klein und kümmerlich blieben, weil sie nicht auf andere Art für diese Entbehrung entschädigt wurden.

Manchen Hühnerfreunden dürfte es vielleicht an Räumlichkeiten fehlen, um mehrere junge Stämme zu gleicher Zeit aufzuziehen, und bietet sich in diesem Fall ein gutes Auskunftsmittel dar, welches bereits mehrfach vom Verfasser benutzt wird. Es besteht darin, sie aufs Land in

Penston zu geben, jeden Stamm an einem andern Ort unterzubringen und im Alter von 8 bis 10 Wochen zurückkommen zu lassen. Die Aussicht auf eine angemessene, immerhin verhältnißmäßig billige Remuneration für aufgewandte Mühe und nicht kostspieliges Futter macht einen kleinen Häusler oder sonstigen einfachen Landbewohner gern geneigt, den jungen Pensionärs seine Aufmerksamkeit zu widmen und sie mit mehr Sorgfalt zu behandeln, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Nur muß man die Ueberzeugung haben, die Pfleger seien reelle Leute, welche getreulich wieder abliefern, ohne etwaigen von fremden Liebhabern gebotenen höheren Preisen verlockendes Gehör zu schenken.

Da inzwischen dieser Ausweg sich nicht überall treffen lassen wird, viele Züchter auch selbst Freude an der Aufzucht und passende Räumlichkeiten haben, so kommen nunmehr die übrigen Punkte, die Aufzucht betreffend, zur Sprache.

Figur 6.



Unter den Abbildungen befindet sich eine Zeichnung, **Figur 6**, nach englischem Modell, die man einen kleinen Krystallpalast nennen könnte. Die Seiten desselben sind von Glas, mit Draht überstrickt, und die Bestimmung ist, vorzüglich frühe Bruten bei nasstalter, unfreundlicher Witterung sicher und geschützt unterzubringen. Die Glaswände verbreiten Licht im Raume und wirken bei einigen Sonnenstrahlen erwärmend auf die Bewohner. Zur Beförderung eines trockenen Untergrundes ist es nöthig, ihn leicht zu dielen, und wenn ein längerer Aufenthalt darin in Aussicht steht, würde es noch zweckmäßiger sein, den hölzernen Fußboden beweglich einzurichten, um ihn herauszunehmen und behufs der Reinigung, auch nach Umständen zum Austrocknen, mit einem zweiten Exemplar wechseln zu können.

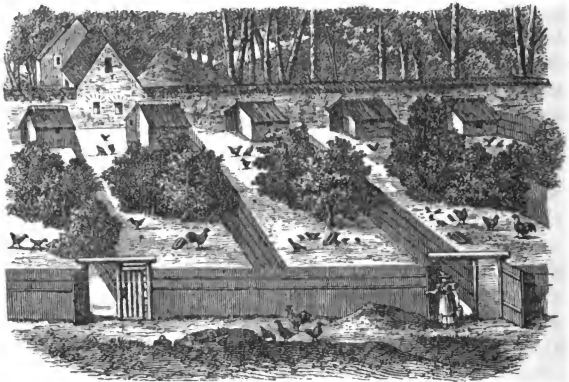
Ein anderes Verfahren, von französischen Züchtern angewendet, besteht in einem sogenannten Aufzuchtstasten, dauerhaft gearbeitet, mit wasserdichtem Dach versehen. Der Kasten ist doppelt so breit als tief, und in der Mitte durch Sprossen in zwei Hälften getheilt, in einer Weite, um halberwachsenen Hühnchen den Durchgang zu ermöglichen. Die sämtlichen Wände sind von Holz, und des Lichts wie der Luft wegen mit Drahtgittern versehen, die bei schlechter Witterung noch durch ein Glasfenster ersetzt werden können. Die eine vordere Hälfte des Kastens ist außerdem mit Sprossen versehen; in dieser Hälfte befindet sich die Henne und verbleibt darin, während die Jungen nach Verlauf einiger Tage durch die vorderen Sprossen einen weiteren Ausgang nehmen können. Der Zweck der die innere Abtheilung bildenden Sprossen ist, das für die Jungen bestimmte Futter der mütterlichen Henne zu entziehen, welche sich mit gewöhnlichem Futter begnügen muß, zugleich aber auch den Kleinen den Durchgang zur Mutter behufs ihrer Erwärmung zu gewähren. Noch zweckmäßiger würde es sein, die ganze Vorderfronte mit Sprossen zu versehen, damit die Kleinen direkt aus ihrem Speisesalon in das Freie gelangen können, ohne das mütterliche Kabinet als Durchgang benutzen zu müssen. Die Anzahl der Kästen, welche in einiger Entfernung von einander aufzustellen sind, wird sich nach der Menge der Bruten zu richten haben, und um diese Kästen als sicheres Nachtquartier benutzen zu können, müssen des Nachts die Sprossen durch Vorsetzer in geeigneter, gut schließender Weise verschlossen werden.

Unbedingt verdienen beide Vorschläge Berücksichtigung; im Krystallpalast, um diesen stolzen Ausdruck beizubehalten, der sich durch die etwas kostspieligere Anlage einigermaßen rechtfertigen dürfte, wird der Vortheil erlangt, bei ungünstiger Witterung der jungen Schaar einen freundlichen hellen Aufenthalt zu gewähren, und ein Ausgang ins Freie kann, wenn zulässig, zu jeder Zeit durch die geöffnete Thüre stattfinden. Im Aufzuchtstasten hingegen wird es etwas dunkler sein und die Sonne weniger wohlthuend wirken können, allein die Herstellung ist billiger zu beschaffen, und durch Absonderung des Futters wird eine fernere Ersparniß erzielt, die im Krystallpalast zwar nicht projektirt ist, indessen durch eine leicht zu treffende Vorrichtung auch herzustellen wäre. Auf Grund dieser Anleitungen, die nach Geschmack, Umständen und verfügbarem Raum, unter Rücksicht auf die Zahl der einzelnen Bruten mehr oder minder befolgt, auch modificirt werden können, werden sich zweckmäßige Einrichtungen treffen lassen, um den besonders im frühen Alter den kleinen Hühnchen so

nöthigen Schutz vor der Witterung, verbunden mit angemessener Nahrung, zu verschaffen.

Man hat selbst, und nicht ohne Erfolg versucht, die ganz kleinen Hühnchen in einer Art Frühbeetkasten unterzubringen, um die Sonne wohlthätig auf sie einwirken zu lassen, sogar sie in sogenannten warmen Häusern, wie solche bei den Gärtnern gebräuchlich, in der ersten Zeit erzogen. Alle derartige Einrichtungen sind besonders für Frühbruten in den kältern Monaten recht zweckentsprechend und anwendbar, nur dürfen sie nicht zu weit ausgedehnt werden, weil es sonst zur Verweichlichung führen würde.

Figur 7.



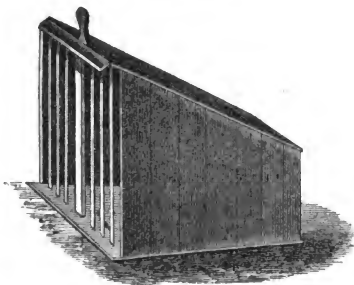
Ist die junge Garde etwas mehr herangewachsen, so gewährt die Abbildung **Figur 7** die Skizze zu einer recht netten Anlage, mit Strauchwerk zum Schutz gegen die Sonne versehen, und mit kleinen Häuschen zur nächtlichen Unterkunft. Es ist dabei projektirt, die Grenzen der Abtheilungen durch an Geländern schnell wachsende Hecken von wildem Wein, oder allenfalls Pfeifenstrauch zc. zu bilden, dabei die Vorsicht beobachtend, den untern Theil in Höhe von 60 cm auf irgend eine Weise so dicht herzustellen, daß die angrenzenden Bewohner einander nicht erblicken können. Auch läßt sich ein ähnliches Etablissement für erwachsene Hühner sehr gut benutzen. Nur ist freilich dabei zu bedenken, daß eine geraume Zeit vergehen dürfte, ehe die angepflanzten Schlinggewächse die zu wün-

schende Höhe und Dichtigkeit erreicht haben. Durch Latten oder Drahtgitter würde man früher zum Zweck gelangen.

Nichts wirkt verderblicher als Kälte auf die jungen Hühner, so lange sie nur Flaum tragen oder in der Uebergangsperiode zum Federansatz begriffen sind; Regenwetter zieht ihnen Erhaltung zu, die ein so zartes Leben bald vernichtet; bewegt sich daher eine führende Henne mit ihrer Brut im Freien, so muß Fürsorge getroffen werden, bei eintretendem Regen einen trocknen gesicherten Zufluchtsort erreichen zu können. Bei anhaltend regneriger Witterung ist es entschieden nöthig, die noch unbefiederten Jungen mit ihrer Mutter in einen trocknen geschützten Raum zu bringen, z. B. in einen Schuppen oder derartiges Gebäude, und sie darin durch gutes Futter, Grünes und reines Wasser für den zeitweisen Verlust ihrer Freiheit möglichst zu entschädigen, auch ihnen, wenn sie in dem Gemach nicht selbst zum Boden können, einen Kasten oder Hausen voll trockener Erde zur Disposition zu stellen, um sich darin federn zu können. Erde ist überhaupt bei allen Veranlassungen, wo Hühner eines Materials bedürfen, um sich darum herum zu wälzen und zu reinigen, entschieden dem Sand und der Asche vorzuziehen, da Sand ein größeres Korn hat, Asche aber, zumal wenn sie etwas feucht, hellfarbigen Hühnern schmutzige Spuren hinterläßt, wogegen dies bei selbst feuchter Erde der Fall nicht ist.

Jedenfalls verdient es den Vorzug, die Gesellschaft im Freien sich bewegen zu lassen, und damit es den Jungen nie an Futter fehle, gleichwohl aber weder die führende Henne noch andere Hühner sie dessen berauben, wird mit dem besten Erfolg eine transportable Speiseanstalt für dieselben etablirt, wie die Abbildung Figur 8 zeigt. Es ist dabei angenommen, daß die mittelste Sprosse herausgezogen werden kann, um das Futter bequem einstreuen zu können, welches aus Vor sicht stets möglichst an die hintere Wand zu bringen ist, damit die Hühnchen in aller Ruhe fressen, ohne durch größere Hühner belästigt zu werden, die von dem delikaten Futter

Figur 8.



häufig angelockt, Versuche machen, durch die Sprossen hereinzudringen. Man kann nöthigenfalls zu diesem Zweck jede alte Kiste benutzen, kehrt sie um, so daß die offene Seite nach vorn kommt, und nagelt Sprossen von etwa 2 cm Breite in der Entfernung von ungefähr 7 cm von einander an, ein Raum, hinreichend, um halbwachsende Hühnchen hindurch zu lassen, älteren Hühnern jedoch die Passage zu verwehren. Neugierig, wie die jungen sind, werden sie sofort, in Nähe der Speiseanstalt gelangt, durch die Sprossen schlüpfen und den Inhalt so interessant finden, um den Ort im Gedächtniß zu behalten; auch pflegt wohl die alte Henne sie bisweilen dahin zu führen. — Neben dem Futter muß indessen auch für Wasser zum Trinken gesorgt sein, und dies geschieht am geeignetsten durch besondere Trinkgefäße nach Zeichnung Figur 5, wie bei der Fütterung erwähnt.

Der an manchen Orten herrschende Gebrauch, die führende Henne in einen sogenannten Hühnerkorb zu bringen, auf den Seiten mit Oeffnungen zum Durchgang der Kleinen versehen, ist durchaus nicht zu empfehlen, da bei eintretendem Regen die ganze Familie durchnäßt wird. Ueberhaupt ist, wie vorstehend erwähnt, möglichste Freiheit das Wünschenswerthe, schon aus dem Grunde, damit die alte Henne Gelegenheit habe, sich des Ungeziefers zu entledigen, anstatt es auf ihre Jungen zu übertragen, denen es doppelt nachtheilig ist. Außerdem ist es unbedingt vorsichtiger und besser, die Kleinen dem Schutze ihrer Mutter nicht zu entziehen, um sie gegen fremde Angriffe vertheidigen zu können.

Was das für junge Hühnchen geeignetste Futter anlangt, so sind unstreitig hart gekochte, klein gewiegte Eier, mit gestampfter Hirse und klein gehacktem Salat, Sauerkraut, Kresse, Runkelrübenblättern vermischt, nebst altbackenem, geriebenem Brod die ihnen in den ersten Wochen ihres Daseins am meisten zusagenden Nahrungsmittel. Der Hirse bildet so zu sagen die Einleitung, sie nach und nach an größere Körner zu gewöhnen, die im Anfange weder von ihnen zu sich genommen, noch verdaut werden könnten. Mit fortschreitendem Wachsthum kann man dann zu kleinförmigem Weizen, und später zu Gerste, Hafer, Mais, Buchweizen u. s. w. übergehen, mit einem Wort, zu dem den erwachsenen Hühnern zu reichenden Futter, doch ist es nicht rathsam, damit früher zu beginnen, als bis sie vollständig befiedert sind und ein Alter von mehreren Monaten erreicht haben. Reis wird von jungen und alten Hühnern gern verzehrt und in manchen Gegenden als Futter benutzt; jüngeren Hühnern ist er, mit Milch dick eingekocht, sehr dienlich, nur dürfte diese Fütterung als etwas kostspielig nicht häufig

beliebt werden. Gutes Futter in der ersten Lebensperiode wird sich indessen stets verinteressiren und die mehr aufgewandten Kosten reichlich decken. Fleisch und Maden, mäßig gefüttert, und in Abwechslung mit obigen Stoffen, ist ihnen ganz dienlich, doch nicht im Uebermaß, weil es ihnen erfahrungsgemäß sonst Durchfall erzeugt. Ameiseneier, richtiger Puppen, wo solche zu haben sind, werden von ihnen mit besonderer Leidenschaft verzehrt und gedeihen ihnen sehr. In Ermangelung von Maden u. s. w., ja selbst neben diesen, ist ihnen frische Milch, am besten wie solche von der Kuh oder der Ziege kommt, ungemein zuträglich, ersetzt die nöthigen animalischen Futterstoffe und befördert durch ihren inneren Gehalt das Wachsthum. Mehlwürmer, die man bekanntlich in Töpfen und das ganze Jahr hindurch erzeugen kann, werden ebenfalls sehr gern von ihnen verzehrt, ebenso wie Regenwürmer, kleine Schnecken u. s. w., als weiches Futter ist ferner saure verdickte Milch, sogenannter Quark, eine Lieblingsspeise, die man zur Vermehrung der Masse mit gebrühter Weizenkleie verrührt und ihnen in dieser Gestalt vorsetzt, nur beobachte man die Vorsicht, ihnen Quark nicht eher zu verabfolgen, als bis sie besiedert sind, denn im jüngeren Alter gegeben, ist der Pips fast regelmäßig die Folge davon. Altbackenes Brod in Bier geweicht, ist nicht minder ein gut zuzagendes Nahrungsmittel, sobald die Hühnchen einige Monate alt sind.

In England legt man besondern Werth auf Hafermehl, und hält dasselbe für eines der vorzüglichsten Fütterungsmittel für junge Hühner, welches nur seines hohen Preises wegen nicht allgemein zur Anwendung kommt. In Deutschland ist Hafermehl wenig bekannt, der hohe Preis aber erklärt sich leicht daraus, daß im Durchschnitt 15 kg Hafer nur 8 kg Mehl und 7 kg Hülsen ergeben, ein Verhältniß, welches bei keiner andern Getreideart vorkommt. — Man ist jedoch in England so sehr dafür eingenommen, daß man seine Benutzung wenigstens während der ersten 8 bis 14 Tage sehr anempfiehlt. Als vorzügliches Futter in den ersten Wochen ist zu empfehlen eine Mischung von hartgekochten Eiern und Hafermehl, mit Milch zu einem festen Teig geknetet, und in bröcklicher Form den Hühnchen vorgesetzt.

So lange die Hühnchen noch Flaum tragen, sind sie im Allgemeinen empfindlicher und empfänglicher für nachtheilige Einwirkungen durch Futter und Witterung, bedürfen demnach auch, je jünger, desto größere Aufmerksamkeit. Bemerkt man, daß ihre Ausleerungen sehr flüssig werden, füttere man weniger Grünes und namentlich weniger Maden, sondern gebe ihnen vorzugsweise trodene Nahrung. Vorzüglich gebe man darauf Ach Dettel, Hühner- oder Geflügelhof.

tung, daß Einzelne oft, zumal wenn sie einen sehr starken Flaum am Hintertheil haben, ihre Ausleerungen auf diesen Flaum fallen lassen, die nach und nach verhärtend und mehr und mehr anwachsend, das arme Hühnchen zuletzt in die Lage bringen, sich gar nicht mehr ausleeren zu können, wodurch es zu Grunde geht. Zeigt sich dieser Umstand, so muß Abhilfe geschafft und der Flaum unterhalb des Afters etwas abgeschnitten werden.

Einige Gattungen von Hühnern vollbringen den Austausch des ursprünglichen Flaums gegen die Federn äußerst langsam und mit vieler Mühe, während dieser Proceß bei anderen dagegen sehr rasch von Statten geht. Der verstorbene Mevius, ein um die Hühnerzucht hochverdienter Mann, hatte vorzüglich bei seinen Cochinchina-Bruten vielfach an diesem Uebelstand zu leiden und nach chemischen Grundsätzen ein Mittel präparirt, Bestandtheile der Federn und Knochen enthaltend, mithin den schwachen Naturkräften Unterstützung verleihend. Dieses Mittel besteht aus: 1) fein gesiebttem gewöhnlichem Knochenmehl, 2) fein gesiebtten Hornspänen, 3) phosphorsaurem Kalk, 4) kohlensaurem Kalk, 5) gebranntem Hirschhorn. Sämmtliche fünf Ingredienzien, gut vermischt und zwar zu gleichen Theilen, von einer jeden 66 g, ergeben ein weißgranes Pulver, wovon bei jeder Fütterung ungefähr 1 Theelöffel voll unter angefeuchtete Kleie mit gekochten, klein zerdrückten Kartoffeln gerührt wird. Herr Mevius rühmte damals sehr die gute Wirkung des Mittels, welches er auch ältern Hühnern in der Zeit der Mauser mit dem besten Erfolge verabreicht hat. Die Zweckmäßigkeit gedachten Mittels und die Richtigkeit der dafür Sprechenden Gründe vollkommen anerkennend, kann man den beabsichtigten Zweck ziemlich annähernd auch dadurch erreichen, daß man für klein zerdrückte Eierschalen sorgt, die den erwachsenen Hühnern zur Calcination der zu legenden Eier und den jungen Hühnern als Stärkung der zur Federbildung nöthigen Substanzen dienen.

Die Aufzucht junger Hühnchen ohne Mutter im Alter von einigen Tagen, ja selbst von einigen Wochen, wenn es eine an und für sich zarte oder schwer besiedernde Gattung ist, gehört zu den verschiedenen, oft kaum zu überwindenden Schwierigkeiten, ebenso wie bei der künstlichen Brut. Gedachter Umstand kann eintreten durch plötzlichen, unvorhergesehenen Tod der Henne, oder auch dadurch, daß die Henne, nachdem sie ihre Kleinen etwa 3 bis 4 Wochen geführt, wieder zu legen beginnt, was aber nur bei jungen Hennen vorkommt, wie bereits früher erwähnt. In solchen Fällen bewährt sich die ebenfalls schon empfohlene Vorsicht, eine oder mehrere brütluftige Hennen in Reserve zu halten und die verwaisen Jungen von einer dieser

Hennen adoptiren zu lassen, welches Verfahren schon mehrmals mit dem günstigsten Erfolg versucht worden ist. Allerdings wird man diesen Zweck nie bei der Landhenne erreichen, ja im Gegentheil hat man Beispiele, daß eine solche gewöhnliche Henne einige Küchlein, nur wenige Tage alt, von gleichem Alter und gleicher Farbe wie die ihrigen, vorsichtig des Abends unter sie gebracht, am Morgen sogleich erkannt, weggebissen und in einigen Fällen sogar getödtet hat. Auch hier zeigt sich der sanfte Charakter der Cochinchina in seinem vollen Lichte. Wenn eine Henne dieser Race ihre eigene Brut glücklich beudet hat, so kann man ihr die Küchlein einer anderen Brut am hellen Tage präsentiren und sie wird dieselben bereitwillig gleich den ihrigen betrachten. Sibt dagegen die Henne nur als Reserve und die zu adoptirenden Küchlein sind erst wenige Tage alt, so genügt es, sie des Abends im Dunkeln gegen die Reserve-Eier zu vertauschen, und die Sache wird keine Schwierigkeit haben, weil die Henne der Meinung ist, die kleine Familie sei über Nacht angekommen, gleichviel ob sie die Frist von 21 Tagen bereits abgessen habe oder nicht. Etwas schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn die Waisen schon etwas älter sind, und zwar weniger von Seiten der Adoptiv-Mutter, als von derjenigen der Kinder. Hühnchen im Alter von einigen Wochen kennen ihre wirkliche Mutter, und würden einer neuen Mutter, alles Entgegenkommens ihrerseits ungeachtet, erfahrungsgemäß fortlaufen. Um sie daher an einander zu gewöhnen, hat man sie einige Tage abgesondert von den übrigen Hühnern mit einander einzusperrern, nach welcher Zeit die Adoption vollkommen ins Werk gesetzt ist.

Wenn dann die jungen Hühner so weit fortgeschritten sind, sich selbstständig zu bewegen, hat man dafür zu sorgen, sie von den erwachsenen älteren Hühnern abzusondern, da ein gewähltes besseres Futter ihnen noch immer so nöthig als gedeihlich ist. Zugleich unterlasse man nicht, die Geschlechter zu trennen, und Hähne wie Hennen separat unterzubringen. Einige Gattungen entwickeln sich in geschlechtlicher Beziehung sehr frühzeitig, die jungen Hähne entkräften sich vor vollendetem Wachsthum und schaden zugleich den jungen Hennen ungemein.

Nächstdem bringe man in den ihnen angewiesenen Ställen die Sitzstangen sehr niedrig, etwa nur 30 cm hoch an; die Hühner fliegen gern auf die höchste Stange, und sind des Morgens so beeilt, ins Freie zu kommen, daß sie von den höchsten Stangen sich herabwerfen, wodurch in Folge des heftigen Aufstehens das Brustbein, noch ziemlich weich, eine Biegung oder Krümmung erleidet, die dem Wachsthum sowohl als der

ganzen Figur schadet. Man wird oft Gelegenheit haben, sich von gekrümmten und verbogenen Brustbeinen zu überzeugen, wovon die Veranlassung stets in den zu hohen Sitzstangen zu suchen ist. In den ersten Monaten ist es weit mehr zu empfehlen, gar keine Sitzstangen anzubringen, sondern nur ein weiches Lager von Stroh, Heu oder Laub.

Ueber die Mast.

Junge sowohl als ältere Hühner in einen für die Küche angenehmen und willkommenen Zustand zu versetzen, giebt es mehrfache Mittel und Wege. In früherer Zeit, als man auf das einheimische Landprodukt beschränkt war, welches sich nicht wesentlich dazu qualificirte, hatte man nur den Ausweg der Kapauen, und gelegentlich einer alten Henne, die ausnahmsweise etwas fetter als gewöhnlich geworden war, außerdem noch den Genuß der jungen Hähne, bei denen jedoch aller Ansatz von Fett und reichlichem Fleisch stets illusorisch blieb. In neuerer Zeit ist man allerdings auch hierin weiter vorgeschritten, und die eingeführten fremden, sowie die veredelten einheimischen Racen tragen das Meiste dazu bei.

Hühner können auf verschiedene Art gemästet oder überhaupt reicher an Fleisch und Fett werden: 1) bei freier Bewegung unter geeigneten Verhältnissen; 2) in Haft bei ihrerseits freiwilliger Ernährung und endlich 3) bei gewaltsamer Fütterung. Sämmtliche drei Arten sind selbstredend allerhand Modifikationen unterworfen. Es handelt sich demnächst darum, sie näher zu beleuchten.

Daß bei freier ungehinderter Bewegung und gewöhnlichem Futter junge Hühner an Küchenwerth nicht zunehmen, bedarf keiner Erläuterung, da das Wachsthum die ersten Ansprüche behauptet. Eher ist dies bei älteren Hennen der Fall, und namentlich bei Cochín-China, Brahma und denjenigen Kreuzungen, worin ihr Charakter vorherrschend ist, überhaupt bei Hühnern phlegmatischeren Temperaments. Es kommt häufig vor, daß dergleichen Hühner schon im zweiten oder dritten Jahre wenig legen, und alle Nahrungsstoffe sich in Fleisch und Fett verwandeln; es ist sogar gerathen, derartige ohne weiteres Zuthun fett gewordene Hühner bald zu schlachten, da sich aus sehr fettem Zustande gewöhnlich im folgenden Jahr die Wassersucht bildet. Da sich diese Erscheinungen nur vereinzelt zeigen, und mehr vom Zufall abhängen, kann man auf fette Exemplare gedachter Art wenigstens keine feste Rechnung machen.'

Sicherer gestaltet sich das Verhältniß bei eugerer Begrenzung, in Verbindung mit zweckentsprechender Fütterung, als bei freiem Umherschweifen. Um indessen ein Huhn zu veranlassen, freiwillig reichlicheres Futter als gewöhnlich zu sich zu nehmen, und hierdurch auf Mästung zu wirken, ist es nicht genügend, überhaupt gutes und nahrhaftes Futter zu geben, sondern die Hauptsache bleibt öftere Abwechslung in den Nahrungsmitteln, welche das Huhn reizen, größere Quantitäten als sonst zu sich zu nehmen. Vorzugsweise eignen sich hierzu: gekochte klein zerdrückte Kartoffeln mit Kleie oder Futtermehl vermischt, Brod in Bier oder Milch eingeweicht, ferner Weizen, ganz besonders aber gequellter oder gekochter Mais, welcher in diesem Zustande schnell verdaulich ist und wesentlich mästet, überhaupt zur Geflügelmast außerordentlich empfohlen werden kann. Nebenbei etwas Grünes und Abgänge von Fleisch, Gedärmen, Würmern und ähnlichen Substanzen werden entschieden darauf mit hinwirken, den Ansat von Fleisch und Fett zu befördern. Unter engerer Begrenzung ist inzwischen kein Käfig zu verstehen, sondern nur ein etwas beschränkter Raum, der den Inwohnern Bewegung innerhalb der ihnen gesteckten Grenzen gestattet, sie aber verhindert in weitere Ferne zu schweifen und hierdurch die beabsichtigte körperliche Zunahme zu vereiteln. Der ihnen auszuweisende Platz muß im Freien gelegen sein, zugleich aber ihnen auch einen Zufluchtsort bei ungünstiger Witterung darbieten. Es leuchtet wohl ein, daß nicht alle Rassen sich zu dieser einzuleitenden freiwilligen Verbesserung ihrer materiellen Zustände qualificiren, sondern nur Vögel von gelassenem ruhigem Temperament; bei scheuen und wilderen Gattungen würde der Zweck nicht erreicht werden. Zu bemerken wäre hierbei noch, daß die etwas beschränkte freie Bewegung bei entsprechendem Futter mehr noch auf Ansat von Fleisch als auf Fett wirkt, vorzüglich bei jungen Hühnern, auch liegt es in der Natur der Sache, daß ein noch nicht völlig ausgewachsenes Huhn immer eher mehr Fleisch als Fett ansetzen wird.

Vorstehendes Verfahren führt indessen theils langsamer, theils oft nicht vollständig zum Zweck; wenn demnach größere Beschleunigung und erfolgreichere Resultate beabsichtigt werden, dann müssen gewaltsamere Maßregeln eintreten, darin bestehend, die dazu bestimmten Kandidaten gegen ihren Willen regelmäßig mit Nahrung anzufüllen, was auf sehr verschiedene Weise bewerkstelligt werden kann, und auch den Gebräuchen der Gegenden entsprechend in ziemlich abweichender Art geschieht.

Die unfreiwillige Veibringung von mästender Nahrung erfolgt nun entweder durch Stopfen mit festerer Masse in Kubelform, oder mit Kür-

nern, wozu sich nur aufgequellter Mais eignet, oder auch durch Füllen des Kropfes mit einer flüssigeren, wenn auch möglichst dicken Masse, wozu man sich einer Maschine bedient, ungefähr in Form einer Gießkanne, mit einem hohlen Mundstück, welches in den Hals des Opfers gebracht wird, und durch eine mechanische Vorrichtung mittelst eines Druckes von unten die Masse in den Kropf speidirt. Derartige Maschinen können einfacher und complicirter hergestellt werden, je nachdem es auf größere Bequemlichkeit des Stopfers abgesehen ist.

In England werden die Hühner, namentlich die jungen Dorkings, meistens mit Nudeln aus Hafermehl mit Milch bereitet, gestopft; in Belgien mit Nudeln aus ungebeuteltem Mehl von Heidekorn oder Buchweizen, welches mit abgenommener Milch oder mit Buttermilch zu einem festen Teig verarbeitet wird. In Frankreich verwendet man hierzu feingefiebtes Heidekornmehl zu gleichen Theilen mit Hafer- und Gerstenmehl, benutzt aber zum Anfeuchten nur Milch, sowie sie von der Kuh gewonnen wird. Mais wird im nördlichen Frankreich so wenig als in England in größerer Ausdehnung angebaut, findet jedoch in Deutschland immer mehr Berücksichtigung, und sind die kleineren frühreifenden Sorten zum Anbau am meisten zu empfehlen; zur Geflügelmast ist diese Frucht ganz vorzüglich. Sorgfältige Prüfung haben die Ueberzeugung verschafft, daß nicht alle mehlfaltigen Produkte von gleich günstigem Erfolge sind. Man hat z. B. beobachtet, daß trockene Gemüse, wie Erbsen, Bohnen, Wicken u. s. w., mehr zur Mast vierfüßiger Thiere beitragen, als Getreidesorten, wie Gerste, Weizen, Hafer oder Heidekorn, letztere aber mit größerem Nutzen für Geflügel in Anwendung zu bringen sind, und unter diesen giebt man wieder dem Heidekorn den Vorzug.

Zur Mastung mit der Maschine werden die nämlichen Mehlsorten wie zu den Nudeln verwendet, und nur zur flüssigeren Gestaltung mehr Milch zugefetzt.

Eine richtige Auswahl der zur Mast zu bestimmenden Exemplare ist natürlich von entschiedenem Einfluß auf den Erfolg. Nicht nur auf die sich mehr oder minder dazu eignende Race kommt es dabei an, sondern auch auf das Alter. Je jünger, desto saftiger wird das Fleisch sein, während bei einem älteren Vogel es schon zäher geworden ist. Zum Kochen, Frikassiren u. s. w. wird allenfalls ein älteres Huhn genügen, zum Braten jedoch eignen sich nur solche im ersten Lebensjahr, wie überhaupt jedes Geflügel im ersten Lebensjahr zart und saftig ist, später aber zäher und härter wird. Sowohl des Wachsthums an und für sich, als auch der

Vorbereitung zur Mast wegen ist es, wie bereits früher bei der Aufzucht erwähnt, unerlässlich, die jungen Hähne bei Zeiten von den jungen Hennen abzusondern. Wenn nun auch zugegeben wird, daß durch das Kapannen ein gemästeter Zustand leichter und ergiebiger erreicht werden kann, so ist diese Operation bei zeitiger Absonderung der jungen Hähne theils nicht erforderlich, theils selbst bei manchen Gattungen, die sich spät entwickeln, nicht ausführbar, z. B. bei den Cochius und Brahmās. Die zu beseitigenden Theile sind nämlich, wenn sie erst halbwachsen entnommen werden sollen, bei ihnen so klein, daß man sie oft kaum entdeckt; größer geworden, wird es in den seltensten Fällen möglich sein, mit den Fingern so tief greifen zu können. In Betreff der Poularden ist es ebenso schwierig; der Theil, welchen zu beseitigen in fälschlicher Anleitung empfohlen wird, sind nur Fettdrüsen, während die wirkliche Operation, die Entfernung des Eierstocks, ungemein schwierig und gefährlich bleibt. Auch ist man darüber längst nicht mehr im Zweifel, daß die unter dem Namen Poularden verkauften Vögel nur junge gemästete Hennen sind, ohne jede Operation.

Noch ist zu bemerken, daß die einer künstlichen Mast zu unterwerfenden Vögel in einem ziemlich dunkeln Lokal und in größter Ruhe gehalten werden müssen, um durch nichts gestört zu werden, was den Proceß der möglichst schnellen Verdauung irgend beeinträchtigen könnte. Reinlichkeit und frische reine Luft sind gleichfalls zu berücksichtigen.

In England spielen die Dorkings als Masthühner eine Hauptrolle, in Frankreich die drei vorzüglichsten Racen: Crève Coeur, Houdan und La Flèche. Allerdings erfordert die künstliche Mast ungeweine Sorgfalt und Aufmerksamkeit, genaue Beobachtung, ob auch das so nöthige Geschäft der Verdauung gehörig von Statten gehe, sowie öftere Prüfung des Erreichten, da, wenn ein Huhn den größtmöglichsten Grad von Fetttheit erlangt hat, das Fett dann wieder zurückgeht oder sich zu wasserfüchtigen Zuständen umgestaltet.

In der Nähe von Bichy besteht eine Mastanstalt, lediglich für junge Hühnchen, welche in Folge des vielen Badebesuchs dort einen starken Konsumtionsartikel bilden. Die Einrichtung daselbst ist folgende: in einer umfangreichen Rotunde, gut gelüftet, aber ziemlich dunkel gehalten, sind Stagèren angebracht, die sich auf einem Zapfen drehen lassen. Diese Stagèren bestehen aus kleinen hölzernen Abtheilungen, enthalten eine jede fünf Hühnchen, die unter sich nur durch ein schwaches Brettchen getrennt sind. Es befinden sich fünf Reihen Stagèren über einander und jede derartige Anlage gewährt Raum für 200 Hühnchen. Wenn nun zur Mahlzeit ge-

schritten werden soll, begiebt sich ein Mädchen an die unterste Reihe; sie ist mit einem kleinen hölzernen Apparat versehen, den man scherzhafter Weise Paletot nennt. Das Hühnchen wird in ihm vollständig eingeschlossen, so daß nur der Hals herausragt. Der Paletot wird mit einer Feder an dem Brettchen, worauf das Hühnchen sitzt, befestigt, das Mädchen ergreift den Kopf mit der linken Hand, öffnet den Schnabel und steckt ihm mit der rechten Hand eine blecherne Röhre in den Hals, von der Länge und Stärke eines Fingers, nach dem Ende zu etwas schwächer. Diese Röhre, welche gebogen ist, schließt sich an einen langen dehnbaren Schlauch, der mit dem Behältniß, worin der Teig, in Verbindung steht, und vermittelst eines angebrachten Druckwerks wird gleichsam durch einen einzigen Schuß die nöthige Quantität in den Kropf des Hühnchens befördert. Die ganze Operation ist sehr rasch abgemacht.

Der Teig ist sehr flüssig, und besteht aus Mehl von Mais und Getste, mit Milch verdünnt. Das Mädchen verläßt seinen Platz nicht eher, als bis die ganze Etage besorgt ist; ein kleiner Stoß ist hinreichend, dieselbe weiter zu drehen, damit jeder Bewohner derselben sein Theil erhält. In Zeit von einer Stunde werden 200 Hühnchen gestopft, und täglich finden drei solcher Mahlzeiten statt. Ungefähr 12 Tage sind zu dieser Art Mast erforderlich, und die Hühnchen haben einen ausgezeichneten Geschmack.

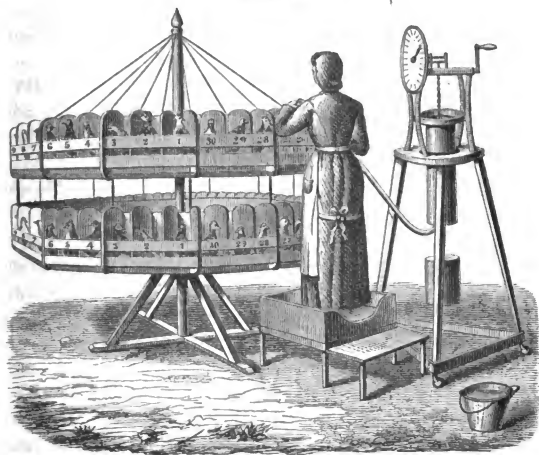
In derselben Weise hat Herr Odile Martin im Jardin de Boulogne bei Paris eine größere Mastanstalt eingerichtet, und versendet Apparate mit einer oder mehreren Etagen, für 12, 30, 60 bis zu 2100 Exemplaren berechnet. 2 kg Gerstenmehl und 2 l Milch sind hinreichend, um ein Hühnchen in 20 Tagen und eine Ente in 15 Tagen zu mästen. Es wird hierbei weniger auf vieles Fett, als vielmehr darauf gesehen, das Fleisch weich und saftig zu gestalten. Die Hühnchen werden täglich drei Mal, die Enten vier Mal gefüttert. Der Hauptabsatz des gemästeten Geflügels erfolgt in den großen Pariser Markthallen. Beifolgende Abbildung **Figur 9** ist auf 60 Stück berechnet.

Wenn der Augenblick des Scheidens herannaht, werden die Hühnchen an einen ganz dunkeln Ort gebracht, und 24 Stunden ohne alle Nahrung gelassen. Nachdem ihnen mit einem scharfen Instrument die Gurgel schnell durchschnitten, werden sie gerupft, gewaschen, ausgenommen und in ein feuchtes Tuch eingeschlagen, damit sie schneller austühlen.

In der Gegend von la Flèche und Mans, die man als die hohe Schule für Geflügelmast betrachten kann, verlangt man von jungen Hennen, um sie zu ausgezeichneten Poularden heranzubilden, folgende Eigenschaften:

- 1) sie müssen einen jungen Hahn zum Vater haben,
- 2) sie müssen 6 — 7 Monat alt sein, und sich noch nicht begattet oder gar gelegt haben,
- 3) das Fleisch unter ihren Flügeln muß sehr weiß sein,
- 4) sie müssen kurze Füße, aber einen breiten Rücken und breite Schultern haben,
- 5) die Haut unter ihren Füßen muß weich und zart sein,
- 6) endlich müssen sie zur Zeit ihrer Einstellung sich bereits mit Fleisch wohl versehen befinden.

Figur 9.



Gewöhnlich beschäftigen sich Landleute mit der Mast in großem Verhältniß. Sie kaufen auf dem Markt oder bei ihren Nachbarn dasjenige junge Geflügel, was ihnen am besten zur Mast geeignet scheint. Was die sogenannten Jungfernhähne anbetrifft, sind dies ebenfalls junge Hähne, die noch nicht zur Zucht gedient haben, und ohne eine Operation erlitten zu haben, ebenso wie die Hennen behandelt werden, nur erfordert ihre Mast etwas mehr Zeit und Nahrung.

Als Vorbereitung zur Mast werden die dazu bestimmten Vögel zuerst etwa 8 Tage lang in einen etwas dunkeln Raum gebracht, und giebt man

ihnen weiter nichts zu fressen, als einen ziemlich dicken verrührten Teig, aus demselben Mehl bestehend, wovon die Nudeln oder Stopfer gemacht werden, vermischt mit einem Drittel oder der Hälfte Kleie. Während dieser ersten Probezeit giebt man ihnen zu saufen und läßt sie nach Belieben fressen.

Sodann werden die Mastkandidaten in ein dunkles Gemach gebracht, worin sich auf Pfählen die verschiedenen Abtheilungen zu ihrer Aufnahme befinden, nie mehr als höchstens sechs Vögel enthaltend, und ihnen nicht mehr Raum gewährend als nöthig, um sich bequem darin aufzuhalten, ohne herumspazieren zu können.

Zur Mast werden nun zwei Gattungen von Mehl benutzt: Buchweizen oder Heideformehl mit süßer oder frischer Milch angemacht; sodann Mehl gemischt aus 3 Theilen Heideform-, Gersten- oder Maismehl und einem Theil Hafermehl, ebenfalls mit Milch angemacht. In beiden Fällen muß das Mehl gut gebeutelt sein, denn auf seiner Reinheit beruht besonders der günstige Erfolg. Man bringt dieses Mehl in einen Napf, gießt die Milch in die Mitte, kuetet die Masse wie Brodteig, so lange, bis sie so fest wird, daß sie nicht mehr an den Händen hängen bleibt. Sodann rollt man den Teig auf einem Tisch oder Brett und bildet daraus Nudeln, ungefähr in der Länge eines Fingers. Nachdem sämtliche Nudeln fertig sind, beginnt man mit dem Stopfen. Man nimmt zu dem Ende das Huhn auf den Schoß einer Person, welche ihm den Schnabel öffnet, während ein Anderer die Nudel hineinsteckt und sie mit dem Zeigefinger herunter schiebt, was mit aller Vorsicht und ganz sanft geschehen muß; sodann drückt man mit demselben Finger und dem Daumen die Nudel am Hals herunter bis in den Kropf, wobei man sich vorzusehen hat, die Nudel nicht zu zerbrechen, damit kein Theil derselben stecken bleibt, was viel Schwierigkeiten verursachen würde. Damit die Nudel leichter hinunter gleitet, ist es unerlässlich, sie stets vorher in Wasser oder Milch zu tauchen. Nöthigenfalls kann auch eine geübte Person das Stopfen allein verrichten; sie muß dann das Huhn fest zwischen den Knien halten, mit der linken Hand den Schnabel öffnen, und mit der rechten Hand die Nudel hineinbringen.

Dieses Stopfen erfolgt täglich zweimal zu bestimmten, gründlich einzuhaltenden Stunden. Im Anfang giebt man zwei Nudeln, dann drei, später vier, bis man endlich bis zu zwölf Nudeln, oder so viel als das Huhn verdauen kann, steigt. Allein man muß sich vor jeder neuen Mahlzeit sorgfältig überzeugen, ob die Verdauung vollständig vor sich gegangen

ist, was man leicht erkennt, wenn man am Kropf herunter fühlt und diesen leer findet. Nur in diesem Fall darf man mit der Zahl der Rubeln steigen, was in der Regel erst nach einigen Tagen geschehen kann, da im Anfang die Verdauung nicht so schnell erfolgt, sich aber gewöhnlich bald einstellt. Sollte, was auch bisweilen vorkommt, ein Huhn unwohl werden, so hat man sich zu beeilen, es wieder in Freiheit zu setzen, da dann alle Mastversuche ganz vergeblich sein würden. War das Huhn genügend mit Fleisch bewachsen, als es eingestellt wurde, so reichen 16 bis 20 Tage hin, um es durch Stopfen zu dem gewünschten Grade von Fetttheit zu bringen, war es jedoch nur mittelmäßig bewachsen, so sind 22 bis 25 Tage erforderlich.

Manche Hennen setzen sehr schnell Fett an, andere wieder etwas langsamer. Man erkennt den erreichbar höchsten Grad von Fetttheit daran, daß das Huhn mit Mühe Athem holt, daß die Haut ganz weiß ansieht, der Rücken sehr rund wird und daß man zwischen Hals und Schultern eine bedeutende Fettschwellung bemerkt.

Das Neutralisiren der Hähne.

Wenn auch, wie vorstehend mitgetheilt, durch frühzeitige Absonderung der Geschlechter, und geeignete Mast es nicht nöthig ist, junge Hähne einer unter allen Umständen schmerzhaften Operation zu unterwerfen, so finden diese Ansichten doch nicht überall Anerkennung, und in einigen Gegenden Frankreichs, besonders in den südlichen, werden alljährlich eine Menge jugendlicher Hähne in Kapaune verwandelt. Die Anleitung dazu ist folgende: man wählt hierzu junge Hähne im Alter von höchstens 4 Monaten, und einen Tag, wo das Wetter kühl, eher feucht als trocken ist. Als Instrument bedient man sich eines scharfen fein geschliffenen Messerchens mit rückwärts gebogener Spitze und hält eine Nadel mit einem gewicksten Faden Seide in Bereitschaft. Zwei Personen sind erforderlich: der Gehülfe hält den Vogel auf der rechten Seite und auf den Knien des Operateurs, der auf einem Stuhl von solcher Höhe sitzt, um seine Schenkel ganz horizontal zu haben. Der Schwanz des Vogels ist dem Operateur zugekehrt, das rechte Bein und Schenkel fest am Leib gehalten, das linke Bein nach dem Schwanz hin ausgestreckt, so daß die linke Seite freigelegt wird, wo der Einschnitt erfolgen muß. Nachdem die Federn ausgezogen, wird die Haut mit der Nadelspitze aufgehoben, genau hinter der letzten Rippe, um einer Verletzung der Eingeweide vorzubeugen und längs der letzten Rippe

ein Einschnitt in die Bauchhöhle gemacht, so groß, um einen Finger durch bringen zu können. Sollte dennoch etwas von den Därmen aus der Wunde heraustreten, so muß es behutsam wieder hineingebracht werden. Der Zeigefinger wird sodann hereingesteckt und hinter den Eingeweiden nach dem Rücken zu gerichtet, etwas links von der Mitte des Körpers. Wenn die Stelle richtig getroffen ist, fühlt man den linken Testikel, der bei einem Hahn von 4 Monaten kaum größer als eine Feldbohne ist. Er ist beweglich und schlüpft leicht unter dem Finger hinweg, obgleich er am Rückgrat anhängt; es handelt sich nun darum, ihn abzuschieben und herauszubringen, wozu Vorsicht und Geschicklichkeit gehört, denn er rutscht bisweilen ab und verliert sich in den Eingeweiden, wo er in einzelnen Fällen selbst eine Entzündung verursachen kann. Ist der linke Testikel glücklich beseitigt, so wird nach dem andern ebenso geforscht; er wird leicht gefunden, denn er befindet sich an der Seite des ersten, ein wenig mehr an der rechten Seite. Hierauf werden die beiden Theile der Wunde zusammengezogen und durch zwei oder drei Stiche mit dem gewichsten Faden vereinigt, jedoch nicht mit fortlaufender Naht, sondern ein Stich abgesondert vom andern. Hierbei ist jedoch große Aufmerksamkeit nöthig, denn der kleinste Stich in die Eingeweide zieht den Tod des Vogels nach sich.

Nach der Operation setzt man den Patienten am besten in einen weich gefütterten Korb und versieht ihn mit Wasser und eingeweichtem Brod. Die ersten Nächte bringt man ihn in einen Stall, worin keine Stangen zum Aufbäumen sind, sondern nur ein Strohlager; nach einigen Tagen weichen Futters kann man ihn in Freiheit setzen bis zur Mastperiode.

Jedenfalls ist es anzupfehlen, den ersten Versuch einer derartigen Operation nicht an lebenden, sondern an geschlachteten jungen Hähnen vorzunehmen.

Man pflegt den Kapaunen Kamm und Lappen abzuschneiden, um sie als solche kenntlich zu machen, was eine unnöthige Qual ist, da ohnehin der Kamm alsdann seine feurige Farbe verliert und welkt. Auch zieht man ihnen gewöhnlich die beiden Sichelfedern des Schweifes aus, damit sie letzteren gesenkt tragen und sich als stille Dulder präsentieren.

Noch ist zu bemerken, daß die Operation nur bei leerem Kropf zu erfolgen hat, niemals nachdem die Hähne gefressen haben.

In neueren amerikanischen Werken finden sich sogar Operationstische und verschiedene Instrumente zu dem Zweck angegeben, welche jedoch, so sorgfältig sie auch erwogen und ausgedacht sind, die ganze Sache weit complicirter und in der Ausführung schwieriger gestalten.

Hähne mit Doppellämmen eignen sich nicht zu Kapaunen, sondern nur einfachlämmige, und je größer der Kamm, desto größer sind jederzeit auch die Testikeln.

Wenn nun, hieran knüpfend, noch einige Bemerkungen über die nach beendigter Mast unvermeidliche Katastrophe folgen, so ist die gewöhnliche Todesart, die Halsadern und die Gurgel zu durchschneiden, allgemein bekannt, weniger vielleicht die an vielen Orten in Frankreich üblichen beiden Arten, hauptsächlich dazu bestimmt, die Märkte in Paris zu versorgen und unter gefälliger Form zu produciren. Man hat nämlich gefunden, daß die klaffende Wunde einen unangenehmen Anblick gewähre, und durch den Hinzutritt der Luft leichter in Fäulniß übergehe. Um dies nun zu vermeiden, werden mit einer spitzigen Scheere die beiden Haupt-Schlagadern hinter dem Gaumen sofort zerschnitten, und sobald alles Blut herausgeflossen, Schnabel und Kopf sorgfältig gereinigt, innerlich und äußerlich aber noch mit Essig gewaschen. Oder es wird mit einem scharfen spitzigen Messer durch den Gaumen in das Gehirn gestochen und übrigens ebenso wie bei der vorhergehenden Art verfahren. Beide Todesarten sollen, richtig angewendet, den Todeskampf bedeutend abkürzen. Allerdings gehört eine sachkundige, geübte Hand hierzu und empfiehlt sich ans menschlichem Mitgefühl, die ersten Versuche nicht an lebenden, sondern an todten Exemplaren vorzunehmen. Mit vollem Kropf soll nie ein Huhn geschlachtet werden, folglich muß entweder frühmorgens vor der Fütterung, oder wenn es später zu geschehen hätte, nachdem es 8 bis 10 Stunden vorher nur mit Wasser eingesperret gewesen, dazu geschritten werden. Sobald es gestorben, nimmt man die Eingeweide heraus, was am besten durch den After erfolgt, ohne die Oeffnung zu erweitern; der Hauptdarm wird langsam herausgezogen und die anderen Därme folgen ihm bis auf Leber und Magen, welche darin hängen bleiben. An Stelle der Eingeweide wird Papier hineingesteckt, um dem Huhn seinen ursprünglichen Umfang zu lassen. Hierauf wird dasselbe, noch warm, sehr vorsichtig gerupft, um die Haut nicht zu verletzen, zuweilen auch der Kopf, die Flügelspitzen und der Schwanz ungerupft gelassen. Sowie der Geschmack in vielen Dingen ein eigenthümlicher ist, so findet dasselbe auch hinsichtlich der Form des Geflügels statt. In Paris z. B. liebt man eine breite Gestalt und demgemäß bemühen sich die Hühnermäster, ihrem für Paris bestimmten Geflügel eine solche zu verleihen, indem sie das Brustbein zerbrechen, das Huhn auf den Rücken legen und es unter einem großen Stein pressen. Dies muß jedoch ebenfalls geschehen, so lange der Körper noch warm ist, denn

einmal kalt geworden, behält er seine natürliche Gestalt. Behufs weiterer Versendung werden die Exemplare sodann in ein weißes Papier gewickelt, mit Ausnahme des Kopfes und der Füße, leicht mit Bindfaden umschürt und in luftige Körbe gepackt, worin sie sich besser und länger halten, als in geschlossenen Kisten.

Bei dieser Veranlassung möge noch auf einen an vielen Orten vorkommenden Uebelstand aufmerksam gemacht werden, darin bestehend, daß die Köchinnen, um ein Huhn gelegentlich je nachdem es ihnen paßt und zugleich leichter und bequemer ist, rupfen zu können, es mit kochendem Wasser brühen, was den doppelten Nachtheil hat, ein schnelleres Verderben herbeizuführen und zugleich dem Fleisch wesentlich zu schaden, da ein Theil der Kraft dadurch verloren geht und es an Geschmack verliert. In Frankreich werden, diesen Grundsatz berücksichtigend, sogar die Schweine nicht gebrüht, sondern abgefengt.

Bekanntlich eignet sich sämmtliches Geflügel nur im ersten Jahre seines Lebens zum Braten, da das Fleisch successive immer fester und zäher wird. Allein selbst in gekochtem Zustande sind auch ältere Hühner nicht ungenießbar, man darf nur die Vorsicht anwenden, sofort nachdem sie geschlachtet, sie mit allen Federn in ein mit kaltem Wasser gefülltes Gefäß zu legen, wodurch sie vollständig mit Wasser bedeckt werden, sie die Nacht über darin liegen zu lassen und erst den andern Tag zu rupfen und auszunehmen; man wird sich bei einem Versuch leicht überzeugen, daß das Fleisch durch diese Proceedur zwar nicht jünger und zarter, wohl aber weicher und genießbarer wird.

Ueber Hühnerkrankheiten.

Unter allen Schattenseiten, welche die Hühnerzucht neben ihren vielen Lichtseiten bietet, sind Krankheiten die unangenehmsten. Je mehr sich ein Thier von seinem wilden Naturzustande entfernt, desto empfänglicher wird es auch für äußere Einflüsse werden, durch Witterungs- und ähnliche Umstände veranlaßt, nicht minder wird die Nahrung, das Wasser u. s. w. auf sein Befinden einwirken. Die Thierheilkunde läßt bekanntlich der Wissenschaft noch ein ziemlich weites Feld zur Forschung offen, und es bieten nur die äußeren Symptome einen Anhalt. Im Allgemeinen möchte wohl der Grundsatz Geltung gewinnen, daß Krankheiten der Hühner in den gewöhnlichsten Fällen leichter zu verhüten als zu heilen sind. Dumpfiges Futter, unreines, zuweilen mit schädlichen Substanzen gemischtes

Wasser, wie z. B. Abfluß aus Färbereien, gebräute Körner oder Kartoffeln, noch heiß gefüttert, sind meistens Veranlassung zu krankhaften Zuständen, ebenso ist allzu strenge Kälte, feuchter Untergrund, Unreinlichkeit in den Ställen, wodurch schlechte Luft und Ungeziefer erzeugt wird, ihnen sehr nachtheilig. Verändertes Klima, anderes Wasser, können nicht minder, sowie bei Menschen, Einfluß auf ihr Befinden haben. Wenn man alle diese Umstände in Berücksichtigung zieht und sie zu vermeiden bemüht ist, werden mit Beseitigung der Ursache auch die Wirkungen ausbleiben und man selten über kranke Hühner zu klagen haben.

Einige Vorsichtsmaßregeln sind besonders zu beachten: Hühner, welche eine weite Reise zurückgelegt haben, genießen unterwegs, aller Empfehlungen auf ihren Körben ungeachtet, in den meisten Fällen wenig Pflege, denn wenn auch mitsühlende Seelen ihnen zuweilen etwas reichen, so ist die Fütterung nie eine ganz regelmäßige und zweckdienliche, ja es ist sogar nicht wünschenswerth, sie während der Reise besonders mit Körnern stark zu füttern, da die unvermeidliche Erschütterung die ganz gefüllten Kröpfe zu sehr erhizen würde. Wenn also Hühner von der Reise eintreffen, so gebe man ihnen anfänglich nur wenig zu fressen, am besten eingeweichtes Brod und gewöhne sie nur allmählig an die gewöhnliche Fütterung. Nächstdem hat sich als Präservativ für neue Ankömmlinge sehr gut bewährt, in das zum Saufen bestimmte Wasser einiges verrostetes Eisen oder Hammerschlag zu werfen, wodurch eine Art schwacher Stahlbrunnen erzeugt wird, welcher stärkend wirkt. Ueberhaupt ist dieses höchst einfache Mittel zur Zeit der Mauer und wenn, wie es zuweilen vorgekommen, eine choleraähnliche Epidemie unter den Hühnern ausbricht, vom besten Erfolge gewesen.

Es werden in manchen Werken eine Menge Krankheiten der Hühner aufgeführt, von deren Erscheinen die erfahrensten Hühnerzüchter keine Ahnung haben, oder die in den allerseltensten Fällen vielleicht einmal eintreten können und deren Heilung ebenso ungewiß ist. Von solchen kann hier weniger die Rede sein, sondern nur von den bekannteren und den dagegen mit Erfolg angewandten Mitteln.

Der Pips verdankt seine Entstehung meistens dem Füttern gekochter, noch nicht abgekühlter Kartoffeln, oder einer Affektion der Luftröhre durch Umherschweifen in rauher stürmischer Witterung und äußert sich durch einen pfeifenden Rehlthön, ohngefähr wie bei den Bräuneanfällen der Kinder; zugleich erscheint die Zungenhaut weißer und härter. Hiergegen pflegt von Alters her der Gebrauch stattzufinden, mit einem Federmesser oder

sonstigen scharfen Instrument die untere Zungenhaut abzulösen und sie von dem Patienten in Butter gewickelt verschlucken zu lassen. Diese Methode hat aber, genau betrachtet, gar keinen vernünftigen Grund für sich, denn abgesehen davon, daß sie schmerzhaft für das betreffende Huhn ist, hindert die wunde Stelle dasselbe beim Fressen, da auch die neu sich bildende Haut einige Zeit sehr empfindlich bleibt, ferner jedesmal ein Stückchen der Zungenspitze bei der Operation verloren geht und bei mehrmaliger Wiederholung zuletzt nur etwa die Hälfte der Zunge übrig ist. Es genügt vollkommen, einige homöopathische Streukügelchen von Spongia, fünfte Verdünnung, einzugeben, ohne die Zungenhaut abzulösen, und in der Regel reicht eine einzige Gabe zur Herstellung hin. Man sperrt den Patienten einige Tage bei weichem Futter von den übrigen Hühnern ab. Kann oder will man Homöopathie nicht anwenden, so gebe man von Zeit zu Zeit einen Theelöffel voll Leberthran ein, bei sonst weichem Futter, und man wird den Zweck, wenn auch langsamer erreichen.

Die der Cholera ähnliche Seuche, welche zuweilen ganz unerwartet antritt, ebenso wie die menschliche Cholera und deren Entstehungsgrund wohl nur in schädlichen, in der Luft befindlichen Miasmen zu suchen sein dürfte, richtet oft schreckliche Verheerungen und zwar sehr plötzlich an. Die Hühner werden traurig, lassen die Flügel hängen, nehmen einen schleppenden Gang an, magern rasch ab und zeigen einen auffallenden Durst, so daß der Kropf neben einigen unverdauten Körnern mit Wasser angeschwellt ist. Hält man dem kranken Huhn den Kopf nach unten, so entleert sich eine stark übelriechende Flüssigkeit, gewöhnlich ist auch Durchfall damit verbunden. Hiergegen hat sich in den meisten Fällen Nux vomica, dritte Verdünnung, in homöopathischer Gabe bewährt; will man allopathisch verfahren, so gebe man weißen gestoßenen Pfeffer, mit Butter zu Pillen gefornet, mehrmals des Tages ein, wodurch auf die Lebensfähigkeit der Verdauungs-Organen gewirkt wird. Obgleich anzunehmen ist, daß eine Disposition im Körper vorhanden sein müsse, da einzelne Exemplare oft neben den Kranken ganz gesund bleiben, so gebietet doch die Vorsicht, die leidenden Hühner stets von den gesunden abzusperren, was auch bequemer für die Behandlung ist.

Die Augenkrankheit ist eine früher nie gekannte, erst seit mehreren Jahren aufgetretene, sehr unangenehme neue Erscheinung. Sie rührt hauptsächlich von Erkältung, verändertem Wasser oder dumpfigem Futter her und besteht in schnupfenartigen Erscheinungen. Anfänglich zeigt sich in den Augenwinkeln ein leichter weißer Schaum, der aber täglich an Kon-

sistenz zunimmt; die Umgegend der Augen schwillt an, es bildet sich ein förmlicher Eiter in den Augenwinkeln, so daß häufig die Augen zuschwären, alle Säfte des Körpers ziehen sich nach dieser Gegend hin, haben eine gänzliche Abmagerung und zuletzt den Tod zur Folge. Gegen diesen Zustand ist bei homöopathischer Behandlung mehrfach Aconit, dritte Verdünnung, mit sehr gutem Erfolg angewendet worden, jüngst noch in Moskau, und zwar hat derselbe je eher gegeben, desto schneller gewirkt, was auch zweifelsfrei stets der Fall sein wird. Indessen ist auch weiße Zinksalbe zu empfehlen, womit man die Augen ebenso wie die gleichfalls afficirte Nase einreibt, als ein gutes äußerliches Mittel. Ungefähr dieselbe Wirkung hat auch, zumal im ersten Stadium, das Waschen der Augen mit einer ganz schwachen Auflösung von weißem Vitriol. •

Ferner wird aus guter Hand Folgendes empfohlen: nachdem man die schon zugeschwärzten Augen mit frischem Brunnenwasser gereinigt, taucht man einen kleinen Pinsel in nachstehende Lösung: Cupri sulfurici 0,05, Aqua destill. 25,0, bestreiche dann die Lidränder, träufele auch etwas in den Augenwinkel, lasse die Lösung einige Minuten wirken und wasche dann die Augen wieder mit frischem Wasser aus.

Ein sehr erfahrener Hühnerzüchter in Frankreich empfiehlt gegen das Augenleiden folgendes Mittel, welches ihm stets geholfen hat, wenn das Uebel gleich im Anfang bemerkt, und dagegen eingeschritten worden ist; allerdings etwas complicirt:

Schwefelsaures Zinnoxid	1 g
Opium	2 g
Schwefelsaures Kupferoxyd	0,50 g
Quitten- und Rosenwasser	30 g
Kampherwasser	15 g

und wenn sich fester Eiter im Schnabel oder in der Mundhöhle angelegt hat:

Rosenhonig	30 g
Salzsäure	4 Tropfen
Pulverisirten Borax	1 g

was früh und Abends einzupinseln ist.

Sodann wird noch gegen das Augenübel ein einfacheres Mittel vorgeschlagen:

30,0 Aquae destill.
0,06 Argent. nitr.

Dettel, Hühner- oder Gessügelhof.

Neuerdings wird von einem erfahrenen Taubenzüchter empfohlen, Häringsslake, einen Theelöffel voll, einen Tag um den andern zu geben, welches Mittel er bei augenkranken Tauben mit dem besten Erfolg angewendet hat, und dürfte es bei Hühnern ebenfalls zu versuchen sein, vielleicht täglich in etwas stärkerer Dosis.

Der Durchfall entspringt aus Erkältung oder aus übermäßiger Fütterung, lediglich aus Fleisch oder Maden bestehend. Unterbringung in einem wärmeren Lokal, Verabreichung von weißem Pfeffer mit Butter und Beseitigung der im Ueberfluß gefütterten animalischen Substanzen helfen hier am wirksamsten. Auch ist mehrmals Magnesia carbonica, namentlich wenn den Hühnern eine wässerige Flüssigkeit aus dem Schnabel läuft, ein sicheres Zeichen für vorwaltende Säure im Kropf, gegen Durchfall mit gutem Erfolg angewendet worden. Man rührt 2 bis 4 g in einem Topf zu einem dicken Brei zusammen und gießt bei öfterem Umrühren einen Eßlöffel davon ein.

Der harte Kropf hat seinen Ursprung entgegengesetzt im Ueberfressen von Körnern bei gänzlichem Mangel an animalischer, grüner oder weicher Nahrung und hieraus hervorgegangener Unverdaulichkeit. Einige Löffel voll Del successive eingegeben, und wenn dies nicht wirken sollte, etwas Schwefel in Butter, werden den Kropf leeren, und nachdem dies erreicht ist, gebe man einige Tage vorzugsweise weiches Futter und später sorge man für die nöthige Abwechslung. Zuweilen verschlingt ein Huhn gänzlich unverdauliche Gegenstände, in welchem Fall nichts übrig bleibt als den Kropf zu öffnen, den Inhalt zu beseitigen, die Oeffnung wieder zuzunähen und mit Kollodium zu bestreichen.

Der weiße Kamm. An diesem Uebelstande leiden besonders die Cochinchina zuweilen, der ganze Kamm ist mit einem weißlichen Staube überzogen und sieht aus, als ob er eingepudert wäre. Woher dies rühre, ist noch nicht genau ermittelt worden; eine Einreibung mit Del, und wenn dies nicht hilft, mit Schwefelsalbe, wird das Uebel heben.

Sichtartige Zufälle. Sie kommen meistens nur bei Hähnen und unter diesen wieder am öftersten bei sehr langbeinigen Spaniern vor; da sie in der Regel von Erkältung und Nässe herrühren, besteht das Gegenmittel in trockenem Warmhalten. Einreibungen helfen selten.

Die Wassersucht. Gewöhnlich wird sie nur bei älteren, vordem sehr fetten Hühnern angetroffen, bei denen das Fett immer wässriger wird und sich zuletzt in lauter Wasser auflöst. Ein solches Huhn hebt sich schwer, und Unkundige werden leicht dadurch getäuscht, indem sie das Ge-

nicht für genießbaren Inhalt annehmen. Wenn sich die ganze innere Konstitution dermaßen umgestaltet hat, sind alle dagegen anzuwendenden Mittel vergebens.

Ungeziefer. Dies ist weniger eine Krankheit als ein durch Unreinlichkeit herbeigeführter sehr nachtheiliger Zustand, welcher bei Ueberhandnahme die Hühner außerordentlich belästigt und abmagert. Sehr stark damit behaftete Hühner betupft man am Kopf und einigen andern Stellen des Körpers mit Fischthran, welcher Geruch dem Ungeziefer höchst zuwider ist. Hält man die Ställe gehörig rein und verschafft den Hühnern Gelegenheit, sich in trockener Erde federn und ihrer unliebsamen Einquartierung entledigen zu können, so wird man keinen Fischthran nöthig haben.

Das Heraustreten des Legedarms. Diese Erscheinung kommt vorzüglich bei Hennen vor, wenn sie sehr große Eier mit Doppeldotter legen wollen oder gelegt haben, wodurch sich der Darm bedeutend ausdehnt und dadurch erschlafft. Man giebt solche Hennen in der Regel verloren und hält es für das Beste sie sofort zu schlachten, was man aber, zumal wenn es eine werthvolle Henne ist, nicht zu thun braucht, den Fall ausgenommen, man habe es nicht bald bemerkt und andere Hühner hätten daran gepickt, was sie ihrer Gewohnheit nach zu thun pflegen, sobald sie einen Gegenstand erblicken, der ihnen den Effekt von rohem Fleisch macht, unbeschadet ob derselbe einem lebendigen oder leblosen Wesen angehöre. Hat dies jedoch stattgefunden und es zeigen sich Blutspuren daran, so ist allerdings das Schlachten der gerathenste Ausweg, weil sich die Wunde schnell brandartig entzündet. Sonst ist das anzuwendende Verfahren höchst einfach: man wäscht mit einem in lauem Wasser getauchten Schwamm die ganze Umgegend, drückt behutsam den Darm wieder herein, nachdem man ihn mit Del bestrichen, sperrt die Henne ab und beobachtet sie bei fortgesetztem Legen. Zwar wird häufig der Darm noch einigemal beim Legen selbst kleinerer Eier in Folge von Schwäche wieder heraustreten, allein täglich weniger, und nach wiederholtem eben beschriebenen Verfahren wird in kurzer Zeit das normale Verhältniß wieder eingetreten sein.

Nun kann aber auch der Fall vorkommen, daß sich ein übermäßig großes Ei gebildet hat, der Legedarm nicht oder nur ein wenig heraustritt, die Henne aber den ganzen Tag mit vergeblichen Bestrebungen zubringt, sich des Eies zu entledigen. Mehrfach ist in diesem Fall mit gutem Erfolg versucht worden, die Henne mit dem leidenden Theil über nicht allzuheiße Wasserdämpfe, besonders für Dämpfe von Kamillen zu

halten; sollte indessen wiederholte Bemühung sich fruchtlos zeigen, dann bleibt nichts übrig als das Ei anzubohren, den Inhalt anlaufen zu lassen, worauf die Schale bald von selbst nachfolgen wird. Nachdem dies geschehen, ist wie vorerwähnt zu verfahren, bis sich die Sache wieder in vollkommener Ordnung befindet.

Das Klößen der Eier und Legen weichschaliger Eier. Beide unangenehme Erscheinungen haben einen doppelten Nachtheil: sie verkürzen den Züchter um die Eier und bringen andere Hühner auf den Geschmack Eier zu fressen, da ein Ei, kaum gelöst, sofort von den in der Nähe befindlichen Hühnern mit Begierde aufgezehrt wird. Die weichschaligen Eier sind der schwächere, die gelösten Eier der stärkere Grad eines und desselben Uebels, welches auch wieder auf zwei verschiedene Ursachen zurückgeführt werden kann. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß junge Hähne bisweilen eine förmliche Leidenschaft für irgend eine Henne empfinden und diese unaufhörlich treten; durch diesen Ueberreiz veranlaßt fühlt sich eine solche Henne oft gedrungen, das Ei vor Erlangung seiner vollständigen Reife von sich zu geben. Namentlich wird dieser Fall eintreten bei Hennen, welche starken Fettansatz haben. Ein zweiter und zwar noch öfter entscheidender Grund ist die vorhandene Unmöglichkeit, zu kalkartigen Stoffen gelangen zu können. Wenn eine Henne in einem Raume aufbehalten wird, ringsum von Brettern umgeben und nicht zu Mauerwerk, selbst nicht einmal zu Sand gelangen kann, wird sie vielleicht einige vollständige Eier legen, so lange die früher genossene entsprechende Nahrung noch vorhält, dann aber wird sie entweder Eier mit immer weicherer Schale legen, oder die von ihr selbst gelegten Eier verspeisen, um für die ferneren eine Schale bilden zu können. Demnach muß stets dafür gesorgt werden, daß legende Hennen zu Mauerstutt gelangen können, oder ihnen klein zerdrückte Eierschalen in gehöriger Menge zu Gebote stehen. Das Zerdrücken der Schalen ist deshalb nöthig, um leicht möglichen Mißverständnissen vorzubeugen und zu verhüten, daß sie nicht gelegentlich volle Eier im Nest als Schalen betrachten. Kommt das Uebel indessen dennoch auch bei freilebenden mit Allem versehenen Hühnern vor, so trägt gewöhnlich ein Fehler am Eierstock oder sonstige Schwäche die Schuld. Ein eigenthümliches, zufällig erdachtes Verfahren bei Hennen der letztern Gattung angewandt, möge hier noch Erwähnung finden. Dieses besteht darin, daß man die betreffende Henne bei den Füßen anfaßt und in dieser Lage mehreremal frei hin und her schwenkt. Auf welche Weise nun hierdurch der gewünschte Zweck erreicht wird, darüber möchte es schwierig sein, Aufschluß

zu geben, allein der Erfolg ist erwiesen bei mehreren derartigen Versuchen stets ein günstiger gewesen und der Erfolg bleibt jederzeit die Hauptsache.

Das Eierfressen ist eine sehr schlechte Angewöhnung und entspringt meistens aus vorerwähnten Ursachen. Alle dergleichen Untugenden werden leichter angewöhnt als abgewöhnt, und mehrere dagegen erdachte Mittel sind entweder höchst umständlich oder führen nicht zum Zweck. Man hat z. B. vorgeschlagen, diesen Eierfressern hart gekochte Eier ganz heiß vorzulegen, damit sie schnell daran pickend, sich den Schnabel verbrennen und in Zukunft beim Anblick von Eiern ähnliche Besorgnisse empfinden, allein dieses Mittel hat nicht immer geholfen. Ein anderes Verfahren ist, eine mit diesem Fehler behaftete Henne, sobald sie ein Ei bei sich trägt, in einen besonders dafür eingerichteten geschlossenen Kasten zu setzen, wo sie sich auf einem Netz mit weiten Maschen befindet, unter dem eine weiche Unterlage etwa 30 cm tiefer angebracht ist, dergestalt, daß das Ei, so wie es gelegt ist, augenblicklich durch das Netz fällt, indessen, ohne die Umständlichkeit in Betracht zu ziehen, wird dadurch noch keine dauernde Besserung bewirkt, und wenn die Henne nicht besonders schön, daher an ihren Eiern viel gelegen ist, wird immer, wenn sich die üble Gewohnheit durchaus nicht verlieren will, die Trennung der beste Ausweg sein.

Der Hängebauch ist eigentlich ebenso wenig, wie einige der vorhergehend erwähnten Uebelstände eine Krankheit, sondern mehr ein organischer Fehler. Er entstellt die damit behafteten Exemplare, kommt übrigens nie bei Hähnen, wohl aber bei Hennen und zwar meistens bei älteren zuweilen vor. Eine solche Henne kann dabei unter Umständen legen und sich im Allgemeinen wohl befinden, ihre Erscheinung macht aber, wie gesagt, einen unangenehmen Effekt, und da im weiteren Verlauf noch andere Nachtheile sich ausbilden können, ist die Beseitigung eines derartigen Exemplars der beste Rath. Ursprünglich ist nämlich der Magen die Veranlassung, dessen Muskeln, bestimmt, ihn im gesunden Zustande unterhalb der Brust dicht am Ende des Brustbeins zu halten, aus irgend einem Grunde, gewöhnlich aus Alterschwäche, erschlaffen und ihn völlig in den Unterleib hinabsinken lassen, welcher letztere sich in Folge davon bedeutend ausdehnt. In den meisten Fällen entstehen aber hieraus bald noch andere Desorganisationen im Körper, Unregelmäßigkeiten in der Verdauung, Entzündung der Eingeweide und Störung in den Funktionen der Geburtswege, so daß sich oft Massen einer eierartigen Substanz in einem immer mehr anwachsenden Klumpen sammeln und unausbleiblich zuletzt den Tod zur Folge haben müssen.

Der Hängekropf muß, richtig genommen, zu den Brüchen gezählt werden. Er entsteht entweder durch plötzliches Aufstauchen auf einen harten Gegenstand beim Herabfliegen oder durch Anquellen von Körnern im Kropf, die, in trockenem Zustand reichlich gefressen und feucht geworden, bedeutend anquellen, was vorzüglich beim starken Füttern mit trockenem Mais sehr leicht sich ereignen kann. Die innere Rezhaut wird gesprengt und das Futter dringt durch die entstandene Oeffnung zwischen das Reß und die äußere Haut. Die Henne trägt dann eine Art Beutel vor sich, der hin und her schwankt und ebenso wenig als der Hängebauch die Schönheit der Figur erhöht. Obschon nicht lebensgefährlich, geht doch die Ernährung einer mit diesem Fehler behafteten Henne langsamer von Statte, und wenn auch eine Operation wie bei dem harten Kropf ausführbar ist, so gestaltet sie sich doch schwieriger, weil der ganze Zwischenraum sorgfältig gereinigt werden muß, und rathamer bleibt es in allen Fällen, sich eines Invaliden zu entledigen.

Weinbrüche werden in einigen Wochen ganz leicht kurirt und heilen vollkommen, wenn das Wein fest unwickelt und gehörig in richtiger Lage geschieht wird.

Vergiftungen. In der Regel hält der natürliche Instinkt jedes Thier davon ab, Gegenstände zu verzehren, welcher seiner Natur zuwider und schädlich sind; es kann indessen auch oft vorkommen, daß unbewußt vom Huhn Sachen verschlungen werden, die ihm verderbenbringend werden müssen. Namentlich kann dies geschehen, wenn vergiftete Ratten beispielsweise auf die Düngerstätte geworfen oder zurückgebliebene Arseniktheile, zur Vernichtung der Ratten und Mäuse bestimmt gewesen, ohne Vorsorge weggeführt werden. Ein anderer, in neuerer Zeit mehrfach sich wiederholter Fall ist durch das unbesorgte Wegwerfen von halb angebrannten oder auch noch gar nicht benutzten Zündhölzchen vorgekommen; die Hühner picken eifrig nach jedem glänzenden Gegenstand und der Phosphor verbrennt ihnen die inneren Theile. Bei der schnellen Wirkung dieser Vergiftungen ist kein Mittel zu empfehlen als die größte Vorsicht, damit Fälle der Art sich nicht ereignen können.

Oft geben Hühner eine gewisse Traurigkeit oder Mattigkeit zu erkennen, ohne daß man einen deutlich ausgesprochenen Krankheitszustand zu unterscheiden vermag; man giebt ihnen dann einige Knoblauchszehen oder Zwiebelstückchen mit Butter oder Speck ein und wird hierdurch ein besseres Befinden erzielen. Hin und wieder etwas Hanskörner verabfolgt,

trägt auch zur Belebung der Verdauung bei, in zu großer Menge würden sie unnötig erhitzen.

Krampf im Halse ist eine Erscheinung, welche in neuerer Zeit, wenn auch nur selten vorkommt, und in den Halsmuskeln zu liegen scheint. Ignatia, in homöopathischer Dosis gegeben, ist von bester Wirkung gewesen. Der Krampf zieht dem Huhn den Kopf in ganz verkehrter Richtung nach dem Rücken; es frißt dabei, jedoch nur mit Anstrengung, indem es nach jedem Bissen den Kopf wieder zurückschleudert.

Federn ausziehen der Hühner unter sich, und besonders der Haubenhühner ist weniger eine Krankheit, als vielmehr eine sehr schlechte Gewohnheit, vorzüglich wenn sich die Angriffe, wie es meistens der Fall, auf die Haube richten. Seitens der Hähne ist dies noch nicht bemerkt worden, wohl aber der Hennen und sollte man fast glauben, es gewähre den Hähnen Vergnügen, sich die Federn ausziehen zu lassen, da sie gewöhnlich ganz still halten, sich auch wohl noch zur Erleichterung bücken. Auch die mit Blut gefüllten jungen Kielen bieten oft Angriffspunkte, häufig giebt es sogar wunde Stellen und Löcher am Körper. Da nun diese Uebelstände bei Hühnern die im Freien und Grünen herumwandeln können, weniger bemerkt worden sind, so könnte es wohl der Fall sein, daß Mangel an Grünem, sowie an animalischer Nahrung, verbunden mit Langerweile daran die Schuld trage, inzwischen ist von sachkundiger Hand folgender Vorschlag besonders für den Fall gemacht worden, daß die Hauben in Angriff genommen und Kielen in der Mitte vorhanden sind:

Man faßt die Federn der Haube und bindet sie mit einem starken Faden oben zusammen. Diesen Faden bestreicht man, wenn er fest gebunden, mit Leim, um das Abgleiten zu verhüten, und erneuert das Bestreichen, sobald der Faden locker geworden, bis die Federn wieder vollständig herangewachsen sind. Dieses Aufbinden hat zugleich den Nutzen, vor Augenkrankheiten zu schützen, welche namentlich durch unzweckmäßige Sauggefäße befördert werden, vermöge des Eintauchens der Federn. Sollte die Haube nicht genug Außensehern haben, um den innern Theil zu verdecken, oder sonst kahle Stellen vorhanden sein, so wendet man folgendes Mittel an: man kocht 33 g grob zerstoßene Aloë mit etwa 125 g Wasser, bis sich dieselbe bei öfterem Umrühren aufgelöst hat. Das verdampfende Wasser gießt man wieder zu. Mit dieser bitteren Brühe bestreicht man mittelst eines Pinsels die beschädigten Stellen, anfänglich aller 2 bis 3 Tage, und besonders, sobald junge Federn erscheinen. Diese Brühe hat für die Hühner nicht den geringsten Nachtheil, hilft vielmehr auf

wunden Stellen rasch zur Verheilung. Sie muß auf den Federn trocknen und läßt einen gelblichen Saft zurück, der jedoch, weil die Federn fettig sind, bald abspringt und daher immer wieder erneuert werden muß. Bei Benutzung von Siphoiden zum Saufen wird man alles dieses nicht nöthig haben.

Die Mauser ist an und für sich auch keine Krankheit, sondern eine naturgemäße alljährlich wiederkehrende Erscheinung, die je nach der Individualität früher oder später eintritt. Beobachtungen haben ergeben, daß Hennen, welche sehr stark gelegt haben, auch stärker von der Mauser ergriffen werden. Bei milder Temperatur geht dieser Proceß meistens glücklich vorüber, allein bei sehr später Mauser und rauher Witterung hat man alle Vorsicht anzuwenden, um Verlusten vorzubeugen und die sehr kahlen Hühner lieber in einem geschützten Raum bei kräftigem Futter zu halten. Wie bereits im Eingang erwähnt, bieten nur die äußern Symptome, aus denen man auf die innern Empfindungen und Verhältnisse schließen kann, einigen Anhalt zur Beurtheilung des Sices einer Krankheit des Geflügels. Nun führen nach einer bekannten Redensart sehr viele Wege zum Himmel, resp. zur Heilung, und man kann nach verschiedenen Systemen oder Methoden kuriren. Hauptsächlich wird es stets darauf ankommen, in jedem Fall dasjenige System in Anwendung zu bringen, von dem man die schnellste Wirkung und Heilung erwartet. Den Freunden der Homöopathie sei ein kleines Werk empfohlen: „der homöopathische Federvieharzt“ von Fr. Schröter, im Verlage von A. Büchling in Nordhansen, welches die verschiedenen Krankheiten des Geflügels sehr eingehend behandelt.

Eine neue sehr unangenehme Errungenschaft auf dem Gebiet der Krankheiten ist die sogenannte Diphtheritis, eine Affektion der Luftröhre, in welche sich kleine Würmer einnisten und das Athmen erschweren, ja im ungünstigen Fall Erstickung herbeiführen können. Da dieser Zustand mit der häutigen Bräune viele Aehnlichkeit hat, wird Spongia mit Erfolg dagegen angewendet. In einigen Zeitschriften wird als gutes Mittel gegen diese bei Menschen erscheinende Krankheit Quecksilber-Cyannuet, 30. Verdünnung, wovon 2 Tropfen in ein Glas Wasser zu schütten, und zweibis vierstündlich einen Löffel davon zu nehmen, sehr empfohlen, und würde daher wohl auch bei Hühnern anzuwenden sein.

Die verschiedenen Hühner-Racen.

Es dürfte eine sehr schwierige, wo nicht unausführbare Aufgabe sein, die so mannichfaltigen Gattungen der Hühner in bestimmte Klassen einzutheilen. Sowohl die Größe als die Farbe, die Haube u. s. w. geben ebenso wenig einen sichern Anhalt als die muthmaßliche Heimath. Man ist anzunehmen berechtigt, daß alle über die Erde verbreiteten Hühner ursprünglich von dem noch heute in den Junglen Ostindiens in wildem Zustande lebenden sogenannten Bankivahuhn abstammen, gleichwie die unendlich zahlreichen Gattungen der Tauben von der wilden Felsentaube stammen, ja selbst der Ursprung des Menschengeschlechts von dem einst im Paradiese wandelnden Paar hergeleitet wird? Der Einfluß des Klima ist jedenfalls von entscheidender Wirkung gewesen, später zufällige und absichtliche Kreuzungen haben neue Racen zur Folge gehabt, welche durch sorgfältige Auswahl und Züchtung konstant geworden sind, und bestimmte Merkmale, sowie Eigenschaften an sich haben, an denen wir sie erkennen und von andern unterscheiden. Demgemäß ist auch in den vielen Werken über Hühnerzucht stets eine andere Reihenfolge beobachtet worden, je nach der Ansicht des Verfassers, und es dürfte die wesentliche Aufgabe sein, die hauptsächlichsten gegenwärtig bekannten Gattungen vorzuführen und ihre Eigenschaften möglichst genau und sicher zu beschreiben, dabei eine gewisse Ordnung zu beobachten, ohne strenge Grenzen zu ziehen.

Vom praktischen Gesichtspunkt ausgehend, kann es dem Hühnerzüchter ziemlich gleichgültig sein, zu wissen, ob eine gute Race in diesem oder jenem Lande ursprünglich heimisch gewesen sei, vielmehr bleibt die Hauptaufgabe für ihn, die besten und für den von ihm beabsichtigten Zweck nutzbringendsten Gattungen kennen zu lernen.

Was die Nomenklatur anlangt, so sprach der Verfasser schon vor längerer Zeit den Wunsch aus, es möge ein Hühnerologischer Kongreß zusammentreten, um eine Vereinbarung über die so sehr abweichenden Benennungen zu treffen, besonders um die vielen Provinzialismen und durch Spekulation entstandenen, oft sehr verlockenden und den Unkundigen täuschenden Namen abzuschaffen, wie z. B. Viktoria, Prinz Albert, Tscherkessen, Indianische Steppenhühner, Aleppo, Hermanda, Hamburger Prachthühner und viele andere. Ein Uueingeweihter liest z. B. von Hamburger Prachthühnern, glaubt nach dem Titel etwas noch nicht Dagewesenes von zauberischer Schönheit erwarten zu dürfen, und was packt er aus? irgend

ein Goldlackhuhn! der Preis aber ist ein Prachtpreis. Man hätte wirklich nöthig, um unliebsamen Täuschungen vorzubeugen, bei den meisten unter solchen verführerischen Namen gemachten Offerten jederzeit erst anzufragen, wie so ein Vogel eigentlich aussieht, um zu wissen, was man zu erwarten hat. Obiger Wunsch ging auch am 9. Oktober 1869 und die darauf folgenden Tage in Erfüllung, indem sich 20 Delegirte deutscher Vereine zum 1. deutschen Geflügelzüchter-Tage in Dresden eingefunden hatten, vom dortigen Verein gastlich empfangen wurden, und zugleich die veranstaltete große Ausstellung in Augenschein nahmen.

In den abgehaltenen Konferenzen kamen eine Menge Vereinsgegenstände zur Sprache und wurden mehrere sehr wichtige Beschlüsse gefaßt, besonders über das auf den Ausstellungen in mehrfacher Hinsicht zu beobachtende Verfahren, u. a. Einführung des Klassensystems. Dieses besteht darin, daß sowohl bei Hühnern als bei Tauben die derselben Gattung angehörenden Stämme oder Paare, nicht nur im Katalog, sondern auch im Ausstellungslokal zusammengestellt werden, um den Preisrichtern ihre Bemühungen zu erleichtern und eine Vergleichung bequemer zu ermöglichen. Dies ist sehr gut ausführbar, da die Anmeldungslisten stets mehrere Tage vor Beginn der Ausstellung geschlossen werden, und seitens der meisten Vereine wird dieser Beschluß pünktlich ausgeführt.

Die hauptsächlichsten Beschlüsse betrafen selbstredend Hühner und Tauben, als auf allen Ausstellungen am zahlreichsten vertreten. Was hinsichtlich Letzterer beschlossen worden, wird an geeigneter Stelle Erwähnung finden, im vorliegenden Fall haben wir uns mehr mit den Hühnern zu beschäftigen.

Die Hühner-Nomenklatur anlangend, wurde als erste Aufgabe anerkannt, die für viele Gattungen üblichen Provinzialismen und andere, aus Spekulation erfundene Namen entschieden im Wegfall zu bringen, und an richtigen, längst allgemein bekannten und eingeführten Benennungen festzuhalten. Man einigte sich auch darüber, bei den Haubenhühnern die englische Benennung: „Poland“ zu beseitigen, da die Engländer unter diesem Namen alle möglichen Haubenhühner subsumiren, wodurch sich immer eine genauere Beschreibung erforderlich macht, und den französischen Einteilungen den Vorzug zu geben. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß:

Hühner mit großen runden Hauben und Federbärten, glattfüßig, „Polduaner“,

dergl. ebenso, aber mit befiederten Füßen, „Türken“,

dergl. mit runden Hauben, glattfüßig, aber ohne Federbart, „Holländer“

genannt werden. Getreu diesen Beschlüssen beabsichtigt der Verfasser auch in diesem Werk vorzugehen.

Es wäre demnächst, bevor auf die einzelnen Racen eingegangen wird, noch erforderlich, in möglichster Kürze einiges über Kammbildung und Gefieder zu bemerken, um die in Anwendung zu bringenden Bezeichnungen für diese Gegenstände im Voraus richtig zu erläutern.

Die Kammbildung ist sehr verschieden; die Haubenhühner haben gewöhnlich nur einen kleinen, in zwei Spitzen bestehenden Kamm, und je größer die Haube, desto kleiner der Kamm; glattköpfige Hühner haben entweder einen einfachen oder mit mehreren kleinen Zacken versehenen sogenannten Rosenkamm, indessen giebt es außer den genannten noch mehrere abweichende Kammbildungen, welche an betreffender Stelle nähere Erwähnung finden sollen.

Das Gefieder ist ebenfalls sehr verschieden. Es ist einfarbig, unregelmäßig gemischt oder gefleckt, oder mit mehr regelmäßiger Zeichnung versehen. Unter gesprenkelt, in Frankreich Pailleté, in England Pencilled genannt, werden Federn verstanden, die an ihrem oberen Theil 4 bis 5 schwächere oder stärkere Querstreifen dunklerer Farbe haben, die eine kleine gemusterte regelmäßige Zeichnung bilden. Unter getupft, in

Figur 10.



- A Nackensehern.
- B Rückendeckfedern.
- C Schwanz.
- D Brust.
- E Obere Flügelfedern.
- F Untere Flügelfedern.
- G Große Schwungfedern.
- H Schenkel.
- J Füße.
- K Kamm.
- L Unterlammtappen.
- M Umrreis des Auges.

Frankreich Papilloté, in England Spangled genannt, versteht man Federn, die an ihrem untern Theil egal einfarbig sind, am obern Ende aber einen schwarzen Fleck haben, der entweder ganz rund oder auch mitunter nur halbmondförmig ist, wovon namentlich die mit ganz runden Flecken die schönste und regelmässigste Zeichnung bilden. Nächstdem giebt es noch eine Federzeichnung, in England Laced oder eingefast benannt, wo die Feder einfarbig, rings um den Rand herum aber schwarz verändert ist, wie z. B. bei den Silber-Vantams. Dies sind die am häufigsten vorkommenden Muster des Gefieders, es findet aber namentlich bei den unregelmäßigen Zeichnungen eine unendliche Verschiedenheit statt.

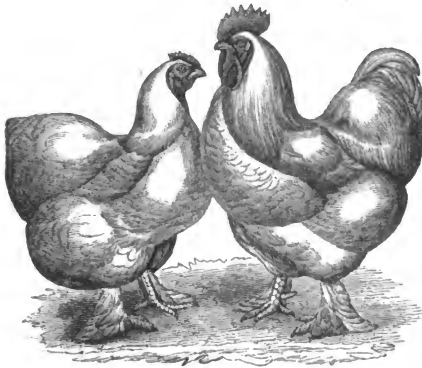
Zur genaueren Kenntniß der Benennungen einzelner Theile des Gefieders, des Kammes u. s. w. ist in **Figur 10** die Zeichnung eines Hahns mit allen nöthigen Erläuterungen.

Zu den einzelnen Racen übergehend, erfordert es die Billigkeit, zu beginnen mit den

Cochin-China, **Figur 11.**

Obwohl mehrfach nachgewiesen worden, daß solche richtiger Shanghai nach ihrer ursprünglichen Heimath zu benennen sein dürften, so sind sie doch unter obiger Benennung so allgemein bekannt und verbreitet, daß

Figur 11.



wenigstens kein Zweifel über ihre Identität entstehen kann, und liegt mithin kein Grund vor, sie umzutaufen. Unbestritten gebührt den Cochins der Vortritt vor allen andern ältern und neueren Gattungen, denn mit ihrer Einführung wurde ja bekanntlich der Hühnerzucht der erste Impuls zu dem glänzenden Aufschwung gegeben, den dieselbe

in so erfreulicher Weise genommen hat. Ihre von allen früher bekannten Gattungen so auffallend abweichende Figur mag unstreitig, allgemeines Aufsehen erregend, den wesentlichsten Einfluß hierauf ausgeübt haben. Vor etwa 38 Jahren gelangten die ersten Exemplare in den Besitz der Königin von England, wurden ungefähr zu gleicher Zeit durch einen französischen Admiral in den Jardin des plantes nach Paris gebracht, anfänglich, zumal in England, zu ganz enormen Preisen bezahlt, die man in Deutschland fabelhaft und lächerlich finden würde, bis in Folge ihrer Vermehrung und Verbreitung sie auch minder vortheilhaft situirten Liebhabern zugänglich geworden sind. Sowie früher ihre Tugenden bis in den Himmel erhoben wurden, ebenso dichtete man ihnen später alle möglichen Fehler an, und schaffte sie an manchen Orten plötzlich ab, während man früher begeistert dafür war. Die Wahrheit dürfte, wie in vielen Fällen, auch hier in der Mitte liegen. Uebrigens hat sich dieses Huhn bereits ungemein akklimatisirt; es verträgt den Winter ohne Beschwerde, und die Jungen besiedern sich ziemlich leicht, wogegen es bald nach ihrer Einführung staunenerregend war, wie besonders die jungen Hähne, nachdem sie den Flaum verloren, längere Zeit völlig nackt, nur mit einigen Rielen in den Flügeln, herumspazierten. Im Verhältniß zu ihrer Körpergröße sind ihre Eier, in allen möglichen gelblichen und röthlichen Schattirungen, eigentlich nicht groß zu nennen, allein sie ersetzen dies durch zeitigen Beginn und fast täglich fortgesetztes Legen.

Die Vorwürfe, welche man gegen sie erhebt, sind 1) daß sie sehr starke Knochen haben und gerade an der Brust verhältnißmäßig wenig Fleisch ansetzen, was nicht unbegründet ist;

2) ihre ungemein große Brütleidenschaft, welche vielen Personen als eine Schattenseite, desto mehr andern aber gerade als eine Lichtseite erscheint, zumal da die meisten vorzüglichen französischen Racen bei ihren sonstigen Vorzügen gar keine Neigung zum Brüten bezeigen.

Als Brüter und führende Mütter sind Cochins ausgezeichnet, adoptiren bereitwilligst fremde Junge, sind höchst friedfertiger Natur und vermöge ihrer kurzen Flügel auch keine Hochflieger, weshalb eine Umzäunung von $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ m vollkommen genügt. Nur ist die Vorsicht anzurathen, junge Cochinhennen im ersten Jahr nicht brüten zu lassen, oder ihre Jungen einer älteren Henne zum Führer zu geben, da sie gewöhnlich ihre Kleinen nur etwa 3 bis 4 Wochen führen, und dann wieder zu legen beginnen, wo aber die Jungen in einem der mütterlichen Pflege am bedürftigsten Alter verwaist sind. Ihr sanftmüthiges Temperament

geht so weit, daß man vielfache Beispiele hat, wo Hähne des Nachts sich freiwillig herbeigelassen haben, einige junge Hühnchen, die unter ihrer Mutter keinen Platz mehr gefunden, unter ihre Flügel zu nehmen, ein Fall, der bisher wohl noch keinem Hahn einer andern Race begegnet sein dürfte.

Die Brütneigung nimmt bei den ältern Cochins in gleichem Grade zu als bei ihnen die Legfähigkeit abnimmt. Junge Hennen legen im ersten Jahr fast täglich und lange anhaltend, bevor sie brüten wollen, und wie eben bemerkt, führen sie die Jungen nur kurze Zeit, um sich aufs Neue mit Legen zu beschäftigen. Ältere Hennen hingegen, im 3. oder 4. Jahre, legen oft nur 5, 6 Eier, und schicken sich dann schon wieder zum Brüten an.

Die nähere Beschreibung richtiger Exemplare anlangend, so ist beim Hahn der Kamm einfach, gerade stehend, mit regelmäßigen Zacken, der Unterkamm breit, unten abgerundet, der Kopf klein im Verhältniß, die Augen groß und hell, der Rücken breit, mit einer mäßigen Erhöhung nach dem Schwanz zu, reichliche Sattelfedern, volle Nackenfedern, der untere Theil fast bis auf die Mitte des Rückens reichend, die Flügel sehr kurz, die ersten Federn gut von den zweiten überdeckt, so daß man sie gar nicht bemerkt, wenn der Flügel geschlossen ist, der Schwanz sehr kurz, die gebogenen Federn zahlreich, glänzend und weich, die Brust stark und breit, die Oberschenkel sehr breit und stark, reichlich mit ganz weichen Federn bedeckt, das Hintertheil sehr reichlich und weich, die hintern Partien ganz verdeckend und über Schenkel hinausragend; die Füße kurz und dick, weit auseinander stehend, gelb von Farbe wie der Schnabel, die Außenseite bis an die Zehen stark besiedert, jedoch ohne Stulpen oder hervorstehende lange Federn im Knie, letzteres aber von weichen Federn umwallt.

Für die Henne sind dieselben Punkte maßgebend, nur ist der Schwanz kürzer, nicht gebogen, und wird von den hintern weichen Federn beinahe verdeckt.

Die Hauptfarbe der Cochins ist Gelb in mehreren Schattirungen, von Hellgelb bis fast Orange, doch werden egal hellfarbige vorgezogen, die jedoch ganz gleichfarbig sein müssen, ohne grünliche oder schwärzliche Halsfedern. Nächstdem giebt es schwarze, weiße, Kukulisperber und rebhuhnfarbige, welche mehr oder weniger durch Kreuzung entstanden sind. Schwarze Hähne findet man selten ganz rein, sie haben meistens röthlichbraune Nackenfedern. Bei den Kukulispibern ist es derselbe Fall, sie haben entweder weiße oder hellgelbe Nackenfedern, auch fallen die Hähne oft weit heller in Farbe aus als die Hennen, weshalb der Versuch gemacht worden ist, durch Kreuzung

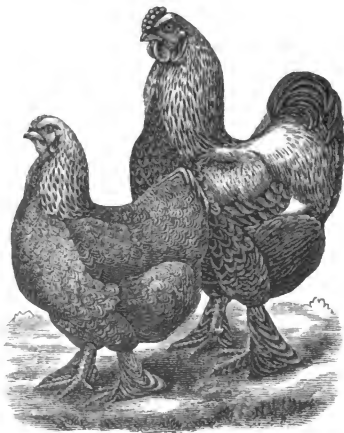
mit ganz schwarzen Hennen eine dunklere graue Farbe zu erzielen, was theilweise gelungen, häufig auch schwarze Nachzucht geliefert hat. Ein schöner egal gelber Stamm macht unstreitig den besten Effekt. Gelbe Füße sind unerlässlich, die Farbe des Gefieders sei welche sie wolle.

Zufällig fallen zuweilen Cochins mit seidenartigem Gefieder von gewöhnlichen Cochins, und werden in England „Emus“ genannt, doch sind sie nicht als eine konstante Race zu betrachten.

Brahma-Putra, Figur 12.

Ueber die Abstammung dieser Race sind die Schriftgelehrten noch nicht einig; einige wollen sie als eine besondere Race betrachten, andere halten sie für eine Kreuzung von Cochins, und in der That, diese Ansicht hat wohl mehreres für sich, da sie mit geringen Ausnahmen ungefähr dieselbe Figur, dieselbe Brütteleidenschaft besitzen, gelbliche Eier legen, überhaupt die nähere Beschreibung der Cochins auch auf sie paßt. Soviel steht fest, daß sie später als diese nach England gelangt sind, und zwar aus Amerika. Jedoch selbst in Amerika ist man über deren Herkunft nicht ganz im Klaren, und glaubt oder vermuthet, daß sie s. B. von einem Seemann eingeführt worden sind, welcher sie angeblich von den Ufern des Flusses Brahma-Putra im Gebiet von Assam mitgebracht haben soll. Ob sie nun dort oder in Amerika durch Kreuzung hervorgegangen, bleibe dahin gestellt, genug, sie sind vorhanden. Für eine Kreuzung spricht ihre eigenthümliche Kamumbildung, denn obgleich man deren viel mit dem einfachen Cochinkamm trifft, ohne sie gerade zu verwerfen, so zieht man bei ihnen den sogenannten Erbsenkamm vor, aus 3 kleinen an einander gefügten Kämmen bestehend,

Figur 12.



wovon der mittelste am meisten hervorrägt; außerdem sind sie nie einfarbig, wie der größte Theil der Cochins, sondern entweder weißgrund oder dunkelgrund.

Die helle Gattung ist weißgrund, jedoch nicht bis auf den Grund weiß, sondern am untern Ende, wenn man die Federn auseinander legt, mit einem bläulichgrauen Schein. Am Hals ist jede Feder in der Mitte schwarz gestreift, die Flügel sehen zusammengefaltet weiß aus, aber die Flugfedern sind schwarz, der Schwanz ist bei Hahn und Henne schwarz, die Füße gelb und reich besiedert bis auf die Zehen. Die dunkle Gattung ist, was den Hahn betrifft, schwarzgrund, mit weißen Flügelenden und weißem Halsbehang, die Brust reinschwarz ohne andere Federn, die Henne dunkelgrau, fein geperlt, an Kopf und Hals weiß mit schwarzen Streifen. Stulpen oder Geierfedern an den Knien sind bei ihnen ebenso wie bei den Cochins zu verwerfen.

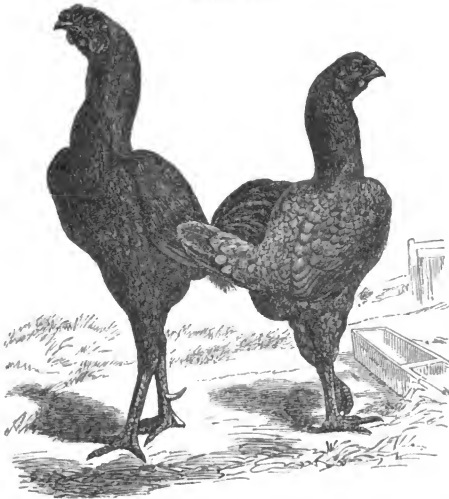
Malayen, Figur 13.

Diese Hühner, ebenfalls indischen Ursprungs, überragen in Höhe fast alle andern Racen. Sie haben sowohl einen sehr langen Hals, als auch hohe glatte gelbe Füße, ihr Rücken ist stark gebogen und fällt nach dem Schwanz zu rasch ab. Der Kopf ist lang, flach, der Kamm klein, niedrig und flach, mit etwas warzigen Zacken; der Unterkamm klein und faltig, sowie die ganz unbefiederte Gurgel. Der Schwanz ziemlich kurz, halbhoch getragen, die Sichel- und übrigen Federn leicht gebogen; Hals, Rücken und Schwanz bilden drei ungefähr gleich krumme Linien. Die Flügel sehr stark, und selbst wenn geschlossen, über den Körper hinausragend; das Gesicht ist nackt und faltig, der Ausdruck äußerst wild. Das Gefieder ist geschlossen und glänzend, in Farbe verschieden, und in ganz Weiß sehr schön, indessen am häufigsten ein bräunliches Roth. Die Eier sind gelblich, Hauptleger sind die Malayen nicht, brüten aber gut.

Außer einer großen Streitsucht haben die Malayen auch sehr oft die üble Angewohnheit, einander gegenseitig die Federn auszuraufen, namentlich wo sie in engeren Abtheilungen gehalten werden. Man muß sie, um diesem Uebel zu steuern, entweder auf einen freien Grasplatz lassen, oder wenigstens ihnen stets reichlich Salat oder anderes Grünes geben.

Jung sind sie etwas zärtlich und schwierig aufzuziehen, erwachsen hingegen ziemlich abgehärtet. Man benutzt sie zu Kreuzungen mit dem Kampfhuhn, mit den Dorkings und selbst mit den Spaniern; obzwar

Figur 13.



Malayen wie Spanier lange Füße haben, gehen merkwürdigerweise aus dieser Kreuzung gewöhnlich Hühner mit kurzen Füßen hervor, welche gut für die Tafel sind, und wenn Hennen, gut brüten und führen.

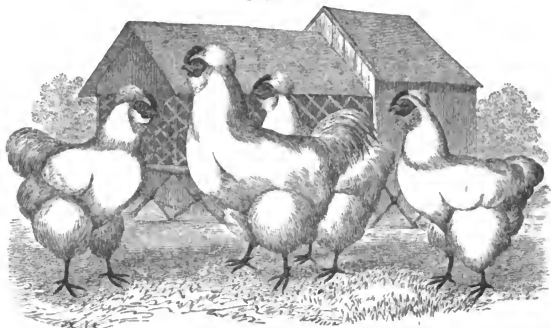
Man hat in neuerer Zeit eine nette Varietät unter dem Namen: „Fasanen-Malayen“ auf den Anstellungen gesehen, welche nothwendlich aus einer Kreuzung von weißen und rothen Malayen hervorgegangen ist; ihr Gefieder ist auf weißem Grunde rothbraun gefleckt.

Das Japanische Seidenhuhn, Figur 14.

Dieses Huhn stammt aus dem östlichen Asien, ist jedoch schon längst in Europa bekannt und verbreitet. Die gewöhnliche Farbe ist weiß, Haut und Knochen dagegen von schwarzblauer Farbe. In den Federn ist das Gewebe getheilt, so daß es wie Haare oder Flammen erscheint; die Flugfedern der Flügel haben die Fasern ihrer Fahnen so getheilt, daß sie zum Fliegen nicht verwendbar sind, auch ist der Schwanz meistens nicht mehr entwickelt als bei den Cochins. Der Kamm, dunkelblau, ist klein, unregelmäßig, Hühner- oder Geflügelhof.

mäßig gedrückt und warzig, ein kleiner Federbüschel auf dem Kopf, mehr nach hinten zu stehend. Die Füße ebenfalls dunkel, sind leicht besiedert und haben gewöhnlich 5 Zehen.

Figur 14.



Das Huhn scheint vermöge seines flaumartigen Gefieders größer als es eigentlich ist und wiegt etwa 1 kg. Die Eier, ziemlich klein, haben eine blaßgelbe Farbe. Die Hennen brüten und führen ausgezeichnet; man kann kaum etwas Niedlicheres sehen, als die Jungen in ihrem kanariengelben Flaum. Vermöge ihrer ermangelnden Flugkraft und ihres zahmen, sanften Wesens eignen sich die Japanesen für Gärten und niedrige Umzäunungen, nur muß ihnen Schutz vor Regen und Frost gewährt werden, da sie sich zumal bei rauher Witterung leicht erkälten.

Da bei diesem Huhn so zu sagen bis auf die Federn alles schwarz ist, zeigt es in gekochtem Zustande ein ganz dunkel violettees Fleisch, welches gebraten sogar noch dunkler erscheint, was vielen Personen den Appetit verleidet. Wer sich indessen über den Anblick hinwegzusetzen vermag, wird es sehr saftig und genießbar finden.

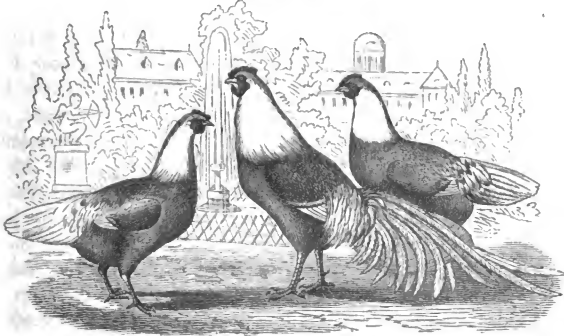
Jedenfalls durch Kreuzung ist eine Varietät: Siamesen genannt, entstanden, auf welche die nähere Beschreibung der Japanesen vollkommen anwendbar ist, mit der Ausnahme, daß Haut und Fleisch die gewöhnliche Farbe haben, Schnabel und Füße gelb sind, der rothe Kamm, ziemlich entwickelt, mehr nach der Seite hängt. Negerhühner sind eine andere, jedenfalls eben auch aus Kreuzung mit einem schwarzen Huhn hervorgegangene Varietät, bei denen alles ohne Ausnahme, mithin auch das Ge-

fieder ganz schwarz ist. Der deutlichste Beweis für Kreuzung mit einem gewöhnlichen schwarzen Huhn liegt darin, daß es aller innern und äußern schwarzen Beschaffenheit ungeachtet seltener mit Flaum oder Seidengefieder, weit öfterer aber mit glattem Gefieder getroffen wird.

Yokohama, Figur 15.

Dieses reizende, aus Japan stammende Huhn ist erst seit einigen Jahren in Deutschland bekannt geworden, in England weniger und in Amerika zur Zeit noch nicht bekannt, und erschien in Europa zuerst im Boulogner Gehölz, eingeführt durch den dortigen Akklimatisations-Verein. Vor 6 Jahren wurden daselbst noch keine Eier davon abgegeben, später aber auch lebende Exemplare abgelassen, die sich in Deutschland schon ziemlich verbreitet haben.

Figur 15.



Es erinnert in seiner Erscheinung in mehrfacher Hinsicht an das Malayenhuhn, wie Bauart, Haltung, verkümmertes Oberkaum u. s. w., unterscheidet sich aber von ihm durch zarteren Körperbau, edlere Figur, ganz besonders aber durch den sehr langen üppigen weißen Schwanz des Hahns, welchen derselbe horizontal trägt, und der sogar auf beiden Seiten mit lang herabwallenden Sichelfedern versehen ist, was einen herrlichen Effekt gewährt. Der Hahn ist von Farbe weiß, gewöhnlich mit rothbraunem oder gelbem Sattel und Unterleib, der Schnabel und die langen

Füße gelb, der Kopf lang und schön gebogen, das Auge lebhaft, der dünne Hals sehr lang, im Gange elegant hoch, im schnellen Lauf horizontal nach vorn gestreckt. Die Nackenfedern weißglänzend, die Schenkel lang und aufrecht stehend.

Die Henne ist in Farbe blässer als der Hahn, mehr chamois zu nennen, aber ebenfalls mit weißem Mantel und weißem Schwanz, welchen letztern sie bei ziemlicher Länge mehr horizontal trägt. Es giebt auch ganz weiße Yokohama; in ihrer Heimath soll man selbst schwarze, und wahrscheinlich noch andere Farben finden.

Nach den bisher gemachten Erfahrungen legen die Yokohama mittelmäßig und brüten vorwurfsfrei. Die Eier sind klein.

Unbestritten ist dieses schöne Huhn eine der interessantesten Erscheinungen im Hühnerhof, und kann man sich kaum etwas Reizenderes denken, als einen vollständig entwickelten Hahn mit seinem reichbewachsenen, bis auf die Erde reichenden Schweif, in der Mitte einiger seiner holden Gefährtinnen. In der Jugend sind sie sehr weichlich und müssen sorgfältig vor Kälte und Nässe bewahrt werden.

Man hat vielfach Versuche gemacht, einen Yokohama-Hahn mit weißen Malapen-Hennen zu kreuzen; die Nachzucht gleich, was die Hähne betraf, mehr der Mutter, wogegen die Hennen in Farbe mehr nach dem Vater fielen, und zwar merkwürdig genug, noch dunkler als dieser, schöne große Vögel, stärker, kräftiger, aber die feine Eleganz der ächten vermissen lassend. Ohne Zweifel sind noch andere Kreuzungsversuche unternommen worden; und in der That dürfte es sehr lohnend sein, durch fortgesetzte Paarung gekreuzter Hennen mit ächten Hähnen die so schöne Race bei uns solider zu gestalten, da sie in Deutschland, wie wohl fast allen Züchtern die Erfahrung gegeben haben wird, ungemein schwer aufzuziehen sind, und ein großer Theil der Jungen sanft hinüberschlummert. Allerdings darf jede Kreuzung nur mit einem ächten Hahn unternommen werden, ebenso wie die Engländer mit den Dorkings verfahren sind, auch würde sonst die hauptsächlichste Originalität, der schöne lange Schweif, verloren gehen. Bei der zweiten Kreuzung, zu welcher man die den ächten am ähnlichsten kommenden jungen Hennen wählt, erhält man also schon $\frac{3}{4}$ Blut, bei der dritten $\frac{7}{8}$ und wird mit der Zeit die Race größer, stärker, dauerhafter, und den ächten Vorbildern ganz gleich werden. Zu bemerken wäre noch, daß der Schweif des Hahns sich erst im zweiten Jahr zu seiner vollen Länge und horizontalen Richtung, die beiden Hauptschweiffedern auf der Erde schleifend entwickelt.

Brasilianer.

Von diesem Huhn sind verschiedentlich Exemplare aus seiner Heimath Brasilien nach Deutschland gelangt, natürlich durch Schiffsgelegenheit; in Frankreich und England erwähnt man dessen bisher noch nicht. Es scheint, genauer betrachtet, ein naher Verwandter der Malayen zu sein, und hat sich leicht möglich aus dieser nach Brasilien gelangten Race daselbst etwas verändert. Der Schnabel ist gelb, die hohen glatten Füße desgleichen, die Figur ist ganz die der Malayen, nur etwas schlanker; das Gefieder der Henne ist rothgelb, dasjenige des Hahns aber weit bunter und meistens in lebhaften glänzenden Farben. Das Gesicht hat wie bei den Malayen einen wilden, kampfbegierigen Ausdruck.

Die fleißig gelegten Eier sind nicht sehr groß und gelblicher Farbe. Im Brüten übertreffen die Brasilianerinnen an Leidenschaftlichkeit alle andern Sorten, und sind stets geneigt, zweimal hintereinander zu brüten, trotz ihres geringen Federreichthums. Auch sie haben die tadelnswerthe Gewohnheit, einander und besonders dem Hahn Federn auszuziehen, so daß manche derselben oft halb entblößt einher wandeln, und die blutrothe Haut an vielen Stellen durchscheint.

In ihrer Figur und der Form des Schwanzes beim Hahn haben sie einige Aehnlichkeit mit dem Strauß, werden daher auch hin und wieder Straußhühner genannt, doch ist diese Benennung vom Kougreß nicht anerkannt.

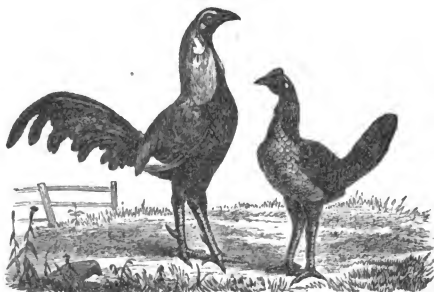
Egypter.

Zu den außereuropäischen Gattungen gehört auch das ägyptische Huhn, wovon vor längeren Jahren eine Sendung aus Kairo nach Deutschland gelangte; dasselbe machte jedoch weder durch seine Figur, noch durch sein Gefieder irgend einen bleibenden Eindruck, da es kleiner als das deutsche Landhuhn war, und ebenso verschieden als dieses in Farbe, Kamm, Haube u. s. w. sich darstellte, mäßig legte und nie brütete, welche letztere Funktion es bekanntlich auch in seiner Heimath nicht übernimmt. Gegenwärtig ist es durch interessantere Racen verdrängt und so ziemlich als verschollen zu betrachten.

Das Kampfhuhn, Figur 16.

Dieses vorzüglich in England so hoch geschätzte Huhn existirt in zahlreicheren Varietäten als irgend ein anderes, so daß sich ein besonderes Werk füllen ließe, wenn man jede einzeln beschreiben wollte. Abgesehen von dem sehr verschiedenartigen Gefieder ist auch die Figur nicht überall gleich, und gerade diese ist bei einer genauen Prüfung hauptsächlich ins Auge zu fassen.

Figur 16.



Die wesentlichsten Eigenschaften, worauf zu sehen ist, sind folgende: Der Schnabel muß lang, stark, gebogen und scharf sein, der Kamm einfach, klein und dünn, nach vorn niedrig, geradestehend und leicht gezackt, der Hals lang und schlank, die Ohrläppchen klein und roth, nie weißlich, der Nacken stark und gebogen, die Halsfedern kurz, breit und fest geschlossen. Der Rücken kurz mit festem Fleisch, breit an den Schultern, schmal nach dem Schwanz zu, und an den Seiten abgerundet. Die Brust breit und fest, doch weder zu mager noch zu voll, was sehr wichtig, da die Brust der verwundbarste Theil des Vogels ist. Die Flügel sehr stark und von mittlerer Länge, weder zu hoch noch zu kurz getragen, nur so, daß sie die Schenkel schützen. Kampfhühner mit langen Flügeln haben gewöhnlich auch einen zu langen Körper, und diejenigen mit kurzen ein zu breites Hintertheil. Der Schwanz soll mittlerer Länge sein und schwinghaft getragen, aber nicht wie bei den Eichhörnchen über den Rücken geneigt. Die Schenkel kurz, stark und kräftig, auseinander stehend, die

Beine ziemlich lang, jedoch nicht allzu hoch, die Sporen lang, scharf, mehr unten sitzend, eher dünn, etwas auswärts gebogen, Zehen und Nägel lang und stark, die hintere Zehe besonders lang und den Boden berührend, um dem Hahn einen festeren Anhalt zu geben. Das Gefieder geschlossen, fest und glänzend, der Rücken ist eher etwas gekrümmt, ohne buckelig oder flachseitig zu sein.

Vorstehende Angaben, welche sich auf den Hahn beziehen, sind größtentheils, was Figur und Festigkeit betrifft, auch auf die Henne, natürlich im Verhältniß anzuwenden. Gute Hennen bekommen häufig ebenfalls Sporen, und von ihnen gehen in der Regel die kräftigsten und kühnsten Hähne hervor.

Ein kurzer oder plumper Kopf, kurzer Hals, langer Körper, schmale Schultern, Füße, zu nahe aneinander stehend, sind entschiedene Fehler.

Diejenigen Varietäten, welche in England vorzugsweise die Preise auf den Ausstellungen davon tragen, sind die Braunrothen, schwarzbrüstigen Rothén, Silbergrauen mit Entenflügeln und die Schacken.

Die Braunrothen sind von dunklem Blut, die Augen sehr dunkelbraun, Kamm und Gesicht dunkelpurpur, der Schnabel auch dunkel. Die Brust des Hahns ist rothbraun, die Schultern gehen zuweilen ins Orange über. Die Flügelenden ganz dunkelbraun, die allgemeine Farbe des Gefieders dunkelroth. Halsfedern dunkel gestreift, der Schwanz grünlichschwarz, über die Flügel meistens einen grünen Streifen. Das Gefieder der Henne ist ganz dunkelbraun, hellbraun gesplittert. Die Halsfedern haben einen goldenen Schein, mit dunkeln Streifen gemischt, Kamm und Gesicht sind dunkler als beim Hahn; die Schwanzfedern sind leicht gekrümmt. Diese Braunrothen haben im Durchschnitt die beste Figur, allein gleich allen dunkelämmigen Varietäten legen sie nicht so gut als diejenigen mit feurigrothen Kämmen.

Die schwarzbrüstigen Rothén sind von hellerem Blut, das Gefieder ist ein volles Roth, am übrigen Körper dunkler als am Halse. Rothe Augen sind unerläßlich, eine andere Farbe würde auf Kreuzung schließen lassen. Die Flügel des Hahns sind am obern Theil hellroth, und am untern kastanienbraun, mit einem dunkelblauen Querstreifen, die Brust ist blauschwarz, der Schwanz grünschwarz, die Federn haben wenig Fahne. Kamm und Lappen sind feurigroth, die Füße gewöhnlich gelb, was jedoch nicht unbedingt so nöthig ist als rothe Augen. Die Henne hat rebhuhnfarbiges Gefieder, rehfarbige Brust, goldfarbige Halsfedern mit dunkeln Streifen; auch die Halsfedern des Hahns sind nach unten zu

gestreift, mit helleren darüber liegenden Federn. Hennen mit Sporen werden vorgezogen, doch kommen sie nicht so häufig vor wie bei den Braunrothen.

Die Silbergrauen mit Entenflügeln sind reineren Bluts als die gelben oder birkenfarbenen Entenflügel und haben, wenn ächt, eine weiße Haut. Der Hahn ist silbergrau, der Hals theilweise schwarz gestreift, Rücken heller in Farbe, Brust bläulichschwarz oder helle matte Silberfarbe, auf den Flügeln stahlblaue Streifen, der untere Theil weiß, der Schwanz grünschwarz. Die Henne ist blaugrau, silberfarbene schwarz gestreifte Halsfedern, die Brust von blasser Rehfarbe. Die Füße können weiß, blau oder weidenfarbig sein, und Hahn wie Hennen müssen in dieser Hinsicht übereinstimmen.

Die Gelben mit Entenflügeln gleichen den vorhergehenden mit Ausnahme des stroh- und birkenfarbigen Gefieders, und der kupfersfarbigen Sattelfedern. Sie haben gelbe Haut und gelbe oder weidenfarbige Füße. Bei dieser Varietät ist die Brust des Hahns stets schwarz, diejenige der Hennen fahl rehfarben.

Die Schecken sind, was den Hahn betrifft, weißgrund mit Roth untermischt, der Hals ist roth und weiß gestreift, der Rücken hauptsächlich roth, die Brust mehrentheils weiß, doch oft mit Roth gemischt; der Schwanz soll weiß sein, enthält aber meistens einige rothe Federn; schwarze Federn im Schwanz sind ganz zu verwerfen. Die Hennen sind roth gestreift oder geädert auf weißem Grunde, die Brust ist röther als beim Hahn, und der Schwanz weiß, nur hin und wieder einzelne rothe Federn darin. Je röther, desto schöner, die Füße müssen weiß sein.

Außerdem giebt es noch Kampfhühner in allen möglichen Farben und Zeichnungen; man kennt in England 17 verschiedene Varietäten und 27 Subvarietäten, folglich 44 Sorten, die sämmtlich zu beschreiben, wie schon im Eingang erwähnt, viel Raum erfordern und keinen wesentlichen Nutzen haben würde.

Aus der Farbe der Augen läßt sich das Blut der Kampfhühner am besten beurtheilen; schwarze Augen lassen auf dunkles Blut schließen, rothe auf helles Blut; gelbe zeigen weniger Feuer an, und braune oder braunrothe entstehen aus Kreuzungen.

Den jungen Hähnen werden gegen Weihnachten Kamm und Lappen mit einer scharfen Scheere recht sauberlich abgeschnitten, um sie kampffähiger zu machen, da der Kamm stets den ersten Angriffspunkt bietet. Obwohl Hahnenkämpfe in England gesetzlich verboten sind, finden deren

heimlich dennoch sehr oft statt, und große Wetten werden dabei eingeleitet. Jeder wahre Hühnerfreund möchte sein Antlitz trauernd verhüllen, wenn er sieht, wie Hähne, mit allem Fleiß erzogen, die Kämme abgeschnitten bekommen und ihnen stählerne Sporen angeschnallt werden, um einander in wenigen Minuten zu zerfleischen, das Publikum aber eine blutdürstige Freude darüber zu erkennen giebt. Es fällt leider schon zu oft unbeabsichtigter Kampf unter sich zufällig treffenden Hähnen vor, und überlasse man lieber derartige Schauspiele den malayischen und andern wilden Völkern, anstatt sie civilisirten Nationen vorzuführen.

Die Kampfhennen legen ziemlich fleißig, wenn sie freien Paß haben, weit weniger in eng begrenzten Abtheilungen. Sie brüten und führen sehr gut, vertheidigen auch ihre Brut muthvoll gegen Katzen und sonstige Feinde. Zur Mast eignen sie sich ihres unruhigen, streitsüchtigen Charakters wegen nicht.

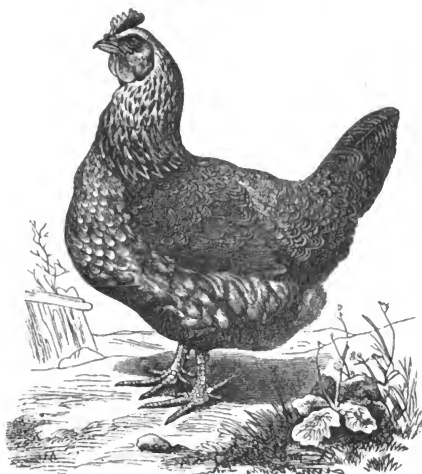
Dorkings, Figur 17.

Die Engländer betrachten dieses Huhn als eine Nationalrace, und haben seit längeren Jahren ihr ganzes Bestreben dahin gerichtet, dasselbe immer größer und schwerer zu gestalten. Zwischen einem Dorking vor 20 Jahren und einem heutigen ist ein enormer Unterschied, der nur durch fortgesetzte Kreuzungen mit noch größeren und stärkeren Racen erreicht werden konnte, nämlich durch Auswahl der schönsten und größten Dorkinghähne, welche mit Brahamahennen gekreuzt wurden, deren weibliche Nachkommen man nicht mit ihrem Vater, sondern mit einem andern Dorkinghahn paarte, wonach in 2 bis 3 Jahren der ächte Dorking Typus, aber in größeren und stärkeren Dimensionen erlangt wurde.

Die hauptsächlich bekannten Varietäten der Dorkings sind die grauen und farbigen, die silbergrauen und die weißen. Letztere wie alle Dorkings fünfzehig, besonders in der Grafschaft Surrey früher zu Hanse, wurden muthmaßlich zuerst mit dem sehr ähnlichen farbigen, aber blos 4 Zehen besitzenden Huhn aus der Grafschaft Sussex gekreuzt, und hieraus die farbigen erzielt, die dann später, wie oben angegeben, durch fernere Kreuzung mit großen Racen zu ihrer gegenwärtigen Größe gelangten.

Der Kamm ist entweder einfach oder ein Rosenkamm; wenn einfach, dann stark, aufrechtstehend, der Unterkamm breit abgerundet, die Brust breit, stark, volles langes Brustbein, der Körper breit, fest und plump, Rücken, Bauch, Brust und Hinterteil beinahe ein Viereck bildend, Flügel

Figur 17.



lang, Schwanz lang ausgebreitet, mit sehr entwickelten Federn; Füße stark, kurz, glatt, ungefedert, der Sporn nach innen, fünf Zehen, die fünfte Zehe gut entwickelt, von den übrigen getrennt und aufwärts stehend. Für die Henne treffen diese Merkmale ebenfalls zu, nur fällt bei ihr, wenn einfachkämmig, der Kamm nach einer Seite über.

Bei der grauen Varietät ist die Farbe nicht wesentlich, wenn die Exemplare nur unter sich übereinstimmen, dagegen

bei den silbergrauen eine Hauptbedingung. Diese Varietät ist zweifelsfrei aus der gewöhnlichen grauen zufällig hervorgegangen, und durch sorgfältige Auswahl fortgezüchtet worden. Die silbergrane Schattirung ist folgende: Beim Hahn Brust, Unterleib und Schenkel glänzend schwarz, Kopf und Halsfedern hellweiß, Sattel desgleichen, Rücken und Schulterfedern, sowie Unterflügel silberweiß, Flügeldeckfedern grünschwarz, mit einem Querstreifen, Schwanz schwarz, Füße weiß mit fleischfarbigem Schein. Bei der Henne Gefieder silbergrau oder schieferfarben, ohne rötlichen Schein, Schwanz dunkelgrau, Kopf silber- oder aschgrau, Hals silberweiß mit schwarzen Streifen.

Die weiße Varietät ist gewöhnlich etwas kleiner als die farbige und muß selbstredend rein weiß in Farbe sein.

Als Tafelhuhn sind Dorkings ausgezeichnet, da sie an den besten Stellen, an der Brust und an den Flügeln Fleisch in Menge besitzen, überhaupt leicht mästen. Als Legerinnen sind sie nicht gerade berühmt, doch brüten und führen sie zu voller Zufriedenheit. Nur sind die jungen Dorkings sehr zarter Konstitution, und einige Wochen nachkalten Wetters ohne genügenden Schutz raffen ganze Bruten schnell dahin. Auch gedeihen

sie nur bei ausgezeichnetem Futter und bleiben sonst im Wachsthum auffallend zurück.

Ueberhaupt sind auch erwachsene Dorkings gegen Witterungseinflüsse, naßkalten und steinigten Untergrund empfindlicher als andere Sorten, bekommen krankte Füße und allerhand Leiden, weshalb man sie vor Feuchtigkeit und Erkältung sorgfältig hüten muß.

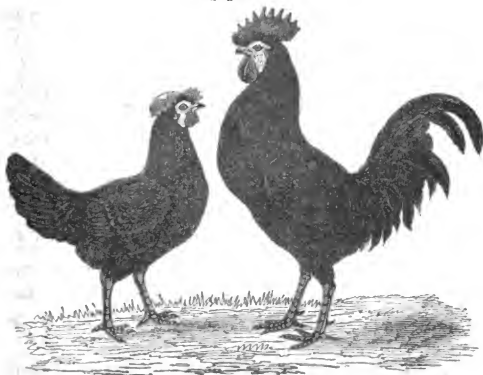
Dominiques

werden in Amerika ziemlich stark gezüchtet, sie haben Aehnlichkeit mit den Kuckuckspferber-Dorkings in Größe, Figur und Farbe, haben glatte gelbe Füße und Schnäbel, gewöhnlich Rosenkamm, legen und brüten gut, eignen sich auch zur Mast. In Deutschland sind sie bisher noch wenig bekannt, in England jedoch mehr verbreitet und geschätzt.

Spanier, Figur 18.

Es dürfte kaum unter den seit Einführung ausländischer Racen bekannt gewordenen Gattungen eine geben, welche sich größerer Anerkennung, Verbreitung und allgemeinerer Benutzung zu erfreuen gehabt hätte, als das Spanische Huhn. Dem Hühnerologischen Verein in Görlitz ist es gelungen, bereits vor längeren Jahren, in den meisten Fällen durch unentgeltliche

Figur 18.



Abgabe von Eiern dieser schönen und nützlichen Race viele Landbewohner von dem alten Vorurtheil, die alten Landhühner seien die besten, durch Augenschein und Erfahrung zurückzuführen. Sehr bald erregten die großen, schönen, fleißig gelegten Eier die lebhafteste Aufmerksamkeit, hierzu der Mangel an Brütluft, da Spanier nur in seltenen Fällen brüten, nicht minder machen die für schöne Exemplare, selbst gezogen, erlangten angenehmen Preise einen sehr vortheilhaften Eindruck, und ist nur zu beklagen, daß bei denen zur Zucht bestimmten Exemplaren nicht immer die wünschenswerthe Auswahl und Sorgfalt stattfindet.

Das Spanische Huhn ist, wie schon sein Name ergibt, ursprünglich in Spanien zu Hause, wie aber der Prophet in seinem Vaterlande bekanntlich nichts gilt, so ist es auch hier der Fall; man würde in Spanien vergeblich nach diesen herrlichen Hühnern in der Vollendung suchen, worin wir sie gegenwärtig besitzen. Der Typus leuchtet zwar noch immer unterschieden durch, sowohl in der schwarzen Farbe, die aber gewöhnlich mit bunten Federn gemischt ist, als in dem großen einfachen Kamm, von einem weißen Gesicht jedoch ist kaum entfernt die Rede. Die Veredlung haben die Holländer und Engländer vorgenommen, und dieses Huhn in seiner Erscheinung zu großer Vollkommenheit gebracht. Das Spanische Huhn hat eine schlankte, kräftige, aber nicht plumpe Figur, blaue oder schieferfarbige Füße, einen weißen Kreis rund um das Auge, einen feurigrothen, beim Hahn ganz aufrecht stehenden, bei der Henne nach der einen Seite überhängenden großen Kamm, das Gefieder durchgängig glänzend schwarz, einen ausgebildeten gut entwickelten Schwanz. Wenn bei den Hähnen der Kamm nicht aufrecht steht, sondern mehr oder weniger auf die Seite neigt, so ist dies entweder ein Zeichen allzu kolossaler Ausdehnung, oder bei kleinerem Umfang ein Zeichen von Schwäche und keineswegs wünschenswerth. Bei den jungen Hähnen zeigt sich schon im Herbst der weiße Augenkreis und die Ausdehnung des Kammes so weit, daß man auf die geringere oder bessere Qualität des Individuums schließen kann, bei den jungen Hennen hingegen entwickelt sich beides erst vollständig im nächsten Frühjahr, und ist im Herbst der Augenkreis nur gelblich.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß im Herbst während oder nach der Mauser der große Kamm der Hennen bei den meisten sehr zusammenschrumpft und blaß wird, bei beginnender Legezeit im Frühjahr jedoch seine schöne Farbe und Größe wieder annimmt, welcher Wechsel bei den Hähnen nicht erfolgt.

Die wichtigsten Punkte beim Spanier sind Kamm und Gesicht. Das

weiße Gesicht oder Augenkreis muß sich so hoch als möglich über das Auge, und so tief als möglich unter dasselbe erstrecken. An der Spitze muß es ziemlich einen Bogen bilden, dem untern Theile des Kammes sich möglichst nähernd, seitwärts bis an die Ohrkläppchen und Glocken reichend. Nun hat man in neuerer Zeit in England durch unausgesetztes Hinarbeiten auf das weiße Gesicht dieses zwar immer größer gestaltet, hierdurch ist aber ein anderer Uebelstand herbeigeführt worden, nämlich diese weiße Haut hat sich immer faltiger entwickelt und sich häufig in ein schwammiges, fortwucherndes Gewebe verwandelt, welches fortwährend in Zunahme begriffen, zuletzt über die Augen wächst, so daß der Vogel nichts mehr sehen kann, und eine Operation, auch schon versucht, ist eine un-nothige Qual ohne allen Erfolg. So sehr man nun auch jede noch so unbedeutende rothe Linie über dem Auge verwirft, so findet man doch höchst selten Hähne ohne eine solche mit ganz glattem weißem Gesicht, und dürfte eine ganz leichte röthere Stelle doch noch einem dem Verderben entgegengehenden Schwammgesicht vorzuziehen sein.

Ganz rothe Gesichter, die man an manchen Orten als besondere Racen oder Varietäten unter verschiedenen Namen, wie Minorca, Ancona &c. aufführt, haben mit den Spaniern alle übrigen guten und süßlen Eigenschaften gemein, und sind nur als Rückschlag zum ursprünglichen Stamm zu betrachten, wo weißere Gesichter bloß ausnahmsweise auftauchten und sorgfältig fortzuzüchten gesucht wurden.

Obgleich es zur Schönheit der Spanier wesentlich beiträgt, wenn sie ziemlich hohe Füße haben, so suche man auffallend lange der Hähne zu vermeiden, da solche in kurzer Zeit steif und unbrauchbar werden.

Gegen die Kälte sind Spanier sehr empfindlich, und erfrieren bei einigen Grad Kälte die Kämme, namentlich die Hähne, weshalb ein geschützter Aufenthalt im Winter, am liebsten in einem Kuhstall sehr zu empfehlen ist.

Die jungen Spanier müssen ungemein in Acht genommen werden, und zwar besonders in der Zeit, wo sie sich besiedern, was sehr langsam vor sich geht. Vor aller Feuchtigkeit muß man sie hüten; auch erwachsen ist ihnen gleich den meisten andern Hühnern die Nässe schädlich, und da sie während der gewöhnlich ziemlich spät eintretenden Mauser sehr leiden, müssen sie dann besonders bewahrt und gut gefüttert werden.

Bei der Mauser entstehen zuweilen an einzelnen Stellen, z. B. an den Flügeln, einige weiße Federn, was jedoch bei andern, namentlich schwarzen Racen ebenfalls passirt. Erscheinen dergleichen Federn häufiger, so

geschieht allerdings der Schönheit des Vogels dadurch Abbruch. Durch fortgesetzte Zucht hat man es glücklich auch dahin gebracht, spanische Albinos unter der Firma „weiße Spanier“ zu Wege zu bringen, sowie man es schon mit Crève Coeurs fertig gebracht hatte. Es ist dies lediglich ein aus Farbstoff-Armuth hervorgehender vermeintlicher Triumph, und verdient eine Degeneration einer sonst guten und schönen Race sicher keine Belohnung.

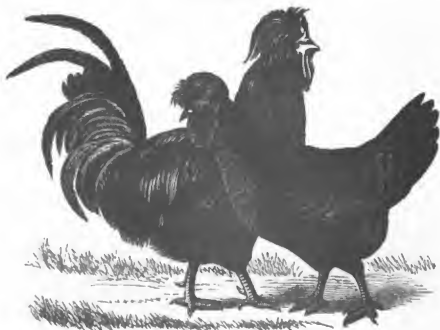
In Frankreich werden Spanier mehr als Luxushühner beurtheilt, wogegen sie in Deutschland sich als sehr nützlich bewährt haben.

Ein schneller Temperaturwechsel wirkt häufig sehr nachtheilig auf diese Race; mehrfache Beispiele haben ergeben, daß Spanier, die den Winter im Kuhstall zugebracht hatten und bei eintretender gelinder Witterung versandt wurden, schon unterwegs oder bald nachher einen starken Schnupfen bekamen, und theilweise sogar daran zu Grunde gingen. Die jungen Spanier besiedern sich ziemlich langsam, im Gegensatz zu den Cochins, die sich gegen früher weit schneller besiedern, wohl Folgen der Akklimatisation.

Crève Coeur, Figur 19.

Unter den vorzüglichsten französischen Hühnerracen nehmen die Crève Coeur wohl unbedingt einen der ersten Plätze ein und sind auch in Deutschland rühmlichst anerkannt. In Frankreich haben sich die Bewohner ver-

Figur 19.



schiedener Gegenden, ohne Zweifel früher durch Kreuzung, eigenthümliche Racen, die von ihnen gewünschten Eigenschaften vereinigend, gebildet, welche konstant geworden sind, und durch Auswahl der besten Exemplare zur Nachzucht in ihrer Reinheit erhalten werden.

Obige Gattung ist namentlich in der Umgegend von Crève Coeur, einem netten Dorf in dem Departement der Dife zu Hause, woher sie auch ihren Namen hat und nicht, wie man fälschlich glaubt, von der Form ihres Kammes, angeblich ein gespaltenes Herz vorstellend.

Dieses Huhn hat einen vollen runden Körper, nicht zu hohe dunkle oder schieferfarbige Füße, einen breiten, ziemlich horizontalen Rücken, schwarzes Gefieder, zwei lang hervorstehende Kammspitzen, bald egalere, bald zackiger geformt, mäßig langen Unterkamm und schwarze Haube, sowie eben solchen Federbart. Die ziemlich große Haube des Hahns steht mehr aufrecht, zumal wenn die Kammspitzen sehr entwickelt sind; bei der Henne ist die Form der Haube verschieden, die Augen mehr oder weniger verhüllend, der Kamm weit kleiner als beim Hahn.

Die Henne legt fleißig schöne große Eier, läßt sich aber mit Brüten nicht ein.

Was dieser Race einen großen Werth verleiht, ist die leichte Aufzucht, Befiederung und das rasche Wachstum der Jungen, worin sie von wenig andern Racen erreicht, geschweige übertroffen wird. Sie setzen viel Fleisch an und lassen sich auch leicht mästen; die Knochen sind verhältnißmäßig schwach.

Die Landleute jener reichen Gegend Frankreichs verstehen es ausgezeichnet, einen schönen Nutzen aus ihrer Geflügelzucht zu ziehen. Sie sind es, die im April und Mai die Pariser Märkte mit frühzeitigen zarten jungen Hühnchen versehen, zu einer Zeit, wo noch keine andere Gegend deren liefert. Da im Januar und Februar sehr selten Hennen brütlustig sind, so bedienen sich die Züchter hierzu der Truthennen, und verfahren dabei, wie im Artikel „vom natürlichen Brüten“, ausführlich beschrieben ist. Die jungen Crève Coeur werden ausschließlich mit einem aus Gerstenmehl und Milch gekneteten Teig gefüttert, der so fest verarbeitet ist, daß man ihn wie Brod krümeln kann. Ländlich, sittlich, so werden z. B. an den Ufern der Elbe die sogenannten Hamburger jungen Hühner hauptsächlich mit Fischen erzogen, worüber Näheres bei Beschreibung der einzelnen Hühner-Racen in dem Abschnitt: das Landhuhn, betreffend die Kamelsloher Hühner, erwähnt ist.

Häufig findet man einzelne weiße Federn in den Hauben, zumal nach der ersten Mauser, eine ganz schwarze Haube bleibt aber wünschenswerther. Die Hähne zeigen zuweilen braune Hals- oder Nackenfedern, was möglichst zu vermeiden ist; oft bemerkt man diesen Fehler bei späten Bruten, nachdem die ersten Bruten ganz schwarze Exemplare ergeben haben, und scheint sonach die Kraft der Farbproduktion später abgenommen zu haben. Grünes lieben diese Hühner ungemein.

La Flèche, Figur 20.

Eine zweite französische Hauptrace, besonders in der Gegend von la Flèche im Departement der Sarthe anzutreffen, ist das ausgezeichnetste Masthuhn und liefert hauptsächlich die berühmten Pouarden und sogenannten Jungfernhähne (Coqs vierges), wie solches in dem Artikel über die Mast näher beschrieben ist, wozu es sich durch seinen Bau und sein kurzes, saftiges Fleisch ungemein qualificirt.

Figur 20.



In der Figur läßt dieses Huhn auf Verwandtschaft mit dem Breda schließen, es ist ziemlich hochgestellt, hat dunkle Füße, schwarzes Gefieder, über dem Schnabel eine kleine kammartige Erhöhung, welche als Kamm in zwei kurzen Spitzen, kürzer als beim Crève Coeur ausläuft, hinter denselben einen kleinen unbedeutenden Büschel Federn, theils kürzer, theils etwas länger nach hinten geneigt und einen langen Unterkamm. Der Augencreis ist roth. Neuerdings hat man auch weiße La Flèche.

Die Henne legt ziemlich große Eier, nicht so häufig als die Crève Coeur und brütet ebenfalls nicht. Die Jungen wachsen etwas langsamer und sind auch erst später zur Fortpflanzung geeignet. Bei gutem Appetit sind sie stets und legen zeitig den Grund zu einer gedeihlichen Mast, welche in der Umgegend von la Flèche mit großem Eifer und dem besten Erfolg im Herbst betrieben wird. Eine gemästete Poularde zeigt ein blendend weißes Fleisch und Fett, wird theurer als ein Fasan bezahlt und diesem vorgezogen. Die Füllung mit Trüffeln schadet einer Poularde durchaus nicht.

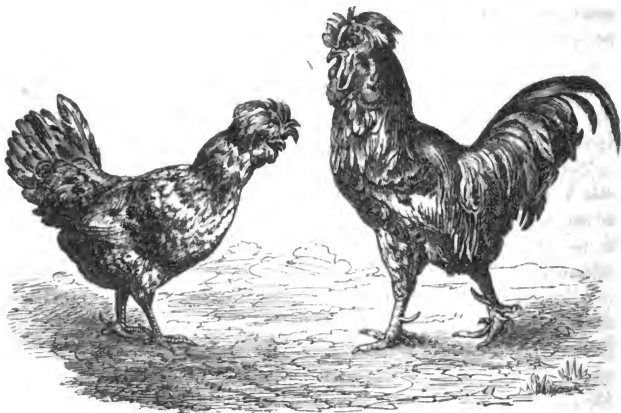
Houdan, Figur 21.

Dieses Huhn ist das dritte im Bunde des französischen Kleeblattes und hauptsächlich in der Normandie, namentlich in der Gegend von Houdan im Departement der Seine und Oise zu Hause.

Es ist groß von Figur, kräftig gebaut, die Füße sind schieferfarben und haben fünf Zehen, wiewohl man deren auch zuweilen mit vier Zehen trifft. Das Gefieder ist schwarz und weiß gefleckt, jedoch sehr unregelmäßig, bald die eine, bald die andere Farbe vorherrschend ohne bestimmte Zeichnung, mitunter auch mit einzelnen strohgelben Federn gemischt. Der Kamm ist sonderbar gestaltet; zwischen den beiden starken Spitzen erhebt sich eine dritte rundlich geformte; der Unterkamm ist lang. Die Haut ist ebenso unregelmäßig als Kamm und Gefieder; sie ist bald stärker, bald schwächer, mehr nach der Seite oder nach hinten fallend; Bart ist auch vorhanden. Alles dieses verleiht Hahn und Henne ein ziemlich wildes Ansehen, doch ist es ein sehr nützlichcs Huhn, welches auch in Deutschland und vorzugsweise im Badischen, seiner Fruchtbarkeit und Mastfähigkeit wegen viel gezüchtet wird. In Baden ist es auch unter dem Namen „Wanzenaner“ sehr bekannt und eingeführt, da in dem Dorfe Wanzenan bei Sträßburg man eine große Vorliebe dafür hat und es daselbst stark züchtet.

Dettel, Hühner- oder Geflügelhof.

Figur 21.



Bei freiem Paß legen die Houdans sehr gut, in engeren Abtheilungen gehalten aber weit weniger, ihre Eier sind der Figur entsprechend groß, auch zeigen sie mehr Brütneigung als die beiden vorhergehenden Racen. In der Größe nähern sich die Hennen sehr der des Hahns.

Die Courtes Pattes.

Diese Race mittlerer Größe wird an vielen Orten in der Bretagne und angrenzenden Departements gezüchtet, vorzüglich deshalb weil sie gut legt, sehr früh und ausgezeichnet brütet; in Deutschland ist sie bisher weniger bekannt.

Das Merkwürdigste an dieser Race, woher auch ihr Name rührt, sind ihre ganz kurzen Füße, so daß ihr Gang dem der Ente gleicht, und die Federn des Hintertheils fast auf dem Boden schleifen, aller ihrer Bemühungen ungeachtet, die Füße möglichst hoch zu heben.

Das Gefieder ist gewöhnlich weiß und schwarz gefleckt, doch auch in ganz schwarz und verschiedenen andern Farben anzutreffen. Die Henne gleicht sehr dem Hahn, ihr ziemlich langer Schwanz bildet einen auffallenden Kontrast mit ihren fast unsichtbaren Füßen. Der Doppelkamm des Hahns, in zwei

Spitzen bestehend, schließt sich an einen kleinen nach hinten fallenden Federbüschel; die Sichelfedern sind lang, die Füße dunkel. In England werden diese Hühner Bakies genannt, in Deutschland Dachshühner.

Französische Varietäten.

Außer den vorstehend aufgeführten Racen giebt es in Frankreich noch zahlreiche Varietäten, die sämmtlich einer der drei Hauptracen ziemlich ähnlich sind und nach den Orten benannt werden, wo man sie antrifft, wie z. B. Bresse, Mans, Mézeray, Bousse, Arthéze, Courcelles und mehrere andere, welche selbstverständlich geringeres Interesse erweckend, wahrscheinlich aus Kreuzungen der gedachten Racen hervorgegangen sind.

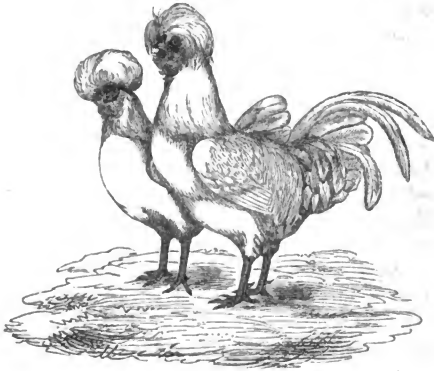
So wird z. B. in ihrer Heimath das La Flèche-Huhn zum Unterschied von andern Gattungen: „Poule Cornette“ genannt, während eine Varietät desselben, die sich von ihm durch nichts als durch den gekräuselten Kamm unterscheidet, Poule du Mans genannt wird, und sehr gut legt. Das richtige Huhn von Mans, ebenfalls schwarz und mit einer Art Rosenkamm, hat dieselben guten Eigenschaften wie die Cornette, ist aber kleiner und wiegt erwachsen etwa 2 kg, wogegen das ächte Huhn von la Flèche durchschnittlich 3 kg, der Hahn noch $\frac{1}{2}$ kg mehr wiegt.

Paduaner, Figur 22.

Unter dieser Benennung werden Hühner verstanden, welche unbeschadet der Farbe große volle runde Hauben, Federhärte und glatte Füße haben, gemäß den auf dem Geflügelzüchter-Tage zu Dresden in Uebereinstimmung mit dem Akklimatisations-Verein im Bois de Boulogne bei Paris gefaßten Beschlüssen.

Man hat diese Paduaner in ganz weiß, blaugrau, Kufusperber, besonders schön in Silber-, Gold- und Chamois-Lack, d. h. gefleckt. Die Silberlack sind weiß und schwarz, die Goldlack orange und schwarz, die Chamois in dieser Farbe mit weiß getupft oder berändert; je regelmäßiger die Zeichnung und je größer die Haube, desto schöner. Bei der Henne muß die Haube gleich einer Georgine rund und fest geschlossen sein, wogegen sie sich beim Hahn strahlenförmig nach allen Richtungen ausbreitet. Ober- und Unterkamm sind so klein, daß sie fast verschwinden, wie dies bei allen Haubenhühnern der Fall ist, denn je kleiner die Haube, desto mehr Platz zur Entwicklung hat der Kamm.

Figur 22.



Die Paduaner sind eine höchst ansprechende Erscheinung, und da ihre Haube sie an freier Umsicht sehr hindert, friedlich und zutraulich. Im Legen leisten sie meistens nichts Ausgezeichnetes, im Brüten ebenso wenig und sind als eigentlich nutzbringend nicht anzumelden, da sie sich auch nicht zur Mast qualificiren. Eine fernere Schattenseite von ihnen beruht eben besonders auf der Schönheit ihrer großen Haube, welche sie beim Saufen, wenn ihnen nicht die näher bezeichneten Saufgefäße zur Verfügung stehen, oft ganz nässen, was außer dem unvortheilhaften Anblick ihnen zumal bei kalter Witterung leicht Augenkrankheiten zuzieht.

Die Farbe der Haube ist zuweilen weiß, oft aber auch in der des übrigen Gefieders; je größer dieselbe, desto schöner. Die ganz weißen, siehe unsere Abbildung, sind in guten Exemplaren ungemein geschätzt.

Unzweifelhaft sind Paduaner eine Zierde jedes Hühnerhofes und stets in schönen Exemplaren sehr gesucht.

In der Gegend von Padua findet man ähnliche Hühner wohl, ohne jedoch ihre Abstammung von dorthier zu leiten.

Türken,

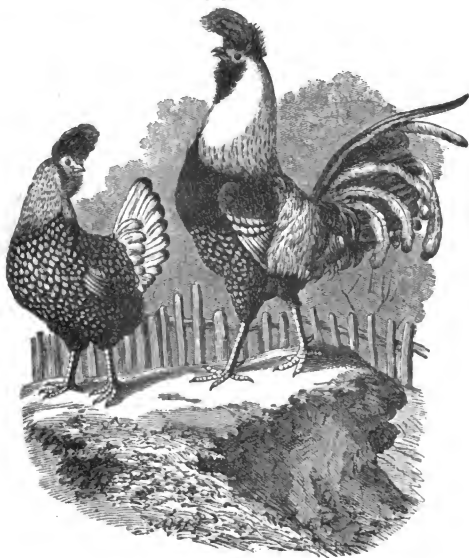
in Frankreich und England „Sultans“ genannt, sind im Grunde genommen nichts als Paduaner mit ganz gleichen Eigenschaften und der einzigen

Ausnahme, daß die Füße befiedert sind. Man findet sie hauptsächlich in ganz weiß und meistens mit fünf Zehen. Sie sind ziemlich zärtlich und schwer aufzuziehen, legen wenig und brüten nicht.

Brabanter, Figur 23,

sind in Figur und Zeichnung den Paduanern ziemlich gleich zu stellen; der wesentlichste Unterschied besteht in der Haube, welche nicht rund, sondern schmal helmartig nach vorn geneigt, bei den Hennen etwas stärker und breiter als beim Hahn fällt, wodurch sie eine freiere Umsicht erlangen. Es giebt eigentlich nur zwei Varietäten, Silber- und Goldlack, aus deren Kreuzung eine dritte, blaßgelb oder chamois getupft, entstanden ist. Die Tupfen sind rund und möglichst regelmäßig, besonders schön sind die Silberlack, wenn der Schwanz weiß mit schwarzen Endtupfen erscheint, und die weißen Flügel schwarze Querstreifen haben.

Figur 23.



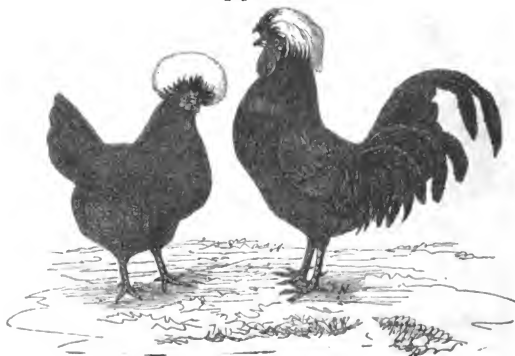
Das Brabanter Huhn ist kräftig, legt gut, und brütet nicht immer, dann aber zur Zufriedenheit. In der sächsischen Oberlausitz wird dasselbe sehr geschätzt, in seiner Reinheit erhalten und als ein ganz nützliches Huhn betrachtet.

In einigen Orten werden die Paduaner aus Eigensinn, um den Dresdener Beschlüssen zu opponiren, Brabanter genannt, weshalb man sich bei Bestellungen in jene Gegenden erst vergewissern muß, wie die Hauben beschaffen sind.

Holländer, Figur 24.

Diese Bezeichnung wird Hühnern beigelegt, die volle runde Hauben und glatte Füße, aber keinen Bart haben. In der Regel ist die Haube weiß. Man hat diese Holländer in mehreren Farben, in blaugrau, Kukulsperber, vorzüglich aber in schwarz mit weißen Hauben. Je rein weißer und größer die Haube, desto mehr sind sie geschätzt, übrigens sind die untersten Federn jederzeit schwarz, nur dürfen sie sich nicht zu weit ausbreiten und keinesfalls in der Mitte der Haube sich deren befinden. Die Füße sind schieferfarben, der Unterkamm nicht groß.

Figur 24.



Man hat schon vielfache Versuche unternommen, eine Varietät in umgekehrter Richtung, nämlich rein weiß mit schwarzen Hauben durch Kreuzung herzustellen, jedoch bisher stets vergeblich, und sind hohe Prämien für

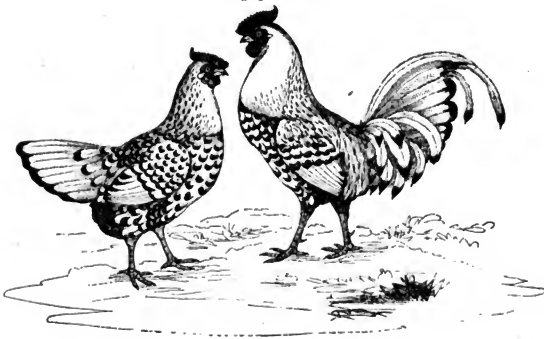
einen gelungenen Versuch ausgesetzt, nicht zu verdienen gewesen. Man behauptet zwar oft, da oder dort hätte diese Varietät wirklich existirt, allein diese Versicherungen müssen um so mehr in Zweifel gezogen werden, als nirgends ein glaubwürdiger Nachweis aufzufinden gewesen ist.

Die Holländer legen durchschnittlich gut, mit dem Brüten ist weniger auf sie zu rechnen. Zur Mast eignen sie sich ebenfalls nicht.

Hamburger, Figur 25.

Der allgemein recipirte Name Hamburger für die betreffende Hühnerklasse hat weit weniger Anspruch auf beziehentliche Richtigkeit, als die meisten andern. In England selbst, von wo aus diese Hühner nach dem Continent verbreitet worden, giebt man zu, er lasse sich im Grunde durch nichts rechtfertigen, denn anzunehmen, er sei dadurch entstanden, daß sie einst, der Himmel weiß woher, über Hamburg nach England eingeführt worden, sei doch gar zu unhaltbar. Genug, sie sind vorhanden, sehr beliebt und der Name thut, einmal verbreitet, weiter nichts zur Sache.

Figur 25.



Die charakteristischen Kennzeichen dieses Huhns sind: mittlere Figur, richtige Rosenkämme, hinten mit einer Spitze endigend, blaue Füße und fleißiges Legen, dagegen Enthaltbarkeit vom Brüten. Sie existiren in silbergesplittert, silbergetupft, goldgesplittert und goldgetupft, und in ganz schwarz.

Die silbergetupften, in England Silver Spangled genannt, sind un-
streitig die schönsten; jede Feder hat eine weiße Grundfarbe, am Ende der
Feder einen runden schwarzen Fleck, der Schwanz ist rein weiß, ebenfalls
mit schwarzen Endtupfen, und über die Flügel laufen zwei schwarze Quer-
streifen. Man hat deren auch in derselben Zeichnung, wo jedoch die
schwarzen Flecke nicht ganz rund, sondern nur halbmondförmig sind, was
sich nicht so elegant ausnimmt.

Die goldgetupften, meistens etwas größer als die vorhergehenden,
haben goldbraunen Grund mit schwarzen Tupfen, ebenfalls in zweierlei
Form, aber entweder schwarze oder gemischte Schwänze, wodurch sie gegen
die silbergetupften nicht zu ihrem Vortheil abstechen.

Die silbergesplitterten, sowie die goldgesplitterten unterscheiden sich
von den vorhergehenden durch ein klein gemustertes Gefieder, der Hals ist
je nach der Grundfarbe goldgelb oder weiß, wogegen die silbergetupften
(Spangled) den Hals nicht weiß, sondern fein schwarzgestrichelt haben
müssen; wären die Halsfedern breiter, so würden sie ebenfalls getupft sein.
Weiße Hälse und Schultern bei dieser Gattung sind zu verwerfen, wel-
cher Ansicht auch die Engländer in ihrer Beschreibung der Mustervögel
(Standard of Excellence) beipflichten.

Die schwarzen Hamburger sind muthmaßlich aus einer Kreuzung mit
Spaniern hervorgegangen, was aus dem oft erscheinenden halbweißen Ge-
sicht hervorgeht, übrigens konstant geworden und Hauptleger, mit Brüten
aber beschäftigen sie sich ebenfalls nicht. Die meiste Ähnlichkeit haben
die schwarzen Hamburger mit den Le Mans, nur sind sie etwas kleiner.

Demnächst giebt es mehrere Subvarietäten der Hamburger, wie Cam-
pinier, Alltagleger, Latenfelder u. s. w., welche in der Hauptsache auf die
silbergesplitterten Hamburger heraustrimmen, graugesplittert mit weißem
Hals, von kleiner Figur sind, aber sämmtlich gut legen, ohne zu brüten.

Breda.

Diese holländische Race, auch zuweilen Brähschnabelhühner vermöge
ihrer eigenthümlichen Kopfbildung genannt, hat ungemene Ähnlichkeit in
Figur und andern Punkten mit den La Flèche, und eine gewisse Ver-
wandtschaft ist nicht abzuleugnen. Die Breda sind eben auch auf den
Füßen hochgestellt, haben einen starken kräftigen Körper und einen kleinen
Federbüschel auf dem Kopf, allein die Füße sind etwas besiedert, und das

Wertwürdigste ist die Kammbildung, welche in einer hornartigen Vertiefung auf dem Schnabel besteht; der Unterkamm dagegen ist lang.

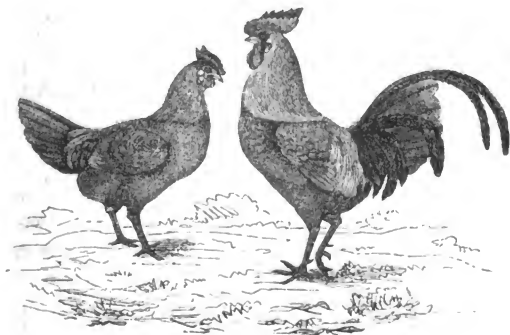
Breda's giebt es in verschiedenen Farben, als: schwarz, weiß, Ruffsperber, welche letztere in Holland Geldernsche Hühner genannt werden, und blaugraue. Die ganz schwarzen sind die größten und stärksten; die blaugrauen sind ohne Zweifel aus einer Kreuzung von schwarzen und weißen oder aus Inzucht entstanden, wie der selbst nach mehreren Jahren konstanter Züchtung sich noch zeigende Rückschlag ergibt, indem gewöhnlich unter 15 Jungen 8 blaugraue, 4 ganz schwarze und 3 weiße mit grauen Federn gemischte fallen.

Das Bredahuhn legt recht gut, große Eier, doch brütet es nicht oder höchst selten.

Das Italienische Huhn, Figur 26.

Dieses Huhn ist erst vor einigen Jahren in Deutschland bekannt worden, und hat der Hühnerologische Verein in Görlitz vor etwa 8 Jahren durch aus der Schweiz bezogene junge Hühner und Eier seine nähere Bekanntschaft zuerst gemacht, namentlich durch den leider zu früh verstorbenen Kumpf. In englischen Werken findet man es nirgends erwähnt, wogegen es vor etwa 6 Jahren nach Amerika gelangt ist, und zwar zur großen Zufriedenheit. Es ist dort unter dem Namen „Leghorns“ auf deutsch: Livornesen, eingeführt, und rühmt man daselbst seine große Fruchtbarkeit,

Figur 26.



welche nach allen hier gesammelten Erfahrungen sich vollkommen bestätigt, da die gegen Ende Mai ausgebrüteten jungen Hennen bereits im November zu legen begannen, ja die aus der Schweiz im Mai bezogenen jungen Hennen schon Ende Juli die ersten Eier lieferten.

Es ist dieses Huhn als das eigentliche Italienische Landhuhn zu betrachten, hat auch in der Figur und im Gefieder viel Aehnlichkeit mit unserm gewöhnlichen Landhuhn, jedoch eine überwiegend größere Fruchtbarkeit, da es fast das ganze Jahr ohne erhebliche Pausen legt. Von unserm Landhuhn unterscheidet es sich ferner durch seine gelben, auch zuweilen grünlichen Füße, und seine Kammbildung, die in Größe den Spaniern gleichkommt. Der Kamm des Hahns steht aufrecht wie beim Spanier, oder vielmehr, wie er bei diesem stehen soll, da er dem Spanier zuweilen umklippt, bei der Henne schlägt der große Kamm auf einer Seite über; allein es kommen auch häufig Doppellämme bei beiden Geschlechtern vor. Es steigen dann zwei große vollständig gezackte Kämme neben einander empor, stehen theils ein jeder einzeln, theils nach hinten mit einander verbunden, auch Hennen haben zuweilen Doppellämme in gleicher Art wie der Hahn, natürlich kleiner, einfache Kämme sind jedoch beliebter.

Das Gefieder ist meistens gelblich, doch trifft man auch die übrigen bekannten Farben mitunter an. Im Fliegen können die Italiener bedeutendes leisten, und in Betreff des Brütens enthalten sie sich meistens dieser Beschäftigung, wozu ihnen in der That neben ihrem fleißigen Legen gar keine Zeit bleiben würde. Ihre schätzenswerthe Fruchtbarkeit hat bereits an vielen Orten zu ihrer Verbreitung beigetragen, welche auch sie vollkommen verdienen. Die Jungen wachsen rasch.

Im nördlichen Italien werden große Massen junger Hühner gezogen, hauptsächlich für den Export bestimmt, und gelangen in starken Transporten nach Deutschland, wo man sie ihrer Fruchtbarkeit und leichten Aufzucht wegen immer mehr würdigt. Auf gleiches Gefieder wird in Italien nicht gesehen, weshalb es oft schwer hält, unter der Masse des Gesandten gleichfarbige Stämme herauszufinden. Da diese Italiener wild und scheu sind, auch ungemein hoch fliegen, so ist es rathsam, den Park, worin sie sich befinden, mit Draht oder Netzen zu überspannen, sonst treten sie leicht weite Reisen an. Kuckuckspferberfarbige, ganz weiße und ganz schwarze werden auch sehr gesucht, und sind am Beliebtesten, namentlich in ganz gleicher Farbe.

Vergifische Kräher.

Gewöhnlich Kräher über den Berg genannt, sind den Spaniern an Figur, Größe, Raumbildung und Enthaltbarkeit vom Brüten vollkommen ähnlich, und jedenfalls aus irgend einer Kreuzung mit denselben hervorgegangen und nur in der Farbe abweichend, da sie ein mit Braun gemischtes schwarzes Gefieder besitzen. Sie legen recht fleißig.

Woher der ihnen beigelegte Name rührt, kann nicht bestimmt angegeben werden, man sucht jedoch ihn dahin zu erklären, daß man entweder im Stande sei, die Stimme des Hahns über einen Berg hinweg zu hören, oder diese halte so lange an, als der Hahn Zeit bedürfe, um während des Krähens einen Berg zu überschreiten, vorausgesetzt, nicht ganz von der Höhe des Montblanc.

Es möchte schwer halten, ein deutliches Bild der Stimme wiederzugeben, aber ungemein überraschend ist es, dieses lang anhaltende, in mehrere Tonarten übergehende, zuweilen sogar trillernde und doch fast melancholisch klingende Krähen eines solchen Hahns zu vernehmen. Je seltener das Krähen erfolgt, desto länger hält es an, während bei öfterer Stimmeerhebung zuletzt ganz gewöhnlich gekräht wird. Junge Kräher, welche schon im Herbst Versuche anstellen, verderben sich dadurch die Stimme und leisten dann nichts im Frühjahr, weshalb es vorzuziehen ist, sie später erst damit beginnen zu hören. Nicht immer geht das Talent vom Vater auf den Sohn über, und ist daher rathsam, einige dieser jungen Virtuosen den Winter über in Reserve zu halten.

Während des Krähens streckt der Hahn den Hals lang vor sich hin, und zieht förmlich die Töne aus der Kehle, worauf dann gewöhnlich noch ein leiser Nachschlag folgt.

Diese höchst interessante Race ist, wie der Name ergiebt, im Vergifchen zu Hause, wird aber überall geschätzt und ausgezeichnete Talente zu hohen Preisen bezahlt. Auf welche Art und Weise aber es gelungen, eine solche Virtuosität heranzubilden, darüber weht ein dichter Schleier.

Schlotterkämme.

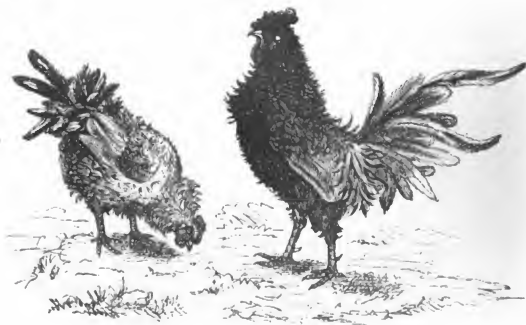
Eine andere im Vergifchen beliebte und verbreitete Sorte sind die sogenannten Schlotterkämme, ein sehr nutzbares Huhn, welches man in ver-

schiedenen Farben hat, daß gut legt, nicht brütet, die Figur der Spanier hat, und sich durch seine sehr großen überhängenden Kränze auszeichnet, auch mit den Spaniern verwandt sein dürfte.

Strupphühner, Figur 27.

Dieselben werden an manchen Orten auch Perser genannt. Ihre krausen verbogenen Federn machen den Effekt, als ob sie von Regen und Wind zugleich zerwühlt würden, und von ihnen kann man, wie bei den Affenpinschern wohl sagen: je häßlicher, desto schöner. Originell ist diese Federbildung unter allen Umständen. Ihr Gefieder variiert in dunkleren Farben, meistens unregelmäßig, sie legen gut und werden als ausgezeichnete Brüterinnen gerühmt.

Figur 27.

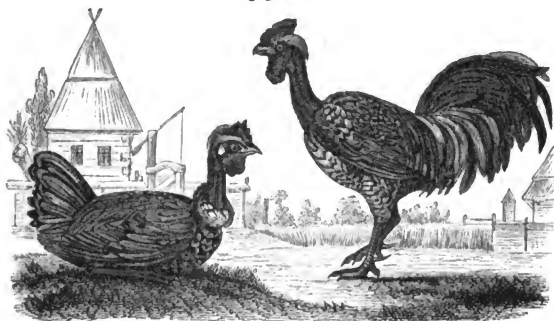


Siebenbürger Kahlhäse, Figur 28.

Vor einigen Jahren gelangte eine bisher noch unbekannte Gattung Hühner nach Deutschland, und zwar aus Siebenbürgen, stark von Körper, in verschiedenen Farben, gut legend und ebenso brütend. Bald nachher jedoch kam ebenfalls aus Siebenbürgen eine neue Varietät derselben unter dem Namen Kahlhäse oder Nackthäse, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß der Hals, beim Hahn gewöhnlich auch der Kropf, von Federn ganz entblößt sind. Es ist dies nicht Zufall, sondern erblich, da die

Jungen ebenfalls ganz bloße Hälse mit auf die Welt bringen. Wenn nun auch diese Eigenschaft vielfach unschön gefunden wird, so läßt sich darüber nicht streiten; allein es steht fest, daß diese Hühner leicht aufzuziehen sind, früh zu legen beginnen, fleißig damit fortfahren, gut brüten und ebenso führen. Die Farben sind verschieden wie bei den Landhühnern, Füße roth, blau oder auch gelb, zuweilen eine kleine Haube auf dem Kopf. Die zuerst gesandten vollbefiederten Siebenbürger sind seit Erscheinung der Kahlhäse ganz in den Hintergrund getreten, da letztere entschieden origineller sind. Es ist eine in jeder Hinsicht höchst empfehlenswerthe Race, mästet auch leicht. Mit einiger Sorgfalt lassen sich leicht gleichfarbige Stämme erzielen.

Figur 28.



Das Landhuhn

bedarf eigentlich keiner nähern Beschreibung und noch weniger einer Abbildung, welche bei der so unendlichen Verschiedenheit desselben kaum ausführbar sein würde; zahllose Abweichungen in Figur, Gefieder, Kamm u. s. w. finden statt, zumal seit Einführung ausländischer Racen und der mit ihnen nach allen Richtungen vollzogenen Kreuzungen. Es wäre mithin rein unmöglich anzugeben: so oder so soll das Landhuhn eigentlich aussehen. Die Engländer strafen es sogar mit souveräner Verachtung, indem sie es meistens Scheunthorhuhn nennen, ja ihm sogar noch weniger schmeichelhafte Titel beilegen.

Dennoch giebt es hin und wieder einzelne Farben und Varietäten, welche in manchen Gegenden vorzugsweise möglichst rein erhalten werden. Dahin gehört z. B. das in neuerer Zeit auf den Ausstellungen erschienene sogenannte Böhmisches Landhuhn, welches in seinem Vaterlande Böhmen andern Varietäten vorgezogen wird. Es ist ein Huhn mittlerer Größe, über den ganzen Körper fein grau gepunktet, mit Ausnahme des weißen Halses; es hat einfachen Kamm, blaue glatte Füße, und gleicht in seinen Vorzügen und Mängeln andern seines Stammes. Man hat auch an dieses Huhn, welches in seiner Heimath den Namen „Mohnsperber“ führt, mit Rücksicht auf sein fein gepunktetes, Mohnkörnern gleichendes Gefieder, bereits die Hand der Veredelung gelegt, so daß man es zuweilen mit Rosenkämmen, mitunter selbst mit Hauben findet, was nur durch zweckentsprechende Kreuzung erreicht worden sein kann.

Dann sind zu erwähnen die sogenannten Kamelsloher, in der Regel weiß oder gelblich, welche eine entschiedene Brütluft entwickeln, was auf ihre ursprüngliche Kreuzung mit weißen Cochins schließen läßt. Sie werden im Hannoverschen, an der Elbe, von Landleuten im Herbst und Winter zum Brüten benutzt, um die sogenannten jungen Hamburger Hühner zu liefern, welche ihren Erziehern einen sehr hübschen Nutzen bringen. Die Elbe ist hierbei ein äußerst gewichtiger Faktor, denn aus ihr werden die kleinen Fischchen entnommen, die für die Küche nicht verkäuflich sind, und entschieden bei der Aufzucht die wesentlichste Substanz bilden. Das Futter besteht nämlich von Anfang bis zu Ende aus Buchweizenschrot, dicker Milch und Fischen. Letztere werden mit möglichst wenig Wasser gekocht, in diesem Wasser fein zerkleinert, und nach dem Erkalten (um dem Zerrinnen vorzubeugen) wird die dicke Milch und verhältnißmäßig Buchweizenschrot zugegeben und zu einem Brei gerührt, der so steif sein muß, daß die Hühnchen keine Flüssigkeit davon übrig lassen; die Gräten werden auch mit verzehrt. Sind bei hartem Frost keine Fische zu haben, so wird nach Fröschen gesucht, die als Ersatz der Fische bald ebenso wie diese behandelt, bald auch, jedoch völlig zerkleinert, roh verfüttert werden.

Das Ausbrüten und die Aufzucht erfolgen in der geheizten Wohnstube. Die Einrichtungen sind ziemlich einfach, indem unter einer Bank die Brutnester, ein jedes separirt und mit einer kleinen Thüre versehen, angebracht sind. In der Nähe des Ofens stehen Weidenkörbe zur Aufnahme der Neugeborenen, und vor denselben schmale hölzerne Futtertröge, aus denen die kleinen Hühnchen durch die Sprossen hindurch sich ihr Futter hervorlangen, so daß sie sich weder benässen noch beschmutzen können.

Die zuerst Ausgetrocknenen werden dem warmen Ofen zunächst placirt und müssen abermaligen Ankömmlingen wieder Platz machen, so daß die Aeltesten sich dann immer in weiterer Entfernung vom Ofen befinden. Reinlichkeit ist übrigens eine Hauptbedingung des Gedeihens, deshalb werden die Körbe täglich zweimal, früh und Abends gereinigt, worauf man etwas frischen Sand hereingiebt, wovon gelegentlich einige Körnchen behufs besserer Verdauung aufgepickt werden; eine Stunde später giebt man reines Stroh. Das ganze Geschäft ist mit seltenen Ausnahmen sehr einbringlich, wie es mit allen genießbaren Gegenständen der Fall ist, welche vor der gewöhnlichen Periode ihrer Erscheinung zu Kauf gestellt werden.

In manchen Gegenden werden auch gewisse Farben, wie z. B. Kukulsperber, mit Vorliebe gezüchtet, und nächstdem dürften auch die Kaulhühner nicht zu übersehen sein, an manchen Orten sehr beliebt.

Im Allgemeinen kann man dem Landhuhn das Zeugniß ziemlich guten Legens und Brütens nicht versagen, dagegen ist es namentlich im Brüten äußerst eigensinnig, und wird höchst selten ein anderes Nest annehmen, als dasjenige, wohin es zu legen gewohnt war. Ebenso wenig ist es geneigt, dem glänzenden Beispiel der Cochins hinsichtlich der Adoption fremder Kinder nachzuahmen, und wird solche, wenn nicht todt, wie es oft geschieht, wenigstens weg — beißen. Zum Mästen qualificirt sich das Landhuhn entschieden nicht, höchstens liefert es geeignete Kandidaten zu Kapaunen, da die jungen Hähne sich zeitig entwickeln.

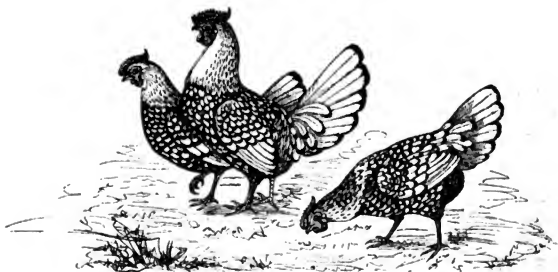
Bantams, Figur 29.

Nummehr zu den entschieden kleineren Racen übergehend, beginnen wir mit Bantams, als eine der beliebtesten kleinen Gattungen.

Man hat diese Pilsiputer in verschiedenen Farben, doch sind die hervorragendsten ohne Zweifel die sogenannten Sebricht-Bantams. Ein gewisser Sebricht nämlich hat nach vielen Versuchen und jahrelangem Streben es endlich dahin gebracht, diese Varietät in zwei Farben, in Gold und Silber herzustellen, dergestalt, daß die erstern goldbraune Grundfarbe, jede Feder schwarz berändert und letztere weiße Grundfarbe, ebenfalls jede Feder schwarz berändert haben, was eine sehr hübsche Zeichnung darbietet. Dabei wird die Bedingung gestellt, daß die Hähne beider Gattungen nur sogenannte Hennenschwänze, d. h. keine Sichelfedern im Schwanz haben dürfen. Allein es hat sich mehrfach herausgestellt, daß die Eier der Hennen, von derartigen Hähnen begattet, zum größten Theil unfruchtbar ge-

blieben sind, weshalb man bereits mehrfach dahin gelangt ist, den Hähnen wenigstens etwas Sichelsfedern zu gestatten. Bei allen andern Varietäten sind die Sichelsfedern ausdrückliche Vorschrift und ganz naturgemäß. Die Gold-Bantams sind ziemlich verbreitet, die Silber-Bantams hingegen werden schon ziemlich selten, und an deren Stelle gewöhnlich blaßgelbe dafür ausgegeben, von weit geringerem Werth. Allem Vermuthen nach hat Sebricht die genannten beiden Farben durch Kreuzung mit Hamburger Gold- und Silberlack erzielt, obschon die Federzeichnung letzterer mit jener der Bantams nicht übereinstimmt.

Figur 29.



Außer obigen giebt es noch ganz schwarze, ganz weiße, und gelbe, sogenannte Manquin-Bantams, letztere hin und wieder mit einiger schwarzer Zeichnung, welche sämmtlich Rosentamm und glatte Füße haben müssen.

Die Kampf-Bantams hingegen haben nur einfachen Kamm, da ihnen sonst nicht der Kamm abgeschnitten werden könnte, um sie gleich ihren größern Vorbildern auf den gehörigen Kriegsfuß zu setzen. Offenbar sind sie von der größten Kampf-race abstammend, und durch Auswahl der kleinsten Exemplare, vielleicht auch durch Kreuzung mit Bantams in der Größe so reducirt worden. Am beliebtesten sind diejenigen mit Entenflügeln, der großen Race völlig gleich, nur in Miniatur und dunkeln Farben.

Die Kukuk-Bantams (Coucous d'Anvers auch genannt) ist eine niedliche Varietät, gut legend und brütend. Eine Abweichung von den übrigen Bantams findet darin statt, daß sie einen Federbart und besiederte Bäckchen haben, der Kamm ist ebenfalls Rosentamm, und die Sichelsfedern, wenn deren existiren, sehr kurz. Die Farbe beider Geschlechter muß rein

Kukufperber sein, fällt aber gewöhnlich etwas dunkel aus. Es giebt auch Kukuf-Bantams ohne Härte, französischer Abstammung.

Alle Bantams sind muthvoll und stets kampflustig, je kleiner die Figur, desto werthvoller; die Eier sind natürlich ebenfalls sehr klein. Im Legen sind sie nicht sehr thätig, desto mehr im Brüten und führen ihre Jungen auch sehr gut.

Peking- oder Cochin-Bantams.

Unter dieser Bezeichnung ist vor nicht langer Zeit eine bisher noch nicht gesehene kleine Gattung erschienen, welche mit den Bantams durchaus nicht die geringste Aehnlichkeit haben, und viel richtiger Zwerg-Cochins zu nennen sein würden. Die ersten zwei Paar sind bald nach dem letzten Kriege mit China nach England gelangt, indem die Engländer solche im Sommerpalast zu Peking annektirt hatten. Sie sind das ganz genaue Diminutiv gelber Cochins, sehr stark besiedert und wahrscheinlich auf ähnlichem Wege verkleinert wie die Kampf-Bantams.

Der bekannte Wunsch der meisten Liebhaber, möglichst bald in den Besitz einer Neuheit zu gelangen, hat in England die möglichste Vermehrung dieser kleinen Race zur Folge gehabt, allein in Folge fortgesetzter Inzucht und der ermangelnden Gelegenheit des Blutwechsels sind nach Verlauf einiger Zeit die Eier zum größten Theil unbefruchtet geblieben, und man hat sich veranlaßt gefunden, Kreuzungen vorzunehmen, um frisches Blut einzubringen, welches nun erst wieder herausgebrütet werden muß. So lauten englische Nachrichten, und die Folge davon ist, daß für richtige Stämme sehr hohe Preise, bis 100 Pf. verlangt werden, welche Summe anzulegen, man sich in Deutschland doch kaum entschließen dürfte.

Während aus praktischen Gründen die Bestrebungen meistens dahin gerichtet sind, auf große Körperformen hinzuarbeiten, sucht man anderntheils aus Liebhaberei bekannte Racen klein und niedlich zu gestalten, und es ist nicht unmöglich, mit der Zeit auch noch Zwerg-Spanier, Zwerg-Brahmas u. s. w. zu erblicken.

Die Java- oder Indischen Bantams

sind kleiner von Körperbau, haben im Verhältniß zu ihrer Größe auch kürzere Füße, sind nicht sehr schlank gebaut und haben ziemlich lange Halsfedern, einfache wie auch doppelte Rämme; der Kamm der Henne ist un-

Dettel, Hühner- oder Geflügelhof.

bedeutend, der des Hahns gut entwickelt. Die Kehllappen sind mehr breit als lang. Die Sichselfedern sind kurz, so daß sie die übrigen Schwanzfedern nur wenig überragen. In sehr seltenen Fällen bekommen die Hähne Sporen. — Es giebt schwarze, weiße und rothgelbe Java; die weißen sind die beliebtesten, aber auch die seltensten; die rothgelben, was Bau und Gestalt antrifft, die besten, und scheint dies die ursprüngliche Race zu sein. Die Füße müssen bei allen Arten, ebenso wie der Schnabel von weißer Farbe sein. Die Hähne sind sehr streitsüchtig und nechtisch; ohne sich jedoch mit andern Hähnen in einen ordentlichen Kampf einzulassen, selbst Hähne größerer Racen werden von ihnen nechtend fortwährend verfolgt. Die Hennen legen fleißig und sind im Brüten zuverlässig, auch geben sie gute Mütter, aber die Jungen sind etwas schwierig aufzuziehen, doch bei gutem Futter und gehöriger Aufmerksamkeit bringt man sie ziemlich rasch auf.

Die Japanischen Bantams sind noch ziemlich selten und ihre Zucht sehr schwierig. Von Natur sind diese Hühner scheu, gegen Regen und naßkalte Witterung sehr empfindlich, wozu ihre kurzen Füße beitragen mögen. Man hat dieselben in grauer, ganz weißer und weißer Farbe mit schwarzen Schwänzen. Letztere arten gern aus, und selbst ganz schön gezeichnete Exemplare verändern im Alter die Farbe. Der Kamm ist bei beiden Geschlechtern stark entwickelt, sowie auch Bart und Ohrklappen. Der Schwanz des Hahns hat eine Menge Sichselfedern, und wird ganz aufrecht stehend, sogar nach dem Kopf geneigt getragen. Die gelben oder grünlichen Füße sind sehr kurz, kaum 5 cm hoch, aber kräftig gebaut; der Hahn hat starke Sporen.

Die Hennen legen wenig, brüten gut, sind aber ihres scheuen Wesens wegen nicht als Mütter zu verwenden. Die Eier sind klein und von weißer Farbe.

Die Seiden-Bantams sind ebenfalls noch selten und existirten früher in vereinzeltten Exemplaren und Paaren in Belgien, doch sind sie in England schon verbreiteter. Das Gefieder ist von den Siamesen und Japanesen etwas verschieden, indem die Federn ein mehr haarartiges Ansehen haben, und die sehr fein geschlitzten Fahnen derselben etwas gedreht sind, besonders was die kleinen Federchen des Halses, der Achseln und des Sattels betrifft, wodurch sie ein lockiges Ansehen bekommen. Kamm und Lappen sind gut entwickelt, und von rother, die Ohrkläppchen dagegen von bläulichweißer Farbe. Gute Exemplare müssen Doppeltämme

haben. Die Füße sind glatt, kräftig und von weißer Farbe. In der ganzen Gestalt gleichen sie den weißen Bantams, jedoch etwas kräftiger gebaut.

Das Japanische Dachshuhn.

Eine sehr kleine Race, s. B. aus Japan importirt. Hahn wie Henne starke Kämme und Kammlappen, die Füße sind etwa 3 cm hoch und besiedert, jedoch ohne sogenannte Latschen. Der Schwanz des Hahns ist im Verhältniß zu seinem Körper sehr groß und wird von ihm sehr aufrecht, schon mehr nach dem Rücken geneigt getragen. Das Gefieder ist weiß oder grau, zuweilen beide Farben gemischt, was jedoch nicht gewünscht wird.

Das Japanische Seiden-Dachshuhn.

Dasselbe hat ebenfalls sehr kurze Füße und ein feines seidenartiges Gefieder, jedoch abweichend von dem der übrigen Seidenhühner, da einzelne Theile der Federn gedreht sind wie kleine Löckchen, was besonders an den stärkeren Hals- und Schwanzfedern auffällt. Als Leger sind sie nicht zu loben, da sie in der besten Periode höchstens zwei oder drei Eier wöchentlich legen, und bald ganz pausiren.

Das Cap-Huhn.

Gleichfalls sehr klein, mit glatten Füßen und schwarzbraunem Gefieder mit etwas helleren Halsfedern, sowie mit einfachem Kamm. Es kommt selten vor.

Das Zwerg-Strupphuhn,

auf ähnliche Art zu Stande gebracht wie die Kampf- und Cochin-Bantams, in verschiedenen meistens dunkeln Farben, hat jedoch besiederte Füße und große überhängende Kämme.

Das Zwerg-Seidenhaar-Huhn

ist nicht mit dem Japanischen Seidenhuhn zu verwechseln; es hat einen einfachen rothen Kamm und weiße Haut, und besitzt auch ein mehr haarartiges Gefieder. Die Füße sind stark besiedert; zuweilen giebt es auch

Exemplare mit Federbäckchen. Sie legen und brüten sehr gut, und werden vorzugsweise zum Ausbrüten kleiner Racen verwendet. Kreuzungen dieses Huhns mit Dantams haben nur ungünstige Resultate geliefert.

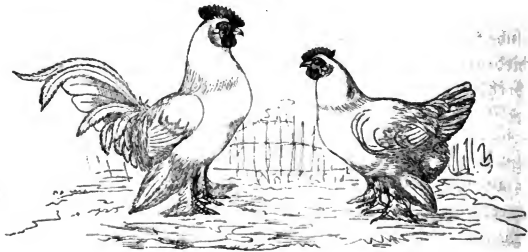
Das schwarze Zwerg-Seidenhuhn.

Dieses ist eine kleine, höchst originelle Race, bisher noch sehr wenig bekannt und verbreitet. Ungemein klein, gleicht es in Figur den Cochins, da sich die einzelnen Körpertheile ganz in derselben Art abheben. Das schwarze Gefieder ist sehr fein und seidenartig, der Kamm schwarzroth, die Ohrflappen hellblau, ins Grünliche schimmernd, die Haut dunkel schwarzblau, die kurzen seidenartig besiederten Füße haben fünf Zehen. Dieses Huhn ist ebenso zahm als die Cochins, ungemein fruchtbar und brütet vortrefflich. Die Jungen sind leicht aufzuziehen und in 3—4 Monaten erwachsen. Sie legen häufig selbst im Winter. Die Hautfarbe ist durchgängig schwarz, sogar in den inneren Theilen und Eingeweiden, weshalb es nicht einladend auf die Tafel ist.

Gewöhnliche Zwerghühner, Figur 30.

Unter dieser ziemlich allgemein gehaltenen Benennung werden die kleinen, in den meisten Ländern verbreiteten Hühnchen verstanden, welche sich besonders durch die sehr starke Befiederung ihrer an sich schon sehr kurzen Füße auszeichnen. Man giebt ihnen auch häufig den gewählteren Namen: „Englische Gartenhühner“, von der Voraussetzung ausgehend, sie vermöchten nicht zu scharren, und daher in den Gärten keinen Schaden zu

Figur 30.



verursachen. Ohne dies näher untersuchen zu wollen, da sich mitunter auch gegentheilige Ansichten kundgeben, wird zweifelnsfrei ein Huhn mit hohen glatten Füßen tiefere Löcher zu Wege bringen, als ein kleines kurzbeiniges Hühnchen, welches den gemachten Schaden durch seine Federwische so ziemlich applauirt. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß ein jedes Huhn überhaupt nur zu dem Zweck scharrt, Insekten und Würmer zu entdecken, die sich seinem Blick auf der Oberfläche entziehen, zumal bei sehr trockenem Wetter.

Diese Zwerghühner existiren in allen erdenkbaren Farben, mit einfachem und mit Rosentamm, mit und ohne Federbüschel, auch oft mit Nackenbärtchen. Am beliebtesten sind sie in ganz weiß und recht bunten Farben auf weißem Grunde, wo sie Porcellanhühner genannt werden*). Ein buntes Hähnchen, bei dem noch die Glanzfedern mitwirken, erscheint wie ein vollständiger Farbkasten. Die schwarzgrundigen Hähne und die braunen oder olivenfarbigen Hennen sind weniger gesucht. Diese kleinen Hennen legen zwar nur kleine, ihrer Figur angemessene Eier, aber ungemein fleißig, sind sehr zahm und brüten vortrefflich, weshalb man sie auch häufig zum Ausbrüten von kalifornischen Schopfwachteln und andern ausländischen zarten Vögeln verwendet.

Es giebt auch ungeschwänzte Zwerghühner, gewöhnlich Kaul-Canis genannt, doch hat die Erfahrung ergeben, daß viele Eier unbefruchtet bleiben, wogegen wenn ein Theil, sei es Hahn oder Henne, geschwänzt ist, weit mehr Eier befruchtet sind.

Das Jungle- oder wilde Huhn.

Das noch gegenwärtig in den Junglen Indiens anzutreffende wilde Huhn kann unzweifelhaft als der Urtypus unserer jetzt so zahlreichen zahmen Racen betrachtet werden. Der beste Beweis dafür, daß klimatische Verhältnisse, andere Fütterung u. s. w. wesentliche Veränderungen herbeiführen können, liegt schon darin, daß selbst unter dem wilden Huhn verschiedene Varietäten vorkommen. Man trifft dieses Huhn in ganz Indien, wo es irgend Junglen giebt, hauptsächlich ostwärts vom Ganges. Manche Vögel in den nördlicheren Gegenden haben ein blässeres Gefieder als jene aus den südlichen, theils weiße, theils rothe Ohrklappen. Das Gefieder des Hahns ist größtentheils orange an Hals und Kopf, etwas heller über dem Rücken; Unterleib, Schwanz und Sichelfedern schwarz mit

*) In Frankreich Mille fleurs genannt.

grünem Glanz. Die Henne ist blässer als der Hahn, das Gefieder größtentheils brennend lohfarben, der untere Theil dunkelbraun, theilweise aschgrau. Der Kamm des Hahns ist hoch und gezackt. Der Unterkamm aus zwei Lappen bestehend, bei der Henne beides unbedeutend. Die Beine sind stark und lang, mit einem einfachen Streifen Schuppen vorn und einem doppelten hinten, die Zehen kurz und nahe mit dem Gelenk verbunden. Brust und Untertheil der jungen Hähne ist mit rostfarbenen Federn gemischt, und in der ersten Mauser werden beide Geschlechter braun gefleckt, mit schwärzlichen Flügeln und Schwanz. Beim Auslaufen haben die Jungen einen weißlichen Flaum mit dunkeln Streifen über den Kopf und um die Augen.

Das Gewicht des Vogels beträgt seiner kleinen Figur angemessen gegen 1 kg.

In günstiger Lage, wenn z. B. schmale Streifen Land im Walde angebaut und abgeerntet sind, kann man diese Hühner in Haufen von 20 bis 30 auf den Stoppeln herumsehnen sehen, sonst sind sie vorsichtig und schüchtern. Sie fliegen so rasch auf wie Rebhühner und eilen mit starkem Flügelschlag nach ihren Junglen zurück, wo man sie weder sehen noch ihnen folgen kann. Die Hähne hört man früh und Abends krähen doch gelangt man selten zum Schuß. Die Henne gackert wie die zahme, wenn sie gelegt hat, verhält sich jedoch ganz still, wenn sich ein leiser Fuß ihrem heimlichen Nest nähert, und schlüpft unbemerkt in das dichteste Gestrüpp der tiefen Gründe in den Junglen. Das Brütgeschäft findet wie bei uns den größten Theil des Jahres hindurch statt.

Die Kampfsucht des Hahns bleibt sich stets gleich und bietet Gelegenheit, sich seiner zu bemächtigen. Die dortigen Bewohner befestigen daher einen zahmen Hahn an einem von den wilden besuchten Orte, und da dessen Geschrei wilde Hähne herbeilockt, gerathen diese entweder in die ihnen gelegten Schlingen oder werden erschossen.

Das Fleisch des jungen Jungle-Huhns ist höchst saftig und delikat, dasjenige eines alten jedoch von den besten Zähnen nicht zu verarbeiten.

Im Ganzen genommen hat das wilde Huhn unter allen zahmen Racen am meisten Ähnlichkeit mit dem schwarzbrüstigen rothen Kampfhuhn.

Das verwilderte Huhn.

Die Leidenschaft der Jagdliebhaber, ein neues Geflügelwild zu schaffen, hat auf die Idee geführt, zahme Hühner wieder zurück verwildern zu las-

fen, und sind deshalb mehrere Versuche unternommen worden, die jedoch zu keinem günstigen Resultat geführt haben.

Vor längeren Jahren wurde ein solcher Versuch einige Sommer hinter einander in der 100,000 Morgen großen Görlicher Heide angestellt, und zwar in einer Gegend, welche mit Laubholz und Nadelholz untermischt bestanden war. Es wurden mehrere Posten junger, halb erwachsener Hühner vom gewöhnlichen Landschlag ausgesetzt, möglichst entfernt von menschlichen Wohnungen und ganz ihrem Schicksal überlassen. Anfänglich ging die Sache ganz vorzüglich, die neuen Ansiedler ernährten sich von Beeren, Insekten und besonders von Ameisenpuppen, gediehen dabei sehr gut und überstanden auch den Winter im Freien ohne Beschwerde, da ihnen an einigen Plätzen, wenn viel Schnee lag, einiges Futter hingestreut wurde. Beim Eintritt des Frühjahrs begannen die Hennen zu legen und zu brüten, brachten aber sehr wenig Bruten auf, da die liebenswürdige Dorfjugend entlegener Dörfer die Förster zu hintergehen und die Nester aufzufinden wußte, möglicherweise die Förster selbst eine Gelegenheit zu billigem Eierkuchen nicht immer unbeachtet ließen. Nächstdem blieben die Fäbche in ihren Bestrebungen, alt und jung zu verspeisen, auch nicht zurück, und so wurde anstatt der gehofften Vermehrung eine starke Abnahme bemerklich. Mehreren im Lauf der Jahre neu ausgesetzten jungen Völkern war kein günstigeres Loos beschieden, und nach einigen Jahren krächte kein Hahn mehr im Walde. Allerdings hat die fortschreitende Waldkultur die deutschen Junglen beseitigt, indessen findet man wohl noch ziemlich dichtes Unterholz, und bei genügenderem Schutz wäre die Idee doch vielleicht nicht so ganz unausführbar, vielleicht selbst eine Kreuzung mit Auer- oder Wildhühnern möglich.

Ueber Kreuzungen.

Dieselben können aus verschiedenen Ursachen stattfinden: um eine Race zu vergrößern, oder um sie kleiner zu gestalten, und ferner um eine Race herzustellen, welche gewisse vorzugsweise gewünschte Eigenschaften in höherem Grade besitzt, z. B. fleißiger legt, oder sich mehr zur Mast qualificirt. Hierbei ist besonders zu berücksichtigen, daß der Einfluß des Hahns von überwiegendem Einfluß auf die Nachzucht ist, nämlich was hervorragende Eigenschaften, Farbe und Temperament betrifft, wogegen Größe und Körperformen sich mehr nach der Hennie bilden. Um in diesen beiden ent-

gegengesetzten Richtungen, der Vergrößerung und der Verkleinerung gewisser Racen zu arbeiten, ist es nöthig, alljährlich einen andern Hahn mit denen aus der Kreuzung erlangten Hennen zu paaren, bis man nach einigen Jahren das Erreichte als konstant betrachten kann. So ist man in England zu Werke gegangen, um die Dorkings größer zu gestalten, man hat einen schönen möglichst großen Dorking-Hahn mit einer großen Brahma-Henne gepaart, die weiblichen Nachkommen das folgende Jahr mit einem andern Dorking-Hahn, nur nicht dem Vater, zusammengegeben, und auf diese Weise die richtige Dorkingsfigur eben in weit größerem Maßstabe zu Wege gebracht. Ebenso sind die Kampf-Bantams das Resultat der Paarung eines möglichst kleinen Kampfhahns mit einer Bantam-Henne durch mehrere Generationen nach demselben Princip fortgesetzt, woraus sich deutlich ergibt, wie die Größe der Henne in Betracht zu ziehen ist.

Geht man aber von andern Grundsätzen aus, und faßt entweder die Eierproduktion oder die Mastfähigkeit ins Auge, so kann man sich beliebige Racen selbst schaffen, durch geeignete Auswahl der zu verwendenden.

Wenn man z. B. einen spanischen Hahn mit einer Landhenne kreuzt, so werden die Nachkommen nicht zum Fett hinneigen, aber größere Eier legen. Derselbe Hahn mit einer Cochin-Henne wird größere Eier, aber geringere Brütluft ergeben, umgekehrt von Cochin-Hahn und Spanier-Henne der Körperrumfang sich wohl breiter gestalten, die Eier aber kleiner ausfallen. Auch in der Farbenstellung dominirt der Einfluß des Hahns, und von einem schwarzen Hahn und einer weißen Henne entstehen meistens dunkle Gestalten, oder Sperber.

Es ist in der That interessant, sich willkürlich neue Racen zu schaffen, jedoch ist dabei der unvermeidliche Rückschlag zu berücksichtigen, so daß man erst in der dritten oder vierten Generation die neue Race als konstant betrachten kann.

Bei unserm gewöhnlichen Landhuhn bemerkt man seit Jahren den Einfluß der Kreuzung mit ausländischen Gattungen, da dies jedoch nicht rationell, sondern mehr zufällig geschieht, durch Gastrollen fremder Hähne, entstehen auch keine bestimmten Varietäten, sondern man wird bloß durch einzelne Theile an alle möglichen Racen erinnert, indessen hat es wenigstens in vielen Fällen eine Körpervergrößerung zur Folge.

Gute Racen, welche allen an sie gestellten Forderungen entsprechen, hüte man sich durch Kreuzungen zu verderben, Sorge vielmehr dafür, durch von Zeit zu Zeit vorzunehmenden Blutwechsel sie in ihrer Reinheit zu erhalten. Dieses Princip eingedenk sichert man sich in Frankreich die schon

anerkannt guten Hauptracen, die ohne Zweifel auch f. Z. durch rationelle Kreuzung erst erlangt worden sind.

Man würde zuweilen geneigt sein zu glauben, eine jede auswärtig gut empfohlene Race werde sich in jedem andern Lande ebenso bewähren, allein dies ist nicht immer der Fall, da Klima und Futter wesentlich auf das Gedeihen einwirken, und hat man mehrfach beobachtet, daß Hühner aus südlichen Gegenden in nördlichere versetzt, durchschnittlich weit mehr prosperiren als im umgekehrten Verhältniß. So haben sich beispielsweise die schönen nordfranzösischen Racen im südlichen Frankreich keineswegs so vortheilhaft bewährt, als in ihrer Heimath, und bleibt eben in Fällen, wo man die vorzüglichen Eigenschaften eines fremden Huhns zu konserviren wünscht, kein anderer Ausweg, als dieselben durch Kreuzung auf akklimatisirte Racen zu übertragen, wenn die ächte Race nicht gedeihen will.

Verschiedene Bemerkungen.

Mehrere Punkte, in den vorhergehenden Abschnitten nicht enthalten, dürften nicht unerwähnt gelassen werden.

Vorsicht beim Ankauf.

Man überzeuge sich, ob das Brustbein nicht verbogen ist, was häufig in der Jugend davon herrührt, daß sich die Hühner, während es noch nicht die nöthige Festigkeit erlangt hat, von einer hohen Sitzstange schnell herabstürzen. Ferner, ob das Rückgrat gleich und nicht buckelig ist, ob das Huhn den Schwanz nicht nach der Seite trägt, was auf einer fehlerhaften Konstruktion des Würzels beruht, und untersuche die Zunge, um sich zu überzeugen, ob sie nicht etwa durch die an manchen Orten noch leider gebräuchliche Methode des sogenannten Pipschleißens oder Abziehen der untern Zungenhaut verkürzt ist, da jede derartige tadelnswerthe, oft wiederholte Operation stets ein Stückchen Zunge mitnimmt. Endlich sehe man nach, ob die Krallen an den Zehen gehörig vorhanden sind, was zumal bei dem Hahn aus einleuchtenden Gründen von großer Wichtigkeit ist, auch ob das Huhn einen richtig geformten und nicht etwa einen Kreuzschnabel habe.

Das Alter eines Hahns läßt sich bekanntlich aus den Sporen ziemlich genau beurtheilen, da indessen manche Hühnerhändler verschiedene Aehn-

lichkeit mit den Pferdehändlern haben, so ist es auch schon vorgekommen, daß ein recht alter Hahn durch Abdrehen einiger Jahrgänge des Sporenanfanges, was mit einer Zange erfolgt, um mehrere Jahre scheinbar verjüngt worden ist.

Versendungen von Hühnern.

Unter allen Versendungsarten ist jederzeit der durch die Post der Vorzug zu geben, welche am schnellsten liefert, wogegen die Eisenbahnen, namentlich bei kleineren Sendungen theurer sind als die Post, und weit langsamer befördern. Der Vorsicht angemessen unnäht man die Transportkörbe mit Leinwand, und bindet in jeden Korb zwei Töpfchen, den einen mit Futter, den andern mit eingeweichtem Brod, oder mit einem ganz nassen Schwamm, da eingefülltes Wasser umgeschüttet werden könnte. Eine gute Unterlage von weichem Stroh oder Heu ist selbstverständlich nöthig.

Sind die zu versendenden Hühner nicht aus dem nämlichen Stamm, so sperre man sie einige Tage vorher zusammen, um sie an einander zu gewöhnen, da eine Veiserei im Korbe leicht sehr nachtheilige Folgen haben kann.

Bei der Bahnbeförderung ist auch noch zu berücksichtigen, daß die Körbe in dem meistens offenen Packwagen stehen, wo sie jedem Zuge ausgesetzt sind. In Frankreich, wo keine eigentliche Fahrpost eingerichtet ist, werden Hühner allerdings per Bahn befördert, doch hat man dort die Wahl des Zuges, und wählt dann stets den Courierzug (*train à grande vitesse*), während die deutschen Bahnen bei den Courierzügen nur Briefe, aber keine Körbe mitnehmen, was indessen hoffentlich später auch noch der Fall sein wird. Bei Beförderung durch die Post stehen übrigens die Geflügelkörbe in dem geschützten Postwagen, ohne dem Zuge ausgesetzt zu sein.

Ankunft fremder Hühner.

Neu ankommende oder von Ausstellungen zurückkehrende Hühner überfüttere man ja nicht, da sie zuweilen sehr verhungert eintreffen, und sich leicht überfressen würden; man gebe ihnen anfänglich bloß eingeweichtes Brod, etwas Grünes und erst später einige Körner. Auch ist es der Vor-

sicht angemessen, in das ihnen bestimmte Saufwasser etwas verrostetes Eisen zu legen, da häufig das veränderte Wasser Uebelbefinden zur Folge hat.

Eingewöhnung fremder Hühner.

Zu den negativen Tugenden der Hühner gehört der Mangel an Gedächtniß und Gastfreundschaft. Hühner, welche vielleicht acht Tage auf einer Ausstellung waren, werden bei ihrer Rückkehr von ihren früheren Gefährten nicht mehr gekannt und gleich ganz fremden angefallen und verfolgt. Man hilft diesem Uebelstande am besten dadurch ab, daß man die ankommenden zurückhält, bis es Nacht geworden, und sie sodann zwischen die übrigen Hühner auf die Stangen setzt; es wird dann am Morgen gelegentlich noch einige kleine Seitenhiebe absetzen, im Ganzen aber weit friedlicher und besser abgehen. Handelt es sich nur um einen Hahn, der in einen Stamm gebracht werden soll, wo sich lediglich Hennen befinden, so ist jede Vorsicht überflüssig, da er den nöthigen Respekt genießen wird.

Der Blutwechsel.

Dieses unverkennbar wichtige Thema war in früheren Zeiten gänzlich unbekannt, ist aber gegenwärtig mit vollem Recht ein Gegenstand der größten Beachtung geworden. Die Wichtigkeit des Princips bedarf kaum noch besonders nachgewiesen zu werden, denn es giebt der Beispiele und Beweise zu viele, nicht allein in der Thierwelt, sondern auch bei Menschen, welche fortwährend Verbindungen lediglich in einem engeren Familienkreise geschlossen haben, woraus schwächliche, mit allerlei Fehlern und Gebrechen behaftete Nachkommen hervorgegangen sind. Derselbe Fall ist es bei den Hühnern. Der Blutwechsel wird jederzeit am einfachsten durch Einführung eines guten Hahns gleicher Race bewirkt. Man sei jedoch hierbei nicht allzu ängstlich, und braucht man nicht gerade alljährlich zu wechseln, zumal die andere Hälfte des Blutes, die Hennen, gewöhnlich verschiedener Abstammung sind und demnach der Grad der Verwandtschaft kein ganz naher ist, allein nach einigen Jahren ist ein Wechsel anzurathen.

Langjährig fortgesetzte Zuzucht, d. h. Züchten aus dem nämlichen unveränderten Stamm, wird unfehlbar zur Verkleinerung und Verschlechterung der Racen führen. Noch weiter darin fortsahrend, entspringen zuletzt hieraus die Albinos, fast ganz weiße Exemplare, die durch ihr Erscheinen

deutlich dokumentiren, daß es sogar an der nöthigen Kraft gemangelt habe, die richtige Farbe zu erzeugen. Wenn nun in neuerer Zeit aus Spekulation mehrfach versucht worden ist, dergleichen Albinos als ganz neue Racen zu empfehlen, so liegt der Schwindel um so mehr auf der Hand, wenn es Racen betrifft, welche ächt schwarz sein müssen, wie z. B. Spanier, Crève Coeur, oder geschickt, wie Brabanter, von denen Albinos ganz ungenirt selbst auf den Preiskouranten figurirten. Unkundige werden allerdings häufig schon durch das Wort Albinos getäuscht, da sie die wahre Bedeutung nicht verstehen, und etwas ganz Besonderes (im Grunde aber höchst Verwerfliches) zu erlangen glauben, und es oft sehr theuer bezahlen.

Erkennung des Geschlechts.

Bei einigen Gattungen junger Hühner, denn von alten kann die Rede nicht sein, ist es durchaus nicht schwierig, das Geschlecht im Alter von 8—10 Wochen zu unterscheiden, allein bei einigen, und besonders bei den Haubenhühnern bleibt es oft weit länger zweifelhaft. Ein geübtes Auge wird zwar in vielen Fällen schon an der Figur und Haltung einigen Anhalt gewinnen, indessen täuscht man sich dennoch oft. Das sicherste Kennzeichen bleibt unbedingt der Unterkamm, der sich bei den jungen Hähnen, wenn auch noch so unbedeutend, stets zuerst entwickelt, während er bei den Hennen viel später, meistens in einer schon zweifelstfreien Periode, erst erscheint. Auch die Stimme gewährt einigen Anhalt.

Rufkuckspferber-Hähne.

Es ist unzweifelhaft, daß die graue Farbe der Hühner aus Inzucht oder einer Vermischung von schwarzen und weißen hervorgegangen ist. Von der Richtigkeit dieser Ansicht kann sich jeder überzeugen, der einen weißen Hahn mit einer schwarzen oder schwarzgesteckten Henne paart, denn er wird unfehlbar graue und Rufkuckspferber als Nachzucht hervorgehen sehen. Züchtet man nun diese grauen Hühner weiter, so wird man in den meisten Fällen finden, daß die Hennen zwar meistens die richtige dunklere Farbe zeigen, die Hähne aber in der Regel weit heller fallen. Dies ist jedenfalls eine Folge zu naher Verwandtschaft, läßt gewissermaßen auf Mangel an Farbestoff schließen, und ist schon ein Schritt auf

dem Wege zu Albinos. Auch hier ist daher die Einführung fremden Bluts zur Herbeiführung einer dunkleren Hahnshattirung sehr wünschenswerth.

Verwundete.

In allen Fällen, wo ein Huhn blutet, sei es durch Zufall oder Bisse der Gefährten, ist es unumgänglich nothwendig, es sofort bis zur erfolgten gänzlichen Heilung abzusperren, da jeder Anblick von Blut oder einer Wunde die übrigen Hühner zu fortgesetzten Angriffen reizt, und bei Vernachlässigung dieser Vorsicht schon oft Hühner bis auf den Knochen gebissen worden sind. Alles, was Fleisch oder Blut heißt, übt auf die Hühner ungemeine Anziehungskraft.

Ueberwinterung.

Wenn die Einrichtungen der Art getroffen sind, eine jede Race abgesondert während des Winters unterbringen zu können, so wird es keine Schwierigkeit haben. Erscheint jedoch im Winter zu besserer Unterkunft ein gedrängteres beisammenleben erforderlich, und man hat dazu nur einige größere Räume, so muß man die Hähne von den Hennen absondern und besonders unterbringen. Nur eine einzige Henne unter den Hähnen würde den schrecklichsten Kampf herbeiführen, ihr selbst aber den Untergang bereiten. Die zusammen zu sperrenden Hähne werden gleich fremden Ankömmlingen bei Nacht in den ihnen bestimmten Raum gebracht, mit Futter wohl versorgt, und werden sich dann, so lange als ihnen keine Veranlassung zur Eifersucht geboten wird, einige kleine gelegentliche Beißeereien abgerechnet, ganz leidlich vertragen. Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Hennen verschiedener Racen nicht ebenfalls einige Meinungsverschiedenheiten äußern dürften, allein es giebt sich bald, zumal wenn man die Vorsicht beobachtet, die Vereinigung bei dunklem Abend vorzunehmen. Wenn Hühner über Nacht zusammen in gleicher Atmosphäre gewesen sind, geht es in der Regel weit friedlicher ab.

Aufbewahrung der Eier.

Ueber die zweckmäßigste Art, Eier für den wirthschaftlichen Gebrauch möglichst lange zu konserviren, ist sehr viel geschrieben und gestritten wor-

den. Man hat z. B. empfohlen, die Eier 5 Sekunden in kochendem Wasser zu halten, um vermöge der hierdurch gebildeten Schicht geronnenen Eiweißes die LuSTEINWIRKUNG zu verhindern. Ferner hat man behauptet, unbefruchtete Eier hielten sich länger; diese Ansicht könnte etwas für sich haben, da der befruchtete Keim unbedingt zuerst in Zerstörung übergeht, allein wie soll man die Ueberzeugung gewinnen, ob ein Ei wirklich unbefruchtet sei, und welcher Züchter würde wohl aus diesem Grunde den Hahn beseitigen?

Ein Vorurtheil ist es, zu glauben, die in den Hundstagen gelegten Eier hielten sich länger; naturgemäß halten sich die zuletzt gelegten Eier stets am besten. Eier halten sich mehrere Monate lang, vorausgesetzt, daß sie nicht ausgebrütet sind und keine Sprünge haben, auf einem gewöhnlichen allbekannten Eierbrett, wogegen es nicht zu empfehlen ist, sie auf Stroh zu legen, weil sie davon leicht einen dumpfen Weigeschmack annehmen; sie müssen sich an einem trockenen und zugleich kühlen Ort befinden. In Kisten zwischen Weizenkleie oder gesiebte Holzasche gelegt, dergestalt, daß sie sich nicht unmittelbar berühren, ist ebenfalls eine angemessene Aufbewahrungsart. Das sicherste bleibt aber Kaltwasser, welches mit bestem Erfolg von Personen, die sich mit Eierhandel beschäftigen, angewendet wird. Man bereitet es, indem man Wasser kocht, damit es seine Kohlensäure und atmosphärische Luft abgebe, löst sodann frisch gebrannten Kalk darin auf, rührt die Mischung einigemal um, gießt das Wasser ab und auf die in Töpfen befindlichen Eier, wodurch es einen Ueberzug von kohlensaurem Kalk um die Schale bildet, welcher die Einwirkung der Luft abhält. Dieses Kaltwasser muß die Eier nicht nur vollständig bedecken, sondern sie sogar noch einige Centimeter hoch überragen. Die einzulegenden Eier müssen nicht nur frei von Schmutz sein, sondern es dürfen sich auch keine verletzten unter ihnen befinden, welche zuerst in Fäulniß übergehen und das Verderben der andern herbeiführen würden.

In Frankreich hat man zuweilen ein Verfahren angewendet, um Eier längere Zeit zu konserviren, darin bestehend, 130 g Wachs in 260 g warmem Olivenöl aufzulösen und jedes Ei rund herum mit dem Finger mit dieser Auflösung einzureiben. Das Del wird durch die Schale sogleich absorbirt und die Poren werden durch das Wachs verstopft. Man versichert, daß Eier auf diese Art behandelt und an einem kühlen Ort aufbewahrt, nach Verlauf von zwei Jahren frisch gelegten ganz gleich gewesen seien. Auch mit Leinöl bestrichen halten sich Eier längere Zeit, sind aber zum Brüten untauglich.

Vorurtheile und irrige Ansichten.

Deren giebt es mehrere, ebenso wie mit den Hundstagseiern, z. B. mit dem Unterlegen der Eier unter die Brüthenne beim ersten Sonntagslauten, über die Farbe der Füße als Einfluß beim Legen u. s. w.; ferner giebt es Leichtgläubige, welche wirklich denken, es sei ausführbar, durch gewisse Futtermittel es dahin zu bringen, eine Henne 2 Eier täglich legen zu lassen, ohne zu berücksichtigen, daß dies ganz unmöglich sei. Man kann wohl Pflanzen treiben, allein ebenso wie man nicht im Stande ist, ein Ei vor der naturgemäßen Zeit auszubrüten, vermag man 2 Eier in einem Tage zu erzielen. Jedes Ei bedarf zu seiner vollständigen Entwicklung und Reise nach langjährigen Beobachtungen mindestens 20 bis 22 Stunden, was selbst bei den fruchtbarsten Gattungen der aller kürzeste Zeitraum und nur ausnahmsweise ist, da ein Huhn bei anhaltend fortgesetztem täglichem Legen in den meisten Fällen jeden Tag 1 bis 2 Stunden später legt. Zwei vollständig ausgebildete Eier vermag kein Huhn an demselben Tage zu legen, wohl aber kann es vorkommen, daß es frühzeitig ein reifes Ei producirt und am Nachmittag oder Abend ein weichschaliges folgen läßt, was seinen Grund in Ueberreizung oder einer andern Unregelmäßigkeit hat; sicher wird es aber dann den darauf folgenden Tag gar kein Ei liefern.

Verbreitung nützlicher Racen.

Der Zweck der Vereine für Geflügelzucht geht selbstredend dahin, beim Publikum den Sinn für bessere und schöne Racen zu wecken und ihm deren auf den alljährlich abgehaltenen Ausstellungen vorzuführen. Die Vereine beziehen häufig mit großen Kosten Geflügel aus entfernten Ländern, suchen dasselbe zu vermehren, um ihren Mitgliedern und sich dafür interessirenden Personen vermöge der davon erlangten Nachzucht zu mäßigeren Preisen ebenfalls den Besitz zu ermöglichen, oder Eier davon abzugeben.

Der im Jahr 1852 gegründete Hühnerologische Verein zu Görlitz, der erste dieser Art in Deutschland, dem erfreulicherweise im Lauf der Zeit sehr viele andere gefolgt sind, richtete sein Augenmerk hauptsächlich auf die Verbesserung der Hühnerzucht, ohne jedoch anderes Geflügel auszuschießen, und begann im Jahr 1855 mit der Versendung von Eiern.

Laut sorgfältig geführten Listen wurden seitens der dazu bestimmten Eierdeputation nachstehend verzeichnete Eier abgesandt:

Im Jahr	1855:	3564.
" "	1856:	6088.
" "	1857:	7442.
" "	1858:	4488.
" "	1859:	3227.
" "	1860:	2415.
" "	1861:	2850.
" "	1862:	1759.
" "	1863:	2164.
" "	1864:	1574.
" "	1865:	1787.
" "	1866:	1396.
" "	1867:	1103.
" "	1868:	1292.
" "	1869:	1656.
" "	1870:	2195.
" "	1871:	2228.
" "	1872:	2465.
" "	1873:	3894.
" "	1874:	4147.
" "	1875:	3254.
" "	1876:	2747.
" "	1877:	2492.
" "	1878:	2518.
	Summa	68745 Eier.

Der Verein, welcher keinen Part für gemeinschaftliche Rechnung unterhält, vielmehr dahin strebt, gute empfehlenswerthe Racen möglichst zu verbreiten, entsendet alljährlich im Februar einen Bericht an sämtliche Mitglieder, enthaltend die auf Grund mit den Züchtern getroffener Vereinbarung abzugebenden Eierforten nebst deren Preisen, und veranstaltet jeden Herbst eine Ausstellung, verbunden mit einer Verloosung, woran jedes Mitglied ohne weitere Einlage als seinen jährlichen Beitrag von 2 Mark Theil nimmt.

Vielsach ist die Idee angeregt worden, einen Part für Vereinsrechnung anzulegen, welches man auch an andern Orten versucht hat, sogar auf Aktien,

allein diese Versuche haben keine besseren Resultate ergeben, als viele Gründungen der Neuzeit. Angenommen selbst, das Unternehmen beruhe auf keiner Schwindelbasis, sondern werde auf soliden Grundlagen errichtet, so liegt es auf der Hand, daß nicht nur die Anlage, die Baulichkeiten, die Unterhaltungen sehr kostspielig werden, sondern den beabsichtigten Zweck, jedem Mitglied gerecht zu werden, nicht erreichen könnten. Wenn z. B. von den ca. 600 Mitgliedern des Hühnerologischen Vereins zu Görlitz auch nur die Hälfte ein Jeder ein Duzend Eier derselben Sorte verlangte, wie wären solche zu beschaffen? Jedes Mitglied wäre gleichberechtigt an dem vom Verein gehaltenen Stamm, es müßten daher eine Menge gleichartiger Stämme vorhanden sein, zumal für Personen, welche die Gewohnheit haben, zu schreiben: senden Sie mir umgehend 2c., während Eier ein Artikel sind, den man nicht auf langes Lager nehmen kann, wie z. B. Cigarren. Sollte man nun hiergegen anführen, der Verein könne ja keine Eier abgeben, sondern sie sämtlich ausbrüten lassen, so würde dies ebenfalls sehr bedenklich sein, es müßten denn unabsehbare grüne Flächen zur Verfügung stehen, um eine so große Menge junger Bruten passend unterzubringen und der Erfolg bliebe immer fraglich, noch mehr aber die Rentabilität. Diese Idee ist mithin unausführbar.

Kleines Hühnerlexikon.

In der Benennung der verschiedenen Hühnerracen hat sich der Verfasser streng an die auf dem Kongreß in Dresden vereinbarten gehalten. Da indessen eine Menge abweichender Namen kursiren, theils Provinzialismen, theils Spekulationsnamen, so dürfte es nicht unzumuthmäßig sein, die am häufigsten vorkommenden hier aufzuführen, und daneben zu bemerken, was eigentlich nach der richtigen Benennung zu verstehen ist. Mancher minder Kundige, durch den vielversprechenden Namen verlockt, läßt sich leicht verleiten, eine Bestellung zu geben, und findet sich dann ungemein, aber nicht angenehm überrascht.

Afrikaner	siehe Negerhühner,
Astrachaner	siehe Türken,
Aleppo	schwarze Holländer mit weißen Hauben,
Andalusier	Spanier,
Albinos	durch Inzucht ausgeartete, ursprünglich schwarze Hühner,
Bankiva	Jungle-Huhn,
Dettel, Hühner- oder Geflügelhof.	

Bresse	}	Varietäten von la Flèche,
Barbézieux		Kaulzwerghühner,
Canis		
Cheked Brahma	}	dunkelfarbige Brahma-Putra,
Chittagong		Breda,
Elephanten		ein blaues Huhn, mehr Landhuhn,
Eishühner		Hamburger, Goldlack,
Fasanenhühner		Varietät farbiger Malayen,
Franzosen		Strupphühner,
Friesen		Goldlack,
Gold Spangled		Goldlack Paduaner oder auch Brabanter,
Hamburger Prachthühner		gewöhnliche Zwerghühner,
Indische Steppenhühner		blaue Breda,
Irische		Breda,
Krähenschnabel		Strupphühner,
Pockenhühner		Negerhühner,
Mohren		tufffarbige Breda,
Muschelhühner		Varietät weißer Malayen,
Napoleons		Houdans und Varietäten,
Normänner		weiße Malayen,
Pariser		Holländer,
Polands		Kucksperber Cochins,
Prinz Albert		Breda,
Riesenhühner		blaue Holländer,
Schweizer Hühner		Hambenhühner,
Schleier-Hühner		silbergesprenkelte Hamburger,
Silbermöven		Spanier,
Tscherkeffen		
Viktoria, in Hannover		
auch Welfen Brabanter		
genannt		Chamois Paduaner,
Waldhühner		ein schwarzes, Thüringisches Huhn,
Wanzenauer		Houdan,
Wollhühner		Seidenhühner.

Geflügel-Literatur.

Das Bedürfnis einer Verbindung der Geflügel-Liebhaber unter einander veranlaßte den Verfasser, ein allmonatlich erscheinendes Blatt unter dem Namen: „Fühnerologisches Monatsblatt“ herauszugeben, damit im Januar 1857 zu beginnen, und dasselbe bis Ende 1862 fortzusetzen. Von da ab wurde das Blatt 3 Jahre vom Ger.-Aktuar Schmidt in Berlin, vom früheren Herausgeber wesentlich unterstützt, fortgeführt und sodann ganz unerwartet aufgegeben. Die hierdurch entstandene fühlbare Lücke durch ein neues Blatt auszufüllen, war das Bestreben einiger hervorragender Geflügelzüchter, und ihren Bemühungen gelang es, Herrn Julius Braun, damals in Dresden, dafür zu gewinnen, „die Blätter für Geflügelzucht“ herauszugeben, welche monatlich zweimal erscheinen, und damit am 1. Juli 1867 zu beginnen.

Auf dem mehrerwähnten Kongreß in Dresden wurde von den anwesenden 20 Delegirten der größten Vereine beschlossen, dieses Blatt zum Central-Organ der deutschen Geflügelzüchter Vereine zu ernennen. Herr Braun hat später das Eigenthum des Blattes an die Buchhandlung der Herren C. C. Meinhold u. Söhne in Dresden verkauft, die Redaktion damals behalten, welche aber gegenwärtig von Herrn B. Fleck in Dresden besorgt wird. Gedachtes Blatt hat auch fortdauernd den ersten Rang unter sämtlichen ähnlichen Zeitschriften behauptet, obgleich deren später eine Menge erschienen sind. Z. B.:

1) Zeitschrift für Geflügel- und Singvögelzucht, jetzt herausgegeben von Louis Meyer in Hannover, am 8. und 23. des Monats erscheinend.

2) Leipziger Blätter für Geflügelzucht, Redaktion von C. W. Frißsch, in Leipzig wöchentlich erscheinend.

3) Blätter für süddeutsche Geflügelzucht, bisher von Dr. Aug. Pauly, in München am 8. und 24. des Monats erscheinend.

4) Pfälzische Geflügelzeitung, von Hermann Kaiser, erscheint in Kaiserlautern zweimal monatlich.

5) Die gefiederte Welt, von Dr. Karl Ruß, wöchentlich erscheinend.

6) Monatsblatt des Badischen Vereins für Geflügelzucht, von Karl Römer, allmonatlich.

7) Oesterr.-ungar. Blätter für Geflügel- und Kaninchenzucht etc. etc., von Joh. Nowotny in Wien, erscheinend am 10. und 25. monatlich.

Selbst in Ungarn erscheint

8) eine Zeitschrift in ungarischer Sprache, Gallus, herausgegeben von Herrn Scyza Grubicy v. Dragon in Budapest.

Neuerdings sind noch dazu getreten:

9) Schleswig-Holsteinische Blätter für Geflügelzucht, redigirt von Herrn H. Kähler in Kiel,

wozu noch die zahlreichen Werke aller Art über Geflügelzucht in deutscher, französischer und englischer Sprache treten, meistens illustirt.

Das Rebhuhn.

Wiewohl dieser Vogel im Grunde nicht unter die zahmen Vögel gehört, sondern wild im Freien lebt, und als Jagdwild betrachtet wird, so hat man doch in neuerer Zeit Versuche gemacht, ihn zu zähmen, was mit bestem Erfolge geschehen ist.

Im Herbst und Winter leben die jungen Vöcker, oft mehrere Familien, gemüthlich zusammen und ernähren sich von junger Saat, Insekten u. s. w. Doch mit Eintritt des Frühjahrs gehen die Rebhühner in Paare, was bei Uebersahl von Hähnen oft harte Kämpfe herbeiführt. Ein vereinigtcs Paar lebt dann allein für sich, mit Brut und Aufzucht seiner Jungen beschäftigt. Das Nest wird einfach gewöhnlich in einer Ackerfurche oder im Klee angelegt, wodurch es zuweilen vorkommt, daß beim Hauen eine ruhig brütende Henne mit der Sense getödtet wird. Das Brüten auf 12 bis 20 Eiern dauert gegen 3 Wochen, und kaum sind die Kleinen aus dem Ei, so sind sie auch auf den Beinen und laufen mit ihrer Mutter fort.

Man hat schon öfter ziemlich zahme Rebhühner in Vollièren gesehen, allein folgender Fall ist besonders geeignet, die Möglichkeit darzuthun, Rebhühner gleich Hühnern zu halten, und wohl auch zur Fortpflanzung zu bringen. Ein Landmann in der Nähe von Hamburg bemerkte auf seinem Felde eine brütende Rebhenne, es gelingt ihm, sich derselben sowie der Eier zu bemächtigen, welche er mit nach Hause nimmt, und verkauft Henne und Eier an einen Geflügelzüchter in Hamburg, welcher die Eier in einem Nest in eine Vollière bringt, und die Henne dazu setzt, die auch sofort auf den Eiern Platz nimmt, und die Mehrzahl ausgebrütet hat. Die Auf-

zucht der Kleinen ist vollständig gelungen, auch sind sie schon ziemlich zahm geworden, wogegen die alte Henne etwas Scheues behalten hat.

Es läßt sich mit aller Sicherheit erwarten, daß wenigstens die nicht scheuen Jungen sich in der Gefangenschaft vermehren werden.

Der Fall ist übrigens gewiß selten, daß eine Rebhenne an einem fremden Ort ruhig weiter brütet.

Die Tauben.

Nächst den Hühnern sind die Tauben am stärksten auf allen Geflügel-Ausstellungen, und zwar meistens noch zahlreicher als jene vertreten. Dies hat seinen Grund wohl darin, daß die Taubenliebhaberei schon sehr alten Ursprungs ist, wogegen diejenige für Hühner in ihrem jetzigen Umfange eigentlich erst seit Einführung der Cochinchina datirt. Hierzu kommt noch, daß nicht jeder Gelegenheit hat, Hühner zu halten, zu einem Taubenschlag jedoch sich immer ein Plätzchen im Hause findet, was die Bewohner desselben nicht hindert, die Umgegend zu besuchen. Außerdem giebt es indessen noch mehrere Arten von Wohnungen für die Tauben.

Die Taubenschläge sind von Brettern, nach Morgen oder Mittag unter dem Dache eines Wohnhauses angebracht; die nach derselben Windgegend befindliche Ausflugsöffnung ist mit einem Fallgitter und außerhalb mit einem Trittbrett zu versehen. Eine Hauptsache dabei ist die Sicherung der Schläge vor den Raubthieren, und zwar so, daß keine Ratte, selbst keine Maus irgend wie Eingang finde.

Taubenräder werden die kleinen Taubenhäuser genannt, welche nur aus einem einstöckigen Wohnraum bestehen, und von einer Mittelsäule getragen werden.

Taubenhäuser finden sich gewöhnlich auf den großen Höfen von Ritter- oder Bauergütern und von Landhäusern. Sie ruhen entweder auf Mauern oder nur auf hölzernen Pfeilern, welche aber glatt sein müssen, damit kein Raubthier, sei es Marder, Iltis oder eine Katze, daran hinaufklettern kann, und aus derselben Ursache muß auch das darauf zu setzende Häuschen wenigstens 7 m weit von jedem andern Gebäude oder Baume abstehen. Die Gestalt der Taubenhäuser ist Geschmacksache, sie können mehr eckig oder auch rund sein, auch für einen Theil des übrigen Hof-

geflügels, z. B. für Gänse und Enten eingerichtet werden. Stehen diese Häuser auf Holzpfählen, so ist es der Vorsicht angemessen, sie nicht nur ganz glatt zu hobeln, sondern auch 1 bis $1\frac{1}{4}$ m hoch mit Blech zu beschlagen.

Hat man über dem Erdgeschoß zwei Stockwerke für die Tauben angelegt, so muß jedes derselben mannhoch sein, und ringsum werden 45 bis 60 cm, über einander Bretter für die darauf zu nagelnden, aus Weiden geflochtenen Nester, von 33 bis 36 cm Durchmesser und 8 cm Tiefe angebracht, sowie vor denselben Sitzstangen von solcher Stärke, daß die Bechen der Taubensüße sie fest umspannen; auch am Sitzbrette vor dem Flugloch dürfen dergleichen 1 m lange Sitzstangen nicht fehlen. Die Thüren zu den Stockwerken sind nordwärts, die 60 cm hohen und 30 cm breiten Fluglöcher nach Morgen gerichtet; die vor letztern anzubringenden Fallgitter müssen von unten durch eine Schnür beliebig hinauf- oder herabgelassen werden können. Die Fluglöcher durch dieselben des Nachts zu verschließen, ist aus dem Grunde nicht rathsam, weil die Tauben gern schon bei Tagesanbruch ausfliegen.

Ein Fußboden aus Brettern ist einem aus Lehm vorzuziehen, wegen größerer Dauer. Zum Besteigen dient eine Leiter oder Treppe. Die Thüren sind mit Löchern zum Beobachten zu versehen.

Ie höher übrigens sich die Taubenwohnungen befinden, um so eher gewöhnen sich ihre Insassen, namentlich die feldflüchtigen Arten, in ihnen ein. Selbstverständlich aber gehört dazu auch noch, daß den die Reinlichkeit so sehr liebenden Tauben ihre Wohnung recht oft, im Winter wenigstens alle 4 Wochen durchaus gereinigt werden muß, und zwar mit möglichst wenig Störung, weil auch die Ruhe ihnen ein Bedürfniß ist. Sie gewöhnen sich an bekannte Personen, und sehen sich gern von ihnen gefüttert.

Was das Eingewöhnen angekaufter Tauben betrifft, so enthalte man sich aller ebenso nutzlosen als albernen sympathetischen Alterweibermittel, die ebenso wenig taugen, als daß man ihnen einige vordere Schwungfedern mit Zwirn zusammenbindet, denn sie werden danu zwar nicht weit wegfliegen können, aber auch leichter den Raubvögeln zur Beute. Am besten ist es, sie erst allein in einen Schlag zu sperren und ihnen dann einige schon eingewohnte Paare beizugesellen, den Schlag einige Zeit geschlossen zu halten, und sie an einem trüben, jedoch nicht nebeligen Tage herauszulassen, damit sie sich wieder Abends einsinden, nachdem sie sich in der Gegend etwas umgesehen haben. Ist ihre frühere Heimath jedoch nur

einige Stunden entfernt, so kehren sie dennoch leicht wieder dahin zurück. Dies ist jedoch mehr bei Feldflüchtern der Fall, denn schwerfälligere Hof-tauben bleiben gewöhnlich da, wo sie gut gefüttert werden.

Das Paaren der Tauben besorgen diese gern selbst, wer indessen Farbentauben hält und diese oder andere rein paaren möchte, thut am besten, die zusammen bestimmten Paare einige Tage in einen sogenannten Verlobungskäfig zu sperren, aus einem einfachen Verschlag von Draht bestehend, in der Mitte auch durch Draht getheilt, so daß der Tauber in die eine Abtheilung und die mit ihm zu paarende Täubin in die andere kommt. Um Zerstreungen vorzubeugen, ist es gerathen, wenn der Tauber sich nach ein oder zwei Tagen der Täubin nähert, den Käfig aus dem Schlag zu entfernen. Man läßt sie dann zusammen, und sobald der Tauber die Täubin zum Nest treibt, kann man sie als gepaart betrachten und wieder in den Schlag bringen.

Ein Uebelstand ist in jedem Schlag sorgfältig zu vermeiden, nämlich Ueberfluß an Taubern, indem einzelne Tauber fortwährend die gepaarten Täubinnen verfolgen, sie von den Eiern treiben und allerhand Störung verursachen. Bei einem Ueberschuß von Täubinnen stellt sich der Uebelstand geringer heraus, oft sitzen zwei Täubinnen zusammen auf 4 Eiern in demselben Nest, brüten jedoch gewöhnlich nichts aus.

Die Tauben nähren sich von vegetabilischen Substanzen, von Körnern, Hülsenfrüchten, Grassamen und selbst von allerhand Grünem. Erbsen und Wicken verzehren sie besonders gern, auch sind ihnen salzhaltige Stoffe sehr dienlich, weshalb man ihnen gern die sogenannten Salzkuchen vorsetzt. Dieselben bestehen aus Lehm, mit Anis vermischt und mit Heringslake zu einer beliebigen Form, wie die eines Kuchens geknetet, und an der Sonne getrocknet, wovon sie beliebig Stückchen abbröckeln und verzehren. Nächstdem muß man für stets reines Wasser zum Getränk Sorge tragen und wird neuerdings sehr empfohlen, ihnen das Wasser in eisernen Gefäßen zu reichen, da dasselbe mit noch so leichtem Eisengehalt ihrer Gesundheit sehr zuträglich sei. Außerdem aber ist es erforderlich, ihnen in größeren Gefäßen im Freien Gelegenheit zum Baden zu geben, was ebenfalls ihnen äußerst dienlich ist.

Die Nahrung der Jungen erfolgt durch eine milde geronnene Substanz, welche sich zur Zeit des Ausschlüpfens in den Kröpfen ihrer Eltern bildet. Die Aufbewahrung dieses breiartigen Futters kann keinen Aufschub erleiden, weshalb die Alten, wenn am 18. Tage des Brütens keine Jungen erscheinen, das Nest verlassen. Die Erzeugung dieses Breies pflegt

indessen auch 1 oder 2 Tage früher zu erfolgen, denn wenn man dem Auslaufen nahe Eier einem brütenden Paare, das 16 Tage gefressen, unterlegt, findet sich in den Kröpfen Nahrung für die Jungen. Die Bildung dieser Taubenmilch ist bemerkenswerth; sie scheint durch den Brutproceß vor sich zu gehen und erzeugt sich bei beiden Eltern, obgleich die Taube in der Regel 20 Stunden, der Tauber aber nur 4 Stunden brütet, nämlich von 10 oder 11 Uhr früh bis 2 oder 3 Uhr Nachmittags.

Die Krankheiten der Tauben sind ebenso wie diejenigen anderer Geflügelgattungen leichter zu verhüten als zu heilen, wenn man jede mögliche Vorforge, als frische Luft, Reinlichkeit, gutes Futter und Wasser für sie stets in Bereitschaft hält, namentlich ist das oben empfohlene eisenhaltige Trinkwasser ein Vorbeugungsmittel gegen allerhand sich gelegentlich einstellende Uebel. Man hat indessen bei wirklich eingetretenen Fällen homöopathische Mittel sehr wirksam gefunden, z. B. bei Augenentzündungen Aconit, bei Schwämmen im Schnabel und Rachen Sulphur, bei Husten und Auslauf aus dem Schnabel Chamomilla. An allopathischen Recepten ist ebenfalls kein Mangel und werden deren in den verschiedenen Werken über Taubenzucht so viele empfohlen, daß man besser die Wahl ganz frei stellt.

Was nun die so unendlich verschiedenen Racen der Tauben betrifft, so hatte schon Lucian Bonaparte in seinem coup d'oeil sur l'ordre des pigeons derer nicht weniger als 288 Arten, zerfallend in 5 Familien und 12 Unterabtheilungen aufgezählt. Namen sowohl als Eintheilung sind so himmelweit von einander in Werken und im Verkehr verschieden, daß es auf dem im October 1869 zu Dresden versammelten und von 20 Delegirten der namhaftesten Vereine vertretenen ersten Geflügelzüchter-Tage als eine dringende Aufgabe erschien, im allgemeinen Interesse eine übereinstimmende Nomenclatur der Tauben festzustellen. Obgleich es nun nicht in der Aufgabe der hierfür erwählten Kommission lag, eine Klassifikation der Tauben vorzunehmen, so hatte dieselbe sich doch in der Ansicht geeinigt, daß eine vorherige Klassifikation die Feststellung der Namen bedeutend erleichtern werde. Demnach wurden von ihr 10 Gruppen in Vorschlag gebracht, nämlich:

I. Feldtauben. Hierunter sollen gerechnet werden nicht nur alle einfachen Feldtauben, sondern auch die veredelten, welche mit dem Namen Farbentauben bezeichnet werden, gleichviel ob dieselben glattköpfig, querhäubig oder doppeltkuppig sind. Ferner die Trommeltauben und deren Unterarten, sowie die Locken- und Gimpeltauben.

II. Tümmeler (Flugtauben) mit kurzen und langen Schnäbeln, mit und ohne Kuppen, glatt- und rauchfüßig, und wurde hierbei besonders bestimmt, daß die Nonnen für die Folge entschieden zu den Tümmelern zählen und mithin dieser Gruppe angehören sollen.

III. Perückentauben. Auch sollen für die Folge die krausigen Mohrenköpfe (sogenannte Schmalkaldener) unter diese Gruppe gerechnet werden.

IV. Mövchen, und zwar Deutsche, Chinesische und Egyptische zc. mit allen ihren verschiedenen Abzeichnungen und Farbenvarietäten, welche Namen sie auch haben mögen.

V. Pfautauben heißen alle diejenigen, welche den mit einer größeren Anzahl von Federn versehenen Schwanz hoch tragen und fächerartig ausbreiten.

VI. Hühnertauben, vereinigen die sogenannten Hühnerschekken, Florentiner und Malteser.

VII. Kropftauben, hierunter zählen alle die Tauben, welche die Fähigkeit besitzen, den Schlund bis zur höchsten Potenz aufzublasen. Für die Folge sollen als Unterracen genannt werden: a) die Deutsche kurz- und glattbeinige, b) die Französische lang- und glattbeinige, c) die Englische lang- und rauchbeinige, incl. die Pommerschen langbelastigten, d) die Sächsischen, früher fälschlich „Holländer“ genannt, e) die sämtlichen kleinen Kropftauben, welche bisher Brünner und Prager genannt wurden, und f) die Holländischen.

VIII. Die Montaubans mit und ohne Muschelhaube.

IX. Römische Tauben, incl. der sogenannten Spanischen.

X. Orientalische Tauben: a) Französische Vagdetten (nicht Vagadotten zc.), b) Deutsche Vagdetten, früher Nürnberger, c) Englische Vagdetten oder Carrier, d) Orientalische und Europäische Brieftauben, e) die Cyprißchen, bisher Judianer genannt, und zwar die Französischen (größere Varietät), die Sächsischen (kleinere Varietät), f) die Türkische Taube mit kurzem dickem Schnabel und warziger Nasenhaut, auch dergleichen Augenlidern von blasser Farbe (sogenanntes todes Fleisch).

Der Kongreß genehmigte diese Klassifikation, mit dem Vorbehalt, durch eine Kommission die speciellen Benennungen der einzelnen Species in jeder Klasse festzustellen und dem nächsten Geflügelzüchter-Tag zur Begutachtung vorzulegen. Da dies jedoch bis jetzt noch nicht stattgefunden, so hat sich Herr G. Prütz in Stettin der Mühe unterzogen, die einzelnen Gattungen nach dem Entwurf: der Delegirten des ersten deutschen Ge-

flügelzüchter-Tages zusammen zu stellen und sie einzeln zu beschreiben, in einem Werkchen betitelt: „Die Arten der Haustaube“. Alle Taubenfreunde können wir nur auf dieses Werk hinweisen, welches sich noch durch den billigen Preis von 60 Pfgn. empfiehlt, da der Raum gegenwärtigen Buches nicht gestattet, näher darauf einzugehen.

Daß unsere sämmtlichen so unendlich von einander verschiedenen Tauben-Racen ursprünglich von der wilden Felsentaube abstammen, welche noch jetzt in vielen entfernten Gegenden angetroffen wird, darin stimmen fast alle Naturforscher überein, auch ist die Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Feldtaube unverkennbar, und selbst abweichende Gattungen kommen wenigstens theilweise häufig durch Rückschlag darauf hinaus.

In neuerer Zeit wird dies zwar von einzelnen Seiten in so fern angezweifelt, als man die weiße Neuseeländische Taube deshalb für die Stammutter der zahmen Pfautauben hält, weil es die einzige aller wilden Tauben ist, welche 2 bis 4 Schwanzfedern mehr trägt, als alle übrigen ihrer Verwandten.

Ferner giebt es eine wilde braune Taube mit weißer Kehle, von welcher unsere weißkehligten Tümmeler (Varttümmeler) abstammen sollen. Allein in Ermangelung gültiger Nachweise kann man ebenso füglich annehmen, die eben angeführten wilden Tauben datirten aus späterer Zeit, stammten aber eben auch ursprünglich von der Felsentaube.

Sowie man Varietäten unter dem wilden Jungle-Huhn antrifft, kann es füglich mit der Felsentaube derselbe Fall sein; Abweichungen und Veränderungen werden stets vorkommen.

In neuerer Zeit hat sich eine immer größere Anzahl der Taubenliebhaber auf die Brieftauben geworfen, welche Neigung besonders in Belgien schon lange vorherrschend war, und wurden die meisten Wettflüge von den Vereinen in Brüssel, Lüttich, Antwerpen &c. hauptsächlich ab Frankreich bewerkstelligt, seit dem deutsch-französischen Kriege aber auch ab England und Deutschland, und wird gegenwärtig selbst in England, noch mehr aber in Deutschland diese Liebhaberei immer mehr kultivirt. Durch anfänglich kleinere Entfernungen werden die Tauben nach und nach vorbereitet, die größten Distanzen zurückzulegen, und mitunter recht ansehnliche Wetten ihren Besitzern zu gewinnen. In Belgien haben selbst die kleinsten Ortschaften ihren Brieftauben-Verein, und in Brüssel erscheint eine besondere Brieftauben-Zeitung: l'Epervier.

Wer hätte nicht von der genialen Erfindung der Pariser gelesen, während der langen Belagerung einen großen Theil ihrer Korrespondenz

durch Tauben zu besorgen, und über die Art und Weise, die Schrift auf photographischem Wege so zu verkleinern, um eine Menge Briefe in einer Federkiste transportiren zu können? In der Zeit vom 23. September 1870 bis zum 28. Januar 1871 wurden in Paris 64 Luftballons abgeschickt, von denen 5 in feindliche Hände, 2 in das Meer fielen, die andern jedoch näher oder ferner glücklich auf sichern Boden gelangten. In diesen 64 Ballons wurden 363 Briestauben abgeschickt, wovon unbedingt die Mehrzahl Paris mit Brieffschaften glücklich wieder erreicht hat, was für die Belagerten von unschätzbarem Werthe war.

Ueber das Verfahren, die Briestauben an weite Reisen zu gewöhnen, ihre Erziehung, Pflege u. s. w. sind mehrere Werke erschienen und ist vorzüglich dasjenige von F. Chapuis, unter dem Titel: *Le pigeon voyageur belge etc.* allen denen, welche sich dafür interessiren, zu empfehlen.

Der Verfasser beleuchtet darin die verschiedenen Hypothesen, welche aufgestellt worden sind, um die Fähigkeit zu erklären, aus großen Entfernungen die Heimath wieder finden zu können, und zeigt die Unhaltbarkeit derselben. Man hat u. a. behauptet, die Taube sei mit einem so feinen Gefühl begabt, daß sie in ihrem raschen Fluge einen Wegweiser in dem Unterschied der größeren oder minderen Dichtigkeit der verschiedenen Schichten der Atmosphäre, welche sie durchschneidet, finde. Sodann hat man die Ansicht aufgestellt, die Taube nehme stets ihre Richtung von Süden nach Norden, oder auch, sie erhebe sich zu einer solchen Höhe, daß das Gesicht hinreiche, ihren Weg in einer sehr großen Entfernung zu erkennen, nachdem sie Probeflüge gemacht und gewisse Punkte im Gedächtniß behalten habe. Gutes Gedächtniß ist allerdings den Tauben nicht abzuspreehen, denn man hat genug Beispiele, daß Tauben nach jahrelanger Abwesenheit ihren Schlag wieder gefunden haben, allein im Ganzen genommen bleibt der Sitz dieser Fähigkeit nicht mit Sicherheit zu ergründen, da alle obigen Behauptungen sehr klar als unhaltbar bewiesen werden. Man muß vielmehr annehmen, der sogenannte Instinkt, eber jene nicht näher zu ermittelnde Eigenschaft leite die Tauben, gleich andern Vögeln, wie z. B. die Schwalben, welche das nächste Jahr ihren früheren Nistort wieder auffinden, ja, man hat sogar Beispiele von Hunden und Katzen, die selbst in dunkler Nacht große Strecken zurückgelegt haben, wenn es auch Seitens der Hunde mehr aus Anhänglichkeit an ihren Herrn geschieht. Wenn nun auch die Taube gleich ihren wilden Stammgenossen ursprünglich ebenfalls ein Wandervogel gewesen ist, so hat sich durch Züchtung diese

Eigenschaft längst bei ihr verloren; sie fliegt in allen Richtungen, und nicht bloß von Süden nach Norden oder umgekehrt; ist sie jedoch längere Zeit in einer bestimmten Richtung geflogen, so wird sie größere Entfernungen in derselben schneller zurücklegen, als in einer ihr bisher ungewohnten. Gedachtes Werk bespricht ferner die Zweckmäßigkeit, die Brieftauben daran zu gewöhnen, sich ihr Futter außerhalb des Schrages zu suchen, was ihnen dann auf ihren Reisen zu Statten kommt, während namentlich jüngere Tauben, gewöhnt, ihr Futter im Schrage zu finden, leicht durch Einfliegen in fremde Schläge unterwegs verloren gehen. In Belgien werden im Mai und Juni die meisten Probestlüge vorgenommen, welche hauptsächlich zum Zweck haben, die Tauben durch immer größere Uebung ihrer Flugkraft zu sehr langen Reisen vorzubereiten, und ihren Besitzern zuweilen sehr hohe Preise als Gewinn einzutragen.

Ebenso dürfte denen, die besonderes Interesse an der Taubenzucht im Allgemeinen nehmen, außer obiger Schrift von Hrn. Prütz auch noch das von einem alten bewährten Taubologen, Hrn. Neumeister, bei V. J. Voigt in Weimar erschienene Werk „das Ganze der Taubenzucht“ mit zahlreichen kolorirten Abbildungen, desgleichen ein neues englisches Werk „The Pigeons“ mit sehr schönem Buntdruck, in Vorschlag zu bringen sein.

Die Gans.

Die Zucht dieses unter geeigneten Umständen sehr nützlichen Vogels wird in vielen Gegenden Deutschlands nicht mehr in derselben Ausdehnung betrieben, wie früher, was seinen Grund hauptsächlich darin hat, daß die Gemeindehütungen aufgehoben und die ehemals gemeinschaftlich hierzu benutzten Flächen verkauft oder vertheilt worden sind. Der Nutzen der Gänsezucht ist ein vierfacher, er besteht nämlich in Fleisch, Fett, Federn und an manchen Orten wesentlich in der Leber. Um jedoch die Gans zum gewünschten Grad der Vollkommenheit gelangen zu lassen, bleibt im Beginn ihrer Laufbahn eine hinlängliche Gelegenheit zur Bewegung im Freien ein Haupterforderniß, um das nöthige Wachsthum zu entwickeln. In gut angebauten Gegenden, auf Wiesen und Grasplätzen, die zum Futter für Vieh benutzt werden, würden Gänse mehr Nachtheil als Nutzen bringen, weil sie das Gras bedeutend verunreinigen und ihre flüssigen Ausleerungen

den Rasen verbrennen. Allein es giebt dennoch häufig Flächen, welche nicht in Kultur stehen und bloß spärlichen Graswuchs hervorbringen, sich daher zum Spaziergang der Gänse sehr gut qualificiren, zumal diese nicht sehr wählerisch sind.

Das Gefieder der Gänse ist ganz weiß, weiß und grau gemischt, oder auch ganz grau, jedoch werden in der Regel die ganz weißen der Federn wegen vorgezogen.

Die Legezeit beginnt im Januar und Februar, und legt eine Gans verschieden, 12 bis 20 Eier, zuweilen selbst noch mehr, meistens einen Tag über den andern, welche man einzeln wegnimmt und sie an einem frostfreien Ort aufbewahrt, bis die Gans sich zum Brüten anschickt. Ein Gänserich reicht für 6 bis 8 Gänse hin, indessen ist es besser, ihm nur etwa 4 Gänse beizugesellen, um sicherer zu gehen.

Vom Brüten. Man wählt hierzu lieber zweijährige als junge Gänse, bereitet das Nest an einem ruhigen, trockenen, zu ebener Erde gelegenen Orte und giebt ihr nicht mehr als 13 Eier, da es im Februar noch kalt ist, und eine zu große Anzahl Eier Gefahr laufen würde, sich zu erkälten, wenn sie nicht gehörig bedeckt sind. In die Nähe des Nestes, welches die Gans einmal täglich verläßt, stellt man Futter, etwas Grünnes und Wasser. Gewöhnlich laufen die jungen Gänse mit 27 oder 28 Tagen aus; dauert es mit einigen etwas länger, so nimmt man die zuerst aufgelaufenen hinweg und bringt sie in einem mit Federn oder Wolle ausgefütterten Korbe in die Nähe eines warmen Ofens, bis der Rest aufgelaufen ist.

Fütterung der Jungen. In den ersten 24 Stunden ihres Lebens bedürfen die jungen Gänse keiner Nahrung; nach Verlauf dieser Zeit giebt man ihnen in den ersten Tagen hart gekochte Eier, Brodkrume, klein zerhackt mit recht fein gewiegten Messeln vermischt, und setzt ihnen ein flaches Gefäß mit Wasser vor, mit einem Stein in der Mitte, damit die alte Gans es nicht umwerfen kann. Die Eier können jedoch bald in Wegfall kommen, weil zu kostspielig, und man reicht ihnen dann Gerstenmehl, Kleienmehl, Brodkrumen, mit Milch zu einem Teig geknetet, aber stets mit gehackten Messeln oder sonstigem Grünem vermischt, was sehr oft täglich wiederholt werden muß.

Je nachdem es die Witterung gestattet, läßt man nach 8 bis 14 Tagen die jungen Gänse mit ihrer Mutter ins Freie, sobald der Thau verschwunden ist, der ihnen unbedingt verderblich sein würde; man geht dann successive zu größerer Nahrung über, wie z. B. gekochte Kartoffeln, klein

zerquetscht und mit Kleie vermischt, junger Klee, Kohlblätter und allerhand Abgänge von grünem Gemüse. Man kann ihnen auch Rüben, Möhren, Kunkelrüben oder ähnliches Wurzelwerk geben, muß solches aber sehr klein zerschneiden, weil sie bei ihrer Gefräßigkeit an einem großen Stück leicht erstickten könnten. Der Gänserich begleitet seine junge Familie auf die Weide und sucht sie gegen Angriffe von Hunden und selbst Menschen möglichst zu vertheidigen.

Das Geschlecht zu erkennen. Hierin kann man sich leicht täuschen; der sicherste Anhalt ist die etwas stärkere Stimme und der längere Hals des Gänserichs: bei alten Gänsen tritt beim Weibchen namentlich der herabhängende sogenannte Legebauch deutlicher hervor. Uebrigens bringen die Gänse es zu einem hohen Alter, und man hat zahlreiche Beispiele, daß ehrwürdige Paare im Alter von 20 Jahren alljährlich noch regelmäßig Nachzucht erzielt haben.

Die Mast. Als Einleitung möge dienen, daß bei der Gans wie bei jedem Geflügel nur das erste Lebensjahr einen Genuß auf der Tafel erwarten läßt; wehe dem Unglücklichen, dem es beschieden, eine mehrjährige Gans auf seinem Tisch zu erblicken! Es kommt nun bei der Mast darauf an, ob mehr auf Fleisch und Fett, oder auf die Größe der Leber ein besonderes Gewicht gelegt wird und hängt hiervon wesentlich das Verfahren ab.

In Pommern, berühmt durch seine Gänsezucht und daraus hervorgehenden vorzüglichen Produkten, eignet sich die Gelegenheit an der Seeküste ausnehmend dazu. Die Gänse finden daselbst kurzes, ziemlich spärlich wachsendes Gras, neubei etwas Kartoffeln oder geringes Getreide, und werden im Herbst in großen Heerden auf die Stoppelfelder getrieben, wo sie schon einen gehörigen Grund legen. Später, im Monat Oktober werden sie in engere Räume gebracht und erhalten einige Wochen hindurch so viel Hafer zu fressen, als sie zu konsumiren im Stande sind, wodurch sie, vorher schon vollkommen ausgewachsen, sehr viel Fleisch und Fett ansetzen, so daß sie 7, 8 bis 9 kg schwer werden. Die Pommerischen Gänse zeichnen sich vor den meisten andern durch ihre Größe und Länge aus, was hauptsächlich daher rührt, daß sie eher nie beraust werden, als nach ihrem Tode, während in andern Orten, wo man großen Werth auf die Federn legt, sie jährlich 3 oder 4 mal beraust, was natürlich dem sonstigen körperlichen Gedeyßen Abtrag thun muß, weil die Körpersäfte in erster Linie dazu verwendet werden, neue Federn zu treiben. Die gemästeten Gänse werden sodann zu gleicher Zeit geschlachtet und gerupft,

aber unausgenommen auf Märkte gebracht, unter denen der alljährlich am 10. November in Cammin abgehaltene, wo tausende solcher Gänse eintreffen, einer der bedeutendsten ist. Die Verwerthung und Benutzung der Gänse in Pommern ist eine mehrseitige. Theils werden sie, wie oben erwähnt, auf Märkten verkauft, theils für die Wirthschaften benutzt, in so fern, als die Brust vom übrigen Körper getrennt und geräuchert, als Pommersche Gänsebrüste weithin versandt werden; eine Proceedur, welche häufig auch mit den Keulen vorgenommen wird. Der Rest wird sodann mit dem gewonnenen Blut zu sogenanntem Schwarzfauer gekocht, oder ohne Blut zu Weißfauer, einer Art Sülze oder Gallert verarbeitet. Die Leber erlangt hierbei keine größere Ausdehnung als gewöhnlich.

In Toulouse und überhaupt im südlichen Frankreich werden die Gänse zweimal täglich vermöge eines Trichters mit gequelltem Mais gestopft und erhalten sie jedesmal die erforderliche Portion, um den Kropf zu füllen. Man berechnet 30 l Mais zur vollständigen Mast einer Gans, welche sodann 8 bis 10 kg wiegt und ist die Mast in 4 bis 6 Wochen beendigt. Die Gänse bewegen sich, nachdem sie gestopft, in ihrem Stall frei herum, doch muß ihnen mindestens aller 2 Tage frisches Stroh gegeben werden, nachdem das frühere beseitigt worden ist.

In andern Gegenden Frankreichs und auch Deutschlands werden die Gänse eine Zeit lang mit Hafer gefüttert und später geundelt, was mittelst Rudeln erfolgt, die aus Mehl, Erbsen gekocht und zerquetscht, Maismehl und dergleichen bestehen und mit Milch angefeuchtet werden.

Im Elsaß, namentlich in der Gegend von Straßburg, in Frankfurt am Main u. s. w., wo man den größten Werth auf die Leber legt, behufs Erzeugung der so beliebten und von allen Feinschmeckern anerkannten Gänseleber-Pasteten findet ein anderes Verfahren statt. Die Gänse werden einzeln in enge Käfige gebracht und an einen dunkeln Ort gestellt. Diese Käfige haben vorn eine Oeffnung in Form einer Schießscharte, durch welche die Gans ihren Kopf steckt, um aus einem davor angebrachten Gefäß zu saufen. In dem Wasser befinden sich kleine Stückchen Holzkohle, an denen die Gans aus Langeweile herum beißt und Theile davon verschluckt, wodurch sie zum Saufen noch mehr angeregt wird. Der hintere Theil des Käfigs besteht aus Latten, und da der Käfig selbst so schmal ist, daß die Gans sich nicht umdrehen kann, so befindet sich am Boden nach hinten zu ein Ausschnitt, halbmondförmig, um die Ausleerung hindurch fallen zu lassen. Die Gänse werden nun täglich zweimal mit gequelltem Mais gestopft und etwas Salz und Knoblauch zur Ver-

mehrerung des Durstes beigelegt, zuweilen auch etwas Mohnöl eingegeben. Beim Stopfen wird die Gans herausgenommen, und sowie der Kropf voll ist, einige Minuten in Freiheit gelassen, nachher aber wieder in den Käfig gesetzt. Gewöhnlich ist diese Mast zwischen dem 18. und 24. Tage beendigt, selten früher.

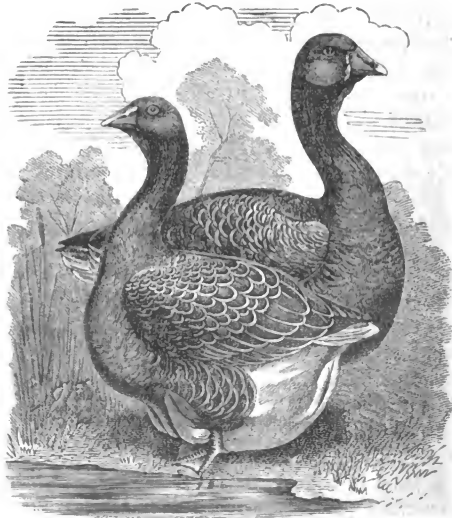
Krankheiten. Im Allgemeinen sind die Gänse selten Krankheiten unterworfen, wenn nicht gerade, wie es zuweilen sich ereignet, eine förmliche Seuche unter ihnen auftritt.

Wenn sie an Ungeziefer leiden, so ist es Folge von ermangelnder Reinlichkeit in der Abwartung.

Schierling und Bilsenkraut sind ihnen ebenso tödtliches Gift als andern Vögeln.

Zuweilen treten schlagartige Anfälle bei ihnen ein, die sich durch ein fortwährendes Herumdrehen kund geben. In diesem Falle hilft es gewöhnlich, wenn man ihnen mit einem scharfen Instrument eine ziemlich hervorspringende Ader unter der Membran, welche die Zehen trennt, öffnet.

Figur 31.

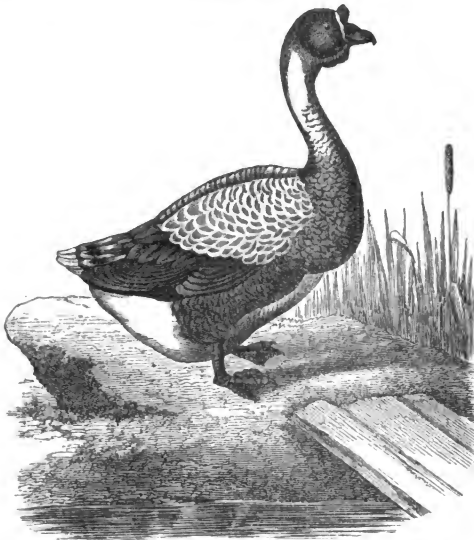


Verschiedene Racen. Die bekanntesten Racen sind: Die vorerwähnte Pommerische Gans, meistens ganz weiß oder weiß und grau gefleckt, von der Figur der gewöhnlichen Landgänse, nur größer und stärker, was hauptsächlich davon herrührt, daß das Veraufen bei ihnen nicht stattfindet. Mehrfache Versuche, diese schöne große Race auch in andern Gegenden Deutschlands zu kultiviren, haben den Beweis geliefert, daß solche, da wo da Veraufen derselben stattgefunden hat, in Größe bald zurückgegangen sind. Ihr nahe verwandt ist die

Emdener oder Bremer Gans, die fast stets nur in ganz weiß gefunden wird und deren Federn daher besonders geschätzt sind.

Die Toulouser Gans, **Figur 31**, fast immer grau gefiedert, und zwar ziemlich dunkel, hat ungefähr gleiche Größe mit der Pommerischen, ist aber noch kompakter gebaut, und hat einen beinahe bis zur Erde herabhängenden Unterleib, eignet sich hierdurch vorzugsweise zur Mast und zum Fettansatz, erreicht demnach auch in gemästetem Zustande ein Gewicht von 10 kg und darüber.

Figur 32.



Die Locken-Gans ist eine Varietät, deren Federn gewöhnlich weiß gekräuselt sind, was einen eigenthümlichen, nicht aber sehr ansprechenden Anblick gewährt, da er sich dem der Strupphühner nähert.

Die Chinesische Gans, **Figur 32**, von bräunlicher Farbe, welche an der Brust in hellgrau oder weiß übergeht und mit einem dunkelbraunen Streifen auf der ganzen äußern Seite des Halses, hat vermöge ihres langen Halses eine Figur, dem Schwan ähnlich, einen schwarzen Schnabel und am Ende desselben einen hornartigen Auswuchs gleicher Farbe.

Die Egyptische Gans, **Figur 33**, klein von Figur, aber eine reizende Erscheinung vermöge ihrer glänzenden Farben. Der Umkreis der Augen ist dunkelroth, ein rother Ring umgiebt den Schnabel, welcher weiß ist, Hals und Brust sind hell rehfarben mit einem dunkelbraunen Fleck an der Brust, der Unterleib roth und grau, die eine Hälfte der Flügel-federn schwarz, die andere Hälfte weiß mit einem schwarzen Streifen, der Rücken hellroth in der Richtung nach dem ganz schwarzen Schwanz dunkelroth werdend.

Figur 33.



Die Bernickel-Gans, **Figur 34**, ist in Island, Grönland, wie in den nördlichen Gegenden Rußlands

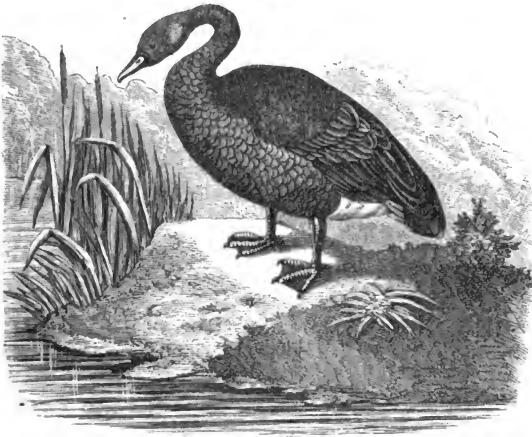
und Afiens zu Hause, und erreicht ein Gewicht von etwa 2 kg. Sie hat hohe Füße, einen kleinen schwarzen Schnabel mit einem röthlichen Streifen an jeder Seite, Gesicht und Kehle weiß, mit Ausnahme einer schwarzen Linie vom Auge nach dem Schnabel, Kopf, Hals und Schultern schwarz, der Unterleib blau, grau und schwarz gemischt, Füße dunkel. Man hat Versuche gemacht, diesen ursprünglich wilden Vogel zu zähmen und nicht ohne Erfolg.

Die Rothgans ist so wie die vorhergehende, eine der kleinsten Gänsearten, da sie manchen Enten an Größe nachsteht. Sie erscheint in der ersten Hälfte des Oktober in großen Massen an der Küste von New-York, und verweilt daselbst auf ihrer Durchreise nach dem Süden bis in den Monat December. Einzelne verbleiben allda den Winter hindurch. Im April und Mai kehren sie auf ihrer Reise nach dem Norden zurück. Mit jeder Fluth schwimmen sie in großer Zahl in die zahlreichen Buchten, und bei eintretender Ebbe weiden sie am Ufer. Bei jedem Geräusch laufen sie vor dem Aufstiegen in einen gedrängten Haufen zusammen, so daß sie dem Jäger sichere Aussicht auf einen belohnenden Schuß bieten.

Figur 31.



Figur 35.



Die Kanadische oder Amerikanische Wildgans, **Figur 35**, besucht auf ihren Zügen im Frühjahr und Herbst das innere Land, sowie die Küsten und großen Seen von Amerika, und wird namentlich in der Hudsonsbai in großen Massen erlegt. Der Schnabel ist schwarz, die obere Hälfte des Halses ebenfalls, am Kinn und Untertheil des Kopfes mit einem großen weißen Fleck, Rücken und Flügel braun, weiß gesprenkelt, Rumpf und Schwanz schwarz, Füße schwärzlich, aschfarben.

Die Ente.

Um Enten zu halten, ist Wasser ein Haupterforderniß; Gänse bewegen sich mehr auf dem festen Lande als auf dem Wasser, bei Enten aber findet das umgekehrte Verhältniß statt. In Ermangelung eines Teiches genügt ein möglichst geräumiges Bassin, ja nöthigenfalls suchen die Enten selbst eine Mistpfütze zu benutzen, so groß und ihnen angeboren ist ihre Neigung zum flüssigen Element. Auf dem Lande gebärden sie sich phlegmatisch und melancholisch, während sie auf dem Wasser lebhaft und mobil sind. Unbedingt wirkt das Wasser nicht nur auf die Farbe ihrer Eier, sondern auch auf ihre Fruchtbarkeit wesentlich ein; die Eier derjenigen, welchen reichlich Wasser auf ihrer Laufbahn beschieden ist, haben eine grünliche Farbe, während die Eier der mehr aufs Land beschränkten Enten beinahe weiß aussehen. — Auf Teichen, worin sich kleine Fische befinden, ist es nicht rathsam, Enten zu halten, weil sie ihnen bedeutend nachstellen, an größere Fische jedoch wagen sie sich weniger. In Gärten und Wiesen, reich an Schnecken und Würmern, sogar Fröschen, sind Enten mit Nutzen zu verwenden, da sie alle derartige Gegenstände verzehren und hierdurch den doppelten Vortheil gewähren, selbst fett dabei zu werden.

Gewöhnlich fangen die Enten im März an zu legen und fahren mit dieser nützlichen Beschäftigung einige Monate, meistens bis im Monat Juni fort; gleich den Hühnern suchen sie ihr Nest den Blicken zu entziehen und selbst an sumpfige Stellen zu legen, wenn sie Gelegenheit haben, solche zu erreichen, weshalb man sie in dieser Hinsicht beaufsichtigen muß. Die Ente brütet vier Wochen; wenn sie ihr Nest verläßt, um Nahrung zu suchen, bedeckt sie regelmäßig die Eier mit Federn, wühlt auch wohl das Stroh rings herum auf, wird aber nie auf das Nest zu-

rückkehren, besonders wenn sie sich gebadet hat, ohne vorher sorgfältig Toilette gemacht und alle Federn am Körper in Ordnung gebracht zu haben. Da die Enten oft einige Monate fortfahren zu legen und häufig über ein Schock Eier liefern, so ergiebt sich schon hieraus, daß sie nicht im Stande sind, ihre sämmtlichen gelegten Eier selbst auszubrüten. Man benutzt daher fast überall Hennen zum Ausbrüten der Enteneier, nur ist es nicht rathsam, ihnen mehr als 12 bis 13 Stück unterzulegen, damit sie dieselben, die größer als ihre eigenen Eier sind, gehörig bedecken können. Auch Truthennen pflegt man Enteneier unterzulegen, und kann eine Truthenne nach Verhältniß ihrer Größe füglich eine größere Anzahl, etwa 15 bis 18 übernehmen. Es bleibt indessen in sofern mißlich, Truthühner mit dem Brütgeschäft zu beauftragen, als diese Vögel, so aufmerksam und behutsam sie auch am Tage mit den ihnen anvertrauten Hühnchen oder Enten verfahren, vermöge ihrer Schwere und Unbeholfenheit gewöhnlich des Nachts durch Bewegung, um ihren Sitz zu verändern, zumal in der ersten Zeit, einige ihrer Stieffinder um das Leben bringen; eine gewöhnliche Henne ist daher vorzüglicher zu empfehlen.

Die jungen, eben ausgetrocknenen Enten sind sehr schwächliche Geschöpfe, weshalb es rathsam ist, sie während der ersten 14 Tage ihres Lebens in einem etwas beschränkten Raum zu halten, anstatt sie sogleich frei herumlaufen zu lassen. Wenn man ihnen die ersten Tage einige kleingewiegte hartgekochte Eier, mit Brodkrumen und geschnittenen Messeln oder Salat vermengt, vorsetzt, nebenbei Wasser in einem flachen Gefäß, da sie bei ihrer Ungeschicklichkeit in einem tieferen Gefäß ohne Zweifel ertrinken würden, so kann man mit der Eierfütterung bald aufsetzen und ihnen dann Kleie oder Hafermehl mit Kartoffeln oder saurer Milch zu einem Teige vermischt verabreichen. Nach Verlauf von 2 bis 3 Wochen kann man die jungen Enten sich im Freien bewegen lassen; sie sind überhaupt schon durch Instinkt nicht auf sonderliche mütterliche Pflege angewiesen, da die Entenmütter ohne große Besorgniß dem Wasser nachgehen und sich wenig um ihre Descendenz härmern, sondern womöglich das für die Jungen bestimmte Futter selbst gierig verzehren. Eine Henne zeigt sich für ihre junge fremdartige Brut weit sorglicher, und welcher aufmerksame Beobachter sollte nicht bereits die Verzweiflung einer Henne zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, deren Entenbrut zum ersten Male in die Nähe des Wassers gelangend, ohne auf das warnende Locken der Mutter zu hören, sich fest in dieses nasse Element begiebt? Es erzieht sich in der That kein junges Federvieh leichter als Enten; sie sind weniger Krankheiten unterworfen als

die jungen Gänse, dürfen auch nicht so ängstlich vor dem Regen behütet werden als junge Hühner und Truthühner, so lange sie noch mit Flaum versehen sind, und wenn ihnen ein Teich oder Bach zugänglich ist, worin sich Wasserläusen und allerlei Gewürm, Froschlaiich, kleine Kaulquappen und ähnliche Gegenstände befinden, so ernähren sie sich beinahe ganz allein. Das Wasser übt eine so unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Enten, daß, wenn sie dessen nicht in ihrer Nähe haben, sie es oft in sehr weiter Ferne wittern, es aufsuchen, sich nach eingenommenem Frühstück dahin begeben, den Tag über dort verweilen und erst am Abend wieder nach Hause zurückkehren, um zu besserer Nachtruhe noch eine Abendmahlzeit einzunehmen.

Eine männliche Ente oder Erpel genügt für 6 bis 8 Weibchen, eine noch größere Anzahl dürfte leicht nachtheilig auf die Befruchtung einwirken.

Es beruht auf einem Vorurtheil, daß Enten von Hühnern ausgebrütet nicht fortpflanzungsfähig seien, denn das Gegentheil ist hiervon eben so als von künstlich ausgebrüteten Hühnern und Enten bewiesen; allein eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß von Hühnern ausgebrütete Erpel häufig Hennen mit ihren unpassenden Anträgen bestürmen, und diese oft die größte Mühe haben, die Zudringlichen fern zu halten. Es würde interessant sein, die Gegenprobe zu machen und Hühner von Enten ausbrüten zu lassen, nur um zu prüfen, ob Seitens der auf diese Art entstandenen Hähne eine ebenso starke Hinneigung zu Enten stattfindet.

Das Geschlecht ist bei Enten sehr leicht daran zu erkennen, daß der Erpel am Ende des Rückens eine gekrümmte Feder, die sogenannte Locke zeigt; in Zeiten der Mauser oder bei jungen Enten aber, wo sich die Locke erst später bildet, entscheidet die Stimme. Beim Aufnehmen wird nämlich die weibliche Ente einen starken lauten Ton, der Erpel hingegen einen matten heiseren Ton von sich geben.

Was nun den kulinarischen Gesichtspunkt betrifft, so läßt sich über Enten dasselbe Urtheil fällen, wie über anderes Geflügel; im ersten Jahre ist das Fleisch zart, saftig und wohlschmeckend, während es im folgenden und späteren Jahren immer mehr von diesen guten Eigenschaften verliert, zäher, fester wird und namentlich als Braten sich nicht empfehlen läßt. — Um erwachsene junge Enten zu mästen, bedarf es eigentlich keiner Einzelhaft, wie z. B. bei Gänsen. Wenn man die zum Verspeisen bestimmten Vögel in einen Raum bringt, der ihnen nicht übermäßig großen Platz zur Promenade bietet, und hinreichend Hafer nebst gekochten Kartoffeln, zer-

drückt und mit Kleie vermischt, füttert, so werden sie in wenigen Wochen Fleisch und Fett ansetzen. Gleichwohl werden in manchen Gegenden andere Methoden in Anwendung gebracht, um denselben Zweck zu erreichen, je nachdem die Gewohnheit des Landes oder die eben vorhandenen Futterstoffe es mit sich bringen. — In Frankreich, vorzüglich in der Normandie, wo überhaupt die Geflügelmast eine große Rolle spielt, stopft man die Enten dreimal täglich mit Rüdeln aus Mehl von Heideforn oder Mais, mit Wasser oder noch besser mit Milch angefeuchtet. — In andern Gegenden, z. B. in Languedoc, werden sie mit gequelltem Mais gestopft, was auf die Größe der Leber einwirkt und zugleich viel Fett producirt. In der Regel erfordert dieses Verfahren höchstens 14 Tage, und wird als das sicherste Kennzeichen der vollendeten Mast betrachtet, wenn die hintern Schwanzfedern nicht mehr in einer Spitze, sondern fächerartig auslaufen, was aus der Ausbreitung und Anschwellung des Unterleibes hervorgeht.

In einigen Gegenden Belgiens ist man der Ansicht, daß das Fleisch der Ente einen größeren Wohlgeschmack gewinne, wenn man dieselbe, um sie zu tödten, erwürgt, folglich das Blut im Körper zurückbleibt; dies zugegeben, möchte für die zum Verkauf bestimmten Exemplare diese Maßregel der hieraus entstehenden röthlichen Farbe des Fleisches wegen nicht anwendbar sein.

Die Entensfedern werden zwar weniger geschätzt als diejenigen der Gänse, sie sind jedoch vollkommen brauchbar, und werden außerlesene Flaumfedern sogar an manchen Orten an Stelle der Eiderdaunen verwendet. In neuerer Zeit werden die Federn auch zu Geweben benutzt.

Die Türkische Ente,

mehr aus Liebhaberei als des Nutzens wegen gehalten, da ihr Fleisch vermöge des ihm bewohnenden moschusartigen Geruchs und Geschmacks, besonders bei älteren Vögeln stark hervortretend, nicht beliebt ist, wird entweder ganz weiß oder ganz schwarz, zuweilen auch in Folge Kreuzung scheidig angetroffen. Der gewöhnliche Erpel begattet sich nicht mit der Türkischen Ente, wohl aber der Türkische Erpel mit der Landente. Aus dieser Verbindung gehen sehr schöne Bastarde hervor, in verschiedenen Farben, von ansehnlicher Größe und genießbar, allein sie sind nicht fortpflanzungsfähig, gleich den Mauleseln und Maulthieren, worin der deutliche Beweis liegt, daß die Türkische Ente einer andern Species angehören muß, da ein Gleiches bei den verschiedenen andern Entengattungen nicht stattfindet.

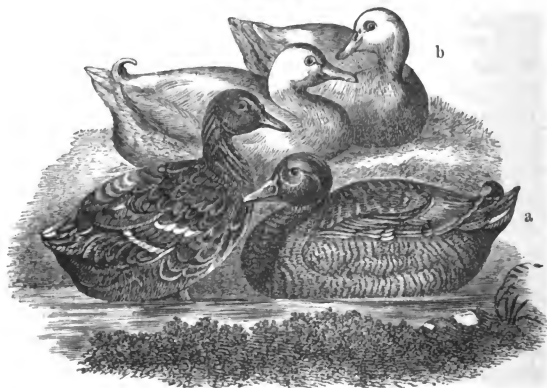
Die blaue Schwedische Ente,

deren Verbreitung mit dem besten Erfolg angestrebt worden, ist ein schöner hellblaugrauer Vogel, größer als die gewöhnliche Ente, sehr fleißig legend und leicht mästend. Bei ihren wesentlichen Vorzügen, und da sie in manchen Gegenden fast ausschließlich gezüchtet wird, dürfte sie mit der Zeit die gewöhnliche Ente mehr und mehr verdrängen.

Die Rouen-Ente a, } Figur 36,
Die Aylesbury-Ente b, }

sind auf unserer Abbildung als ein holdes Schwesternpaar vereinigt, als die größten unter den bekannten zahmen Entengattungen, mit Ausnahme der Türkischen. Beide sind ungefähr in gleicher Größe, nur ist die Aylesbury etwas schlanker und länger.

Figur 36.



Die Rouen-Ente, in Frankreich heimathlich, hat ganz das braune Gefieder der gewöhnlichen Ente, der Erpel ebenso bunt mit glänzend grünem Halse. Diese Race ist gleichfalls sehr fruchtbar.

Die Aylesbury, eine englische Ente, ist blendend weiß von Gefieder und hat einen Schnabel von blaßrother Farbe.

Beide sehr empfehlenswerthe Gattungen sind etwas größer als die Schwedische, sowie letztere die gewöhnliche Ente an Größe überragt. Auch sie eignen sich vortrefflich zur Mast.

Nächstdem sind noch einige ausländische, weniger bekannte Gattungen zu erwähnen.

Die Brandgans oder Muschelente, Figur 37.

Mag nun dieser Vogel wegen seines Schnabelkorrens, den Gänsen, oder wegen des Spiegels oder Schönheitsflecks auf dem Flügel den Enten angehören, so muß er doch wohl unbestritten als der größte Elegant unter unserem Wassergeflügel gelten, da er das schönste und gleichsam geputzteste unter allen Thieren dieses

Geschlechtes ist. Das Männchen desselben wiegt $1\frac{1}{2}$ kg; seine Länge beträgt 60 cm, die Flügelweite 1 m. Der Schnabel ist glänzend roth, an der Basis zu einem Knorren aufschwellend, der im Frühjahr am stärksten hervortritt; Kopf und oberer Theil des Halses sind schön schwärzlichgrün, während der untere Theil des letztern weiß ist; die Brust und den Obertheil des Rückens ziert ein breites, glänzend kastanienbraunes Band; die Deckfedern der Flügel und die Mitte des Rückens sind weiß; die nächsten Schulterfedern

schwarz, die andern weiß; die größeren Schwungfedern sind schwarz; die äußere Fahne der zunächst befindlichen ist schön grün, die drei folgenden orange; die Deckfedern des Schwanzes sind weiß, ebenso auch der Schwanz selbst, dieser jedoch, mit Ausnahme der zwei äußersten Federn, zugleich schwarz besprenkelt; der Bauch weiß, aber längshin durch eine schwarze Linie getheilt; die Beine blaß fleischfarben. Sie sind im nördlichen Europa

Figur 37.



und Asien zu Hause, finden sich aber auch in Japan. Man darf sie mit zu den einheimischen Vögeln Großbritanniens zählen, da sie an verschiedenen Küsten dieses Landes brütet und dort zu allen Zeiten des Jahres gesehen wird, gewöhnlich aber nur in der Nähe des Meeres und am zahlreichsten im Winter. Diese Art sucht sich Kaninchenbaue längs der Küste zu ihrem Brütungsorte, und hat sie einen solchen verlassen gefunden, so bereitet sie sich darin ein Nest von dürrem Gras und füttert es mit den weichen Dunenfedern aus, die sie ihrer eigenen Brust entnommen hat. Dieses Nest befindet sich zuweilen 3 bis 4 m vom Eingange des Baues; wo sich aber ein dergleichen Unterkommen nicht darbietet, da behilft sie sich auch mit einer Felsen- oder Uferspalte. Die Eier, vom reinsten Weiß, sind 10 oder 12 an der Zahl. Während der Brütezeit, welche 30 Tage dauert, hält das Männchen Wache und löst auch das Weibchen ab für die Zeit, daß dieses nach Nahrung ausgeht; auch werden die Jungen zuweilen von den Alten im Schnabel nach der See getragen. Sie kommen an ihren gewöhnlichen Brüteplätzen zu Anfang März an, und sobald die Jungen flügge geworden, etwa um die Mitte Mai, verlassen diese den Ort ihrer Geburt und ziehen der offenen See zu. Sie finden sich, wie bereits erwähnt, überall in England und Irland, wo die Vertlichkeiten ihr Brüten begünstigen, und selbst bis in den Norden von Schottland hinauf und auf den Orkneys, sowie an den meisten andern Küsten Europas. Sie gewöhnen sich leicht an einem beschränkten Aufenthalt, da wo sie Zugang zu einem Wasser haben, und bilden dann eine sehr hübsche Zierde für dasselbe; brüten aber nicht gern unter solchem Zwange. Die jungen Vögel haben nicht die glänzende Färbung oder die entschiedenen Abzeichen der Alten; die kastanienbraunen Farben sind mehr schwärzlichbraun, und das Weiße ist grau gewölkt.

Auch die röthliche Muschelente ist in der Nähe von Dublin geschossen worden.

Die Holländische hatenschnäbelige Ente

ist zuweilen gefärbt, häufig aber auch weiß, mitunter auch beides, und trägt eine Haube. Sie soll zwar fruchtbarer als die gewöhnlichen Arten sein; indeß wird sie doch in den Sammlungen von Wassergeflügel mehr der Mannichfaltigkeit als der Nützlichkeit wegen gehalten, da sie kleiner als unsere verbesserten Arten ist. Der Schnabel dieser Ente zeigt eine bedeutende Krümmung nach unten.

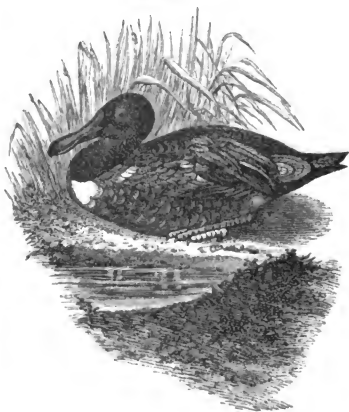
Die Bahia-Ente,

welche von der Londoner zoologischen Gesellschaft aus Buenos Ayres eingeführt worden, ist eine sehr schöne, zahme Art. Sie besitzt ein völlig schwarzes Gewand; von einem herrlichen grünen und purpurnen Metallschimmer. Ein auffallender Umstand ist der, daß diese Enten gelegentlich eine Anzahl weißer Federn abwerfen; auch kommt es häufig vor, daß sie sich ganz weiß mausern. Eine andere Sonderbarkeit besteht darin, daß ihre Eier zu Anfang der Legezeit schwarz gefärbt sind, wo sich jedoch der färbende Stoff dann leicht beseitigen läßt; bei fortgesetztem Legen nehmen die Eier nach und nach immer mehr die Färbung der gewöhnlichen Enteneier an.

Die Löffelente, Figur 38,

ist eine sehr schöne Art Wassergeflügel, und ihr Fleisch von ausgezeichnet gutem Geschmack. Sie ist kleiner als die gemeine wilde Ente und wird in Großbritannien nicht ebenso zahlreich gefunden, doch aber in England, Irland und Schottland, wo sie zuweilen brütet, mehr indeß nur ihren Winterbesuch macht, nicht sogar selten geschossen und gefangen. In Holland findet sie sich viel häufiger. Wilson beschreibt sie als ein in Amerika gemeines Geflügel; ihr Aufenthalt erstreckt sich aber auch nach Afrika. Sie ist mit einem Apparat feiner, langer, hechelartiger Zähne versehen, durch welche sie ihre Nahrung zieht, welche hauptsächlich in Insekten, Würmern und Larven besteht, daher sie denn auch in einem Gehege, wo es an solcher Nahrung mangelt, nicht wohl gedeiht. Der Schnabel dieser schönen Art ist schwarz

Figur 38.



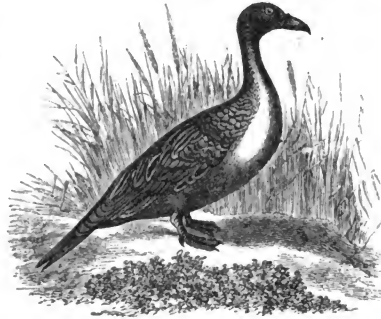
und breitet sich gegen das Ende hin weit aus; Kopf und Hals erscheinen, je nach dem Lichte, worin man sie sieht, bald braun, bald schön grün, und zwar zeigen der vor den Augen liegende Theil, der Scheitel und die Kehle den mindest glänzenden Reflex; die unteren Theile des Halses, die Brust- und Schulterfedern, sowie die Seiten des Rumpfes sind rein weiß; die schwärzlichbraune Färbung des Rückens geht auf dem Rumpfe und der obern Schwanzdeckfedern allmählig ins Grünliche über; die Flügel bis zu den großen Deckfedern derselben sind, sowie die äußeren Fahnen der großen Schulterfedern, graulichblau; die letztgenannten Federn haben eine merkwürdige Form, indem die innere weiße Fahne derselben über die äußere hinaus in eine schmale Spitze ausläuft. Die unteren Schulterfedern sind schwärzlichgrün; die Tüpfel längs den Schäften hin, auf einem schmalen Raume, weiß; die kleinern Deckfedern gewürznelkenbraun, mit weißem Getüpfel, die der zweiten Ordnung glänzend grün; Bauch, Bürzel und Weichen kastanienbraun; untere Schwanzfedern glänzend schwärzlichgrün; Schwanz gewürznelkenbraun, mit blassen Rändern; Beine orangeroth. Uebrigens zeigt das Gefieder dieser Ente, wie bei den andern, periodische Wechsel, indem der männliche Vogel zu manchen Zeiten die Färbung des Weibchens annimmt, welches, der gemeinen wilden Ente in dieser Beziehung sehr ähnlich, oben fahlbraun, an den untern Theilen blaß gelblichbraun gefärbt ist, auch einen Spiegel von weniger lebhafter Färbung als das Männchen hat.

Die spitzschwänzige Ente oder der Wasserfasan, **Figur 39**,

befucht im Winter unsere Vinnenseen und Moore in Gesellschaft der gemeinen wilden, der Speck- und der Kriechente und läßt sich leicht zähmen. Auf dem Mississippi-Strome ist sie ungemein zahlreich, von wo sie die Holzungen nach Bucheckern, ihrem Lieblingsfutter, besucht. In Europa läßt sie sich besonders häufig in Holland, Frankreich, Deutschland und auf den Britischen Inseln, in den Moorgegenden von Lincolnshire, Norfolk &c., sehen. Sie ist schon und wachsam, zeigt übrigens in ihrem Bau gar anmuthige Verhältnisse, mit schlankem Hals und langem Schwanz, und besteht dieselben Farbenwechsel wie das übrige Entengeschlecht, indem das Männchen nach der Brütezeit sich wie das Weibchen kleidet. Das Fleisch dieser etwa 1 kg schwer werdenden Ente ist vom feinsten Wohlgeschmack. Nach vollendeter Mauser ist der Kopf und die Kehle des männlichen Vogels dunkelhaarbraun gefärbt; der untere Theil des Halses, sowie zwei

nach dem Hinterkopf hinaufgehende Streifen, die Brust und der untere Theil des Körpers, weiß; der Nacken dunkelbraun; Hüften und Schenkel mit fünf querlaufenden schwarzen Strichen bezeichnet; untere Schwanzdeckfedern sammet schwarz; der Rücken mit abwechselnd schwarzen und graulichweißen Linien markirt; die Schulterfedern schwarz, die Schwungfedern dritter Ordnung lang zugespitzt und schwarz, mit gelblichweißen Rändern; die kleineren Flügeldeckfedern dunkelrauchgrau; der Spiegel schwärzlichgrün, mit broncirtem Reflex, unten mit weißem Rande; Hauptschwungfedern braun; zwei mittlere Schwanzfedern verlängert, zugespitzt und schwarz, die übrigen braun, weißgerändert; Schnabel schwarz; Beine schwärzlichgrau.

Figur 39.

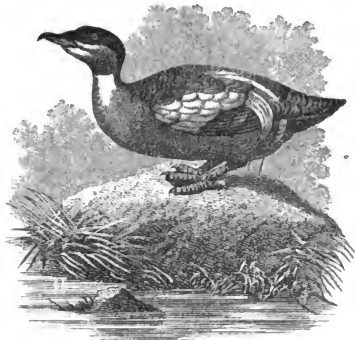


Die Eiderente, Figur 40.

Diese Ente hat fast die doppelte Größe der gemeinen wilden und eine Länge von 68 cm. Schnabel und Oberkopf sind schwarz, und zwar mit Inbegriff der Augen und begrenzt von einer sich beiderseits, wo die Federn bis an den Schnabel vorrücken, fast bis zu den Nüstern erstreckenden Linie; zu beiden Seiten unterhalb des Nackens ist das Gefieder blaßgrün; der übrige Kopf und Hals, die Brust, der Rücken, die Schulter- und Flügeldeckfedern sind weiß; einige Deckfedern, lang und an den Enden etwas gekräuselt, fallen über die Schwungfedern, welche eine schwarze Färbung haben; die obere Theile der Brust sind ebenfalls schwarz, so auch der Schwanz; die Beine dunkelgrün. Bei manchen Individuen sind die Basis der Flügel und die Mitte des Rückens schwarz. Das Weibchen wiegt etwa $1\frac{3}{4}$ kg; das Gefieder desselben ist im Allgemeinen röthlichbraun, mit schwarzen Querstreifen; der hintere Theil des Halses mit schwärzlichen Streifen bezeichnet; an den Flügeln sind zwei weiße Querstriche; Bauch dunkelbraun, undeutlich mit Schwarz markirt; Schwanz schwärzlich;

Beine dunkel gefärbt. Diese Enten brüten im Juni und Juli im Norden Schottlands, besonders an den westlichen Inseln dieses Landes an den Färöer-Inseln und an der Küste von Northumberland. Sie legen fünf oder sechs Eier von blaß olivengrünllicher Färbung. Das Nest, auf dem Erdboden angebracht, besteht aus Seepflanzen und ist ausgefüllert mit Dunenfedern von ausgezeichnete Feinheit, welche das Weibchen sich vom eigenen Leibe pflückt und von denen 30 g an Gewicht zur Füllung eines Hutes genügen; sie sind in der That von bewundernswerther Leichtigkeit und

Figur 40.



Elasticität und bilden einen bedeutenden Handelsartikel Islands. Uebrigens arbeiten Männchen und Weibchen gemeinschaftlich an dem Neste, und letzteres bedeckt die Eier stets sorgsam erst mit Dunen, wenn sie es verläßt, um sich nach Nahrung umzusehen. Oft behelfen sich wohl auch zwei Weibchen in einem Neste und brüten zusammen in vollkommener Eintracht. Die in einem Neste gefundenen Dunen sollen sich in der Regel auf 250 g belaufen. Ein merkwürdiger

Umstand ist es, daß die todten Vögeln entnommenen Dunen nicht die Elasticität derer besitzen, welche man in den Nestern findet; daher ist es denn auch bei den Norwegern der Dunen wegen gesetzlich verboten, die Eiderenten zu tödten. In Grönland und Island wimmelt es von diesen Thieren, und auch an der Küste von Labrador sind sie zahlreich vorhanden. Ihr Fleisch wird sehr geschätzt, schmeckt indeß nach Fischen. Sir George Mackenzie hatte auf seinen Reisen in Island Gelegenheit, die Eiderenten bei dem wichtigen Brütegeschäft versammelt zu sehen. Das Boot fand beim Herannahen an die Küste Schaaren dieser Vögel, welche sich kaum aus dem Wege begaben, und zwischen dem Landungsplatze und dem Gouvernementshause bedurfte es einiger Vorsicht, daß man nicht auf ihre Nester trat, während die Enteriche, selbst noch vertraulicher als die der gemeinen Art, in der Nähe herumspazierten und dabei einen Ton von sich gaben, der dem Girren der Tauben glich. Die Enten saßen auf ihren

Nestern rund um das Haus her, auf der Gartenmauer, auf den Dächern, ja sogar im Innern der Häuser und in der Kapelle. Die, welche noch nicht lange auf dem Neste gefressen hatten, verließen es gewöhnlich, wenn man sich ihnen näherte; die dagegen, welche mehr als ein oder zwei Eier unter sich hatten, ließen sich durchaus nicht stören, sich vielmehr sogar ruhig angreifen. Die Nahrung der Eiderenten besteht in Schalthieren, Muscheln und andern Meerthieren, zu deren Auffuchung sie untertauchen.

Die Carolinen-Ente, auch Braut-Ente genannt, **Figur 41**,

eine ausgezeichnet schöne Ente, wird wahrscheinlich von keiner andern an Pracht und Mannichfaltigkeit der Farben übertroffen, und findet man sie wohl in allen zoologischen Gärten.

Der Schnabel ist roth, mit schwarzem Rande; ein schwarzer Fleck, zwischen den Rüstern beginnend, zieht sich fast bis zu der gleichgefärbten, starkgebogenen Spitze hin; Augensterne orangeroth; Stirn, Scheitel und herabhängende Haube mit schön glänzend broncegrünem und violettem Gefieder und durch eine zierliche, rein weiße Linie von der obern Kinnlade über das Auge hin markirt, sowie an einem andern weißen Streifen, der, hinter dem Auge beginnend, nach vorn läuft, und welche beide ihre langen hängenden Federn mit den grünen und violetten mischen und so eine herrliche Wirkung hervorbringen; Baden und Seiten des obern Halses violett; Kinn und Kehle rein weiß, ebenso wie ein Band rund um den Hals, das sich halbmondförmig fast bis zum vordern Theile des Auges hinaufzieht und unten schwarz begrenzt ist; Brust dunkelviolettbraun, vorn mit winzig kleinen dreieckigen weißen Tüpfeln, welche allmählig an Größe zunehmen, bis sie in das Weiß des Bauches übergehen; jede Seite der Brust ist von einem großen weißen Halbmond begrenzt und die-

Figur 41.



fer dagegen wieder von einem schwarzen desgleichen; die Seiten unterhalb der Flügel sind mit feinen, parallel laufenden schwarzen Wellenlinien auf einem gelbbraunen Grunde stark und schön bezeichnet; die Weibchen mit halbkreisförmigen, abwechselnd schwarzen und weißen Streifen geziert; die Seiten des Bürzels schön hellviolett; Schwanzdeckfedern lang, von haarähnlicher Textur an den Seiten, über welche sie herabhängen, und von dunkelschwarzer, grünlichschimmernder Färbung; Rücken dunkelbroncefarben, mit grünem Reflex; Schulterfedern schwarz; Schwanz spitz zulaufend, oben glänzend dunkelgrün, unten schwärzlich; die Schwungfedern erster Ordnung schwärzlich, außerhalb silberweiß, mit violettblauen Tüpfeln; die der zweiten grünblau, weiß getüpfelt; Flügeldeckfedern violettblau, mit schwarzen Tüpfeln; Bürzel schwärzlich; Beine und Füße gelbroth; Klauen stark und gekrümmt.

„Das Weibchen hat einen schwach behaubten Kopf; Scheitel dunkel purpurfarben; hinter dem Auge ein weißer Streif; Kinn und Kehle, auf 5 cm weit, ebenfalls weiß; Kopf und Hals dunkelgraubraun; Brust schwärzlichbraun, mit großen, dreieckigen, weißen Flecken markirt; Rücken glänzend dunkelbroncebraun, mit einigem Reflex von Grün und Gold. Der Spiegel auf den Flügeln fast wie beim Männchen, aber die schöne Zeichnung der Seiten, sowie die langen, haarähnlichen Schwanzdeckfedern, gehen ihm ab; auch ist der Schwanz bei ihm kürzer.“

In den zoologischen Gärten wird diese Ente, welche in Nordamerika häufig gefunden wird, nicht in geheizten Räumen überwintert, weil sie sonst leicht federkrank wird, und sich im Freien dann selten wieder erholt, vielmehr hält man sie auch bei strenger Kälte auf offenem Teich, und streut täglich frisches Stroh am Ufer, welches einige Enten gern benutzen, während andere das Wasser offen zu halten suchen. Nur bei übermäßiger Kälte ist es nöthig, das Eis aufzuhauen. Dadurch, daß man diesen Enten auch im Winter die frische Luft nicht entzieht, brüten sie sehr zeitig, und da sie in ihrer Heimath hohle Bäume hierzu benutzen, so werden ausgehöhlte Baumstämme etwa $1\frac{1}{2}$ m lang, am Ufer angebracht, mit einem schiefen gabelsförmigen Ast zum Ein- und Auslaufen, da sie vermöge des amputirten Gelenks nicht fliegen können. Der Stamm ist an der vordern Unterseite mit einem Loch versehen, in welches der Ast einmündet; in den Stamm selbst wird etwas trockene Holzerde gegeben, worauf sie gern brüten. Auf der obern Seite des Stammes befindet sich ein kleines mit Dachpappe oder dergleichen verdecktes Loch, um nachzusehen und zu hören, ob vielleicht junge Entchen ausgeschlüpft sind. Wenn diese sämmtlich da

sind, wird der Brutkasten oder Stamm auf eine Wiese getragen, und ein Drahtgitter zum Auslauf an der Oeffnung des Stammes angebracht, womit eine in die Erde gegrabene Wasserwanne in Verbindung steht. Als erstes Futter werden sogenannte Leichlinfen, altbadenes zerkrümeltes Weißbrod, Grütze, Ameiseneier, Fliegen, Regenwürmer, kleine Schnecken, Heidekorn, Sommerweizen gegeben, welche Nahrungsmittel ihnen außerordentlich zusagen.

Die Mandarin-Ente.

Man hat diese Ente für eine andere Species angesehen, jedoch sind die Unterschiede zwischen ihr und der Carolinen-Ente nur während des Hochzeitskleides genauer ersichtlich, im Uebrigen sind beide Vögel einander so ähnlich, daß man sie nur als eine Varietät betrachten kann. Das Männchen obiger Art trägt außer dem Kopfbusch noch einen mähenartigen Halskragen, und auf dem Rücken zwei eigenthümliche Fächer, welche aus den verbreiteten und senkrecht aufgestellten Oberarmschwingen bestehen. Die Heimath der Mandarin-Ente ist Nordchina und die Amurländer, auch Japan, im Winter wandert sie nach Südchina hinab. Unter den Chinesen gilt sie als Sinnbild ehelicher Treue; sie brütet ebenfalls in Baumhöhlen. Beim Männchen sind die Federn des Busches oben grün und purpurblau, mehr nach hinten und seitwärts rufbraun und grün; vom Auge an zieht sich ein breiter, von bräunlich gelber, nach hinten gelblich weißer Streifen gegen den Hinterkopf, in der Haube selbst schmal auslaufend; die langen spizen Federn der Halsmähne sind kirschroth, der Vorderhals und die Seiten der Oberbrust braunroth, die Federn des Rückens hellbraun, die beiden aufrecht stehenden, fächerförmig ausgebreiteten an der äußern Fahne stahlblau, an der innern bräunlichgelb, schwarz und weiß gesäumt; vier Querstreifen, zwei schwarze und zwei weiße, zeichnen die Brustseiten, während die Flanken wie bei der Carolinen-Ente auf gelblichem Grunde dunkle Querwellen tragen. Die Untertheile sind weiß, die Schwingen bräunlichgrau, nach außen weiß gesäumt. Das Auge ist gelblichroth, der Schnabel roth, an der Spitze weißlich, die Füße rothgelb. Das Weibchen ähnelt dem der Carolinen-Ente in so hohem Grade, daß nur der Kenner es auf den ersten Blick unterscheidet. Seine Grundfärbung ist blässer, fahlgelblicher, und der Kreis um das Auge sowie der von ihm aus nach dem Hinterkopf sich ziehende Streifen schmaler.

Dettel, Hühner- oder Geflügelhof.

Als interessant folgt noch die Beschreibung des Verfahrens der Chinesen, um Enten künstlich auszubrüten.

Künstliche Entenbrut in China.

Einem neuen amerikanischen Werke entnehmen wir folgendes aus einem Berichte des Commodore Perry über seine Reise nach Japan und China, in Betreff des Verfahrens der Chinesen, um Enten, von denen sie bekanntlich große Massen konsumiren, künstlich auszubrüten.

Als ich die Brütlokale besuchte, fand keine Heizung in denselben statt; die äußere Temperatur war ungefähr 90° F., und in einem kleinen Gemach befanden sich mehrere transportable Defen, sowie Vorräthe von Steinkohlen, ganz vorbereitet, um sofort angezündet und in Gang gesetzt werden zu können. Das vordere Zimmer enthielt auf beiden Seiten breite Bänke in der ganzen Länge, etwa 1¼ m breit und 1 m hoch, und noch zwei andere, ungefähr 45 cm entfernt. Diese Bänke waren für Eier bestimmt, welche in 2 oder 3 Tagen auslaufen sollten, und mit 2 oder 3 Lagen eines schwammigen Papiers in der Stärke eines Filzes bedeckt, in Stücken von 1¼ bis 1½ m im Quadrat, welches eigens für diesen Zweck angefertigt schien. Nun kam eine Lage Eier, zwei hinter einander, über alle Bänke, und darüber zwei Lagen des erwähnten Filzpapiers. Die Eier fühlten sich sehr warm an in der Hand, und waren jedenfalls wärmer als die im Zimmer herrschende Temperatur, geschützt durch das Papier. Auf einigen Bänken waren die Eier im Auslaufen und die Wärter beschäftigten sich, sowie die Mehrzahl ausgelaufen war, damit, sie hinweg zu bringen. Sie warfen die kleinen Entchen ebenso wie die angepickten Eier ziemlich sorglos und ohne alle Vorsicht in entfernt stehende Körbe, was unserer Ansicht nach höchst gefährlich war, indessen wurde uns versichert, dies Verfahren sei sehr zweckmäßig, und das Zerbrechen der Schalen erleichtere den Inzassen das Ausschlüpfen. Die jungen Enten, nachdem sie sich vollends aus den Schalen befreit und einige Stunden zugebracht hatten, um gehörig abzutrocknen, wurden auf den Fußboden in kleinen beweglichen Einzäunungen von Bambus hingesezt, und mit einer Art zerschnittenem Gras gefüttert, das sie mit vielem Appetit verzehrten. Dieses Gras befand sich in kleinen Körben mit breitem Boden, damit sie nicht umgeworfen werden konnten, und die an den Seiten befindlichen Sprossen waren oben an den Spitzen zusammengebunden, nach Art der Pferdekrippen. Die Entchen steckten ihre Köpfe zwischen den Sprossen hindurch, konnten aber das

Futter nicht verunreinigen. Von dort aus werden die Enten in die Boote gebracht, worin sie weiter erzogen werden.

An der Rückseite des Gebäudes befinden sich eine durch eine Lehmwand gebildete Abtheilung, mit einer Thür in der Mitte, und zwei andere rechteckig laufende Wände, welche den hintern Theil des Gebäudes in 3 kleine Gemächer theilen, wovon eins für Steinkohlen-Defen benutzt wird, das mittlere als Eingang, und das dritte zum interessantesten Theil des Processes dient. Letzteres hat einen gedielten Boden, ungefähr 1 m hoch von der Erde entfernt, unter den die Defen, wenn nöthig, gestellt werden. Das Gemach selbst war sehr dunkel und dumpf, wenig Dampf oder Rauch, aber hoher Wärmegrad. Es enthielt gegen 10 Tonnen, mit dem oben beschriebenen Papier ausgelegt, Lage über Lage 7 bis 9 cm hoch. In diesen Tonnen geht der Brüteproceß vor sich, bis 2 oder 3 Tage vor seiner Beendigung, wo sie dann auf die bewußten Bänke kommen. Die Tonnen sind fast ganz mit Eiern gefüllt, zwischen jeder Lage eine Schicht Papier von 14 cm Höhe, das Ganze bedeckt mit Papier und einem leichten Deckel, theilweise vom nämlichen Material. Die ganze Einrichtung schien darauf berechnet, gegen jede Veränderung der Temperatur vollkommenen Schutz zu gewähren. Wahrscheinlich war das Geschäft auf den Verkauf berechnet, da man uns anbot, ein Kapital anzulegen, welches man uns mit 2 Proc. pro Monat verzinsen wollte, oder auch als Theilhaber einzutreten, was uns mindestens ebenso viel abwerfen sollte.

Aus allem geht hervor, daß in dem ersten Stadium der Bebrütung die Eier mit großer Sorgfalt überwacht werden und erst gegen das Ende geringere Hitze erhalten. Es ist nur zu bedauern, daß ein genauer Thermometerstand nicht angegeben war, da man denselben bloß nach dem Gefühl nicht richtig zu beurtheilen vermag.

Das Perlhuhn.

Dieser zu dem Hühnergeschlecht gehörende Vogel wurde früher nur feltener, und mehr aus Liebhaberei gehalten, in neuerer Zeit aber beginnt man demselben mehr Aufmerksamkeit zu schenken und ihn häufiger zu züchten. Nach den Ansichten mehrerer Naturforscher ist sein eigentliches Vaterland Afrika, und soll er z. B. in Numidien noch heute wild angetroffen

werden. Da wir uns indessen mehr mit der Gegenwart als mit der Vergangenheit zu beschäftigen haben, so kommt es hauptsächlich darauf an, das Perlhuhn auf unsern Geflügelhöfen näher zu betrachten. Sein fein geperltes graues Gefieder ist allgemein bekannt und zweifelsfrei schöner als alle Varietäten desselben. Man hat ganz weiße Perlhühner oft ihrer Seltenheit wegen theuer bezahlt, muthmaßlich in Folge fortgesetzter Inzucht als Albinos entstanden, wofür auch ihre geringere Größe spricht. Aus der Paarung dieser weißen Exemplare mit denen von gewöhnlicher Farbe entspringt eine neue Varietät, mehr blau, weniger geperlt, mit weißer Brust und Hals, ohne sehr regelmäßige Zeichnung, deshalb ohne besonders schönen Effekt.

Schwierig gestaltet sich die Unterscheidung des Geschlechts; in der Regel hat der Hahn bläuliche Backen, die Henne mehr rothe, doch kann man sich hierin auch täuschen, da die Backenfarbe bald mehr, bald weniger zu einer dieser Schattirungen hinneigt.

Das Perlhuhn besitzt mehrere unangenehme Eigenschaften: es behält stets etwas Wildes und Scheues, fliegt hoch und weit, hat eine sehr grelle unmelodische Stimme, lebt fast fortwährend im Streit mit anderem Geflügel und sucht auf jede erdenkliche Art seine Eier zu verbergen, ohne sich an ein ordentliches Nest gewöhnen zu wollen, sondern legt nöthigenfalls auf die freie Erde. Um letzterem Uebelstand vorzubeugen und des lieben Friedens wegen giebt es kaum ein anderes Mittel, als die Perlhühner in einem zwar geräumigen, aber vergitterten oder mit Netzen überspannten und umgebenen Raum zu halten und ihnen einige recht dunkle mit Stroh versehene Plätze zu schaffen, wohin sie ihrer Meinung nach unbeachtet und ungestört legen können. Von diesen Unannehmlichkeiten abgesehen, ist das Perlhuhn eine zierliche Erscheinung, es legt fleißig und mit Ausnahme einzelner Ruhetage fast täglich längere Zeit hindurch; seine Eier sind höchst wohlschmeckend, werden den Hühner-Eiern vorgezogen, und ein junges, gut genährtes Perlhuhn giebt einen sehr wohlschmeckenden Braten.

Da die Legeperiode sich bis in den Spätsommer hinzieht, tritt die Neigung zum Brüten ebenfalls nicht früh ein, und da die Perlhennen weder sehr zuverlässig brüten, noch mit besonderer Sorgfalt führen, so läßt man fast immer ihre Eier von Hennen ausbrüten, welche die jungen Perlhühner mit derselben Sorgfalt erziehen, als ob es ihre ächten Kinder wären. Die kleinen Perlhühner haben viel Aehnlichkeit mit jungen Nebhühnern, und sind anfänglich ziemlich zarter Konstitution, weshalb sie gleich

andern, noch im Flaum befindlichen Vögeln vorzugsweise vor Regen und nasser Kälte zu bewahren sind. Ihre Fütterung anlangend, verfährt man bei ihnen genau so, wie bei jungen Hühnern; auch die ältern sind im Füttern ganz wie die Hühner zu behandeln.

Das Truthuhn.

Dieser Vogel wird in verschiedenen Gegenden auch Puter, Welscherhahn, Indianer u. genannt. Die englische Benennung ist Turkey, die französische Diadon. Die Heimath desselben ist unzweifelhaft Amerika, woselbst er noch jetzt wild lebend in den Urwäldern angetroffen wird, jedoch mehr und mehr verschwindet, sowie die Wälder sich lichten, die Civilisation aber und mit ihr die fortwährenden Jagden vorschreiten. Man nimmt an, daß der Truthahn in den Jahren 1532 bis 1573 zuerst nach Europa eingeführt worden sei und dann gezähmt seinen Platz unter dem Hausgeflügel eingenommen habe. Die ursprüngliche Farbe der wilden Truthühner ist schwarz, und auch jetzt noch in akklimatisirtem Zustande ist schwarz die Hauptfarbe, wiewohl es auch graue, braune und ganz weiße giebt. In der Regel werden die schwarzen Truthühner vorgezogen, weil sie meistens größer sind und sich auch leichter aufziehen. Englische Züchter sind der Ansicht, eine Truthenne bis zum Alter von vier Jahren zur Zucht zu verwenden, einen Hahn jedoch nie älter als zwei Jahre werden zu lassen. Sechs Hennen hält man für hinreichend für einen Hahn, obschon man der Meinung ist, daß bei nur vier Hennen die vollständige Befruchtung um so sicherer angenommen werden könne. — Hierdurch soll jedoch die Möglichkeit nicht bestritten werden, auch einer noch größeren Anzahl Hennen mit Erfolg vorzustehen, und nimmt man z. B. in Frankreich zehn Hennen als Maximum an, dem Grundsatz beipflichtend, daß eine geringere Anzahl mehr zu empfehlen sei. Die Truthühner pflegen zweimal jährlich zu brüten, zur Zucht sind indessen nur Exemplare der ersten Brut mit Vortheil zu verwenden, da die späteren Bruten nie die Größe der ersten erreichen. Ueberhaupt ist es vortheilhafter und für das Wachsthum, wie sonstiges Gedeihen der jungen Truthühner von wesentlichem Einfluß, wenn das Brutgeschäft im April oder Mai beendigt ist. Die Henne legt gewöhnlich einen Tag über den andern, selten zwei Tage hintereinander, und ist die

Anzahl der zu legenden Eier nach dem Alter und sonstigen Eigenschaften verschieden; sie variirt von 12 bis 24. Da die Truthennen sehr geneigt sind, ihr Nest den Blicken der Menschen zu entziehen, so ist es rathsam, sie den Vormittag in einem begrenzten Raum zu halten, damit sie genöthigt sind, in das ihnen bestimmte Nest zu legen, anstatt sich in Sträucher, Hecken oder Wiesen zu begeben. Mehr unterzulegen zum Brüten als 12 bis 15 Eier, der Größe des Vogels angemessen, ist nicht rathsam, da eine noch größere Zahl nicht vollständig bedeckt werden könnte; allein will man einer Truthenne gewöhnliche Hühnereier zum Brüten anvertrauen, so kann man füglich das Verhältniß von 2 zu 3 annehmen. Die Truthenne brütet auf ihren eigenen Eiern 4 Wochen, zuweilen einige Tage länger. Da sie ungemein eifrig brütet, so muß man ihr Futter und Wasser ganz in die Nähe des Nestes stellen, übrigens ist es nöthig, sie möglichst isolirt sitzen zu lassen und zu verhüten, daß der Hahn sie nicht störe. Man hat mehrfache Beispiele, daß ältere Hähne, nachdem ihre sämtlichen Hennen von ihnen getrennt und mit Brüten beschäftigt gewesen, vermuthlich aus Langeweile, sich ebenfalls auf ein Nest gesetzt und die ihnen versuchsweise untergelegten Eier vollkommen gut ausgebrütet haben. Ueberhaupt sind die Truthennen geborene Brüter und zum Brüten der Eier von Hühnern, Enten, Fasananen &c. vortrefflich und mehrmals hintereinander zu verwenden. Oft hört und liest man die Warnung, brütende Truthennen täglich vom Neste zu heben, damit sie fressen, weil sie sonst vorziehen würden, vor Hunger zu sterben, als ihre Eier zu verlassen. Allein dies ist eben auch nur eine vorgefaßte Meinung, denn sie verlassen zwar das Nest zuweilen erst nach Ablauf von 2 oder 3 Tagen, halten sich auch nicht lange außerhalb desselben auf, aber vom Sterben aus Hunger ist keine Rede. Der Verfasser verwendet seit vielen Jahren Truthennen zum Brüten, doch ist ihm nie ein ähnlicher Trauerfall passirt. Dagegen ist zu empfehlen, jede Truthenne isolirt brüten zu lassen, oder wenn man mehrere in demselben Lokal sitzen hat, sie in den Morgenstunden, wo sie zuweilen das Nest verlassen, zu beobachten, da es häufig vorkommt, daß sie in ihrer Begierde, sich auf die ersten besten Eier zu setzen, auf ein fremdes Nest gerathen, und eine andere, ihr ursprüngliches Nest kennend, sich ebenfalls darauf setzen will, wo dann das Resultat gewöhnlich zerbrochene Eier sind.

Wenn, wie in Frankreich, die Truthennen schon im Januar zum Brüten gezwungen werden, und 3 bis 4 Touren hinter einander brüten müssen, so läßt man sie dann einige Wochen sich erholen, bringt sie hier-

auf zu ihrem Hahn, da sie ohnehin später als die Hühner zu legen beginnen, und läßt sie dann nachher noch ihre eigenen Eier ausbrüten.

Sind nun die jungen Truthühnchen glücklich ausgelaufen, so läßt man sie, ebenso wie die jungen Hühnchen, einen Tag unter ihrer Mutter, ohne sie zum Fressen zu nöthigen, da sie solches noch nicht bedürfen, Wärme aber ihnen nach ihrem Eintritt in die Welt das allerdringendste Bedürfniß ist. Unter allem zahmen Geflügel sind die jungen Truthühner am allerschwierigsten aufzuziehen; sie sind von Natur höchst weichlich und empfindlich, dabei aber auch so dumm und ungeschickt, daß nichts leichter ist, als unversehens auf sie zu treten; deshalb erfordern sie längere Zeit die größte Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Pflege. Zwar schadet allen jungen Vögeln der Regen, so lange sie noch im Flaume herumwandeln, bei den Truthühnern wirkt derselbe aber sofort tödtlich, wenn man nicht augenblicklich Maßregeln trifft, sie gründlich zu erwärmen. Anhaltend feuchte kalte Witterung ist ihnen ebenfalls entschieden verderblich, und bleiben sie weit besser in einem Schuppen oder sonstigem bedeckten gesicherten Raum eingesperrt bis günstigeres Wetter eintritt. Andererseits ist ihnen brennende Sonnenhitze gleichfalls nachtheilig, es ist daher bei sehr heißen Tagen der Vorsicht gemäß, sie des Morgens, nachdem der Thau entschwunden, etwa von 8 bis 10 Uhr, und des Abends ungefähr von 4 bis 7 Uhr ins Freie zu lassen, selbstverständlich nur bei ganz großer Hitze; bei gemäßigter Temperatur können sie unbeschadet auch die Mittagsstunden im Freien bleiben, und nur gegen Sonnenuntergang eingesperrt werden.

Als erstes Futter ist zu empfehlen: Hart gekochte, klein gewiegte Eier, vermischt mit Brodkrumen, Grütze, etwas gestampftem Hanfsamen, zuweilen wechselnd mit Gersten- oder Hafermehl, und jederzeit mit etwas Grünem vermengt, wie z. B. Nesseln, Zwiebelblätter u. s. w. klein gehackt; gehen die jungen Vögel in einigen Tagen auf Grasplätze, so ist die Vermischung von Grünem unter das Futter nicht mehr erforderlich. Als eine andere gute Mischung hat sich auch folgende bewährt: $\frac{1}{3}$ bestehend aus hart gekochten Eiern, Nesseln, Wermuth, Schnittlauch, alles klein gehackt, und $\frac{2}{3}$ geronnene Milch oder Quark, während der ersten 14 Tage bis 3 Wochen; in den beiden folgenden Wochen fügt man gebrühte Gerstengrütze hinzu, und giebt davon täglich etwas mehr im Verhältniß zu den andern Stoffen. Immer ist es rathamer, in den ersten 8 Tagen die jungen Truthühner nicht herauszulassen, sondern sie in einem luftigen, zugleich bedeckten, vor Regen und Wind geschützten Raum zu halten. Im Anfang müssen sie häufiger, aller 2 bis 3 Stunden gefüttert werden, später etwa

dreimal täglich, immer aber regelmäßig zu gewissen festgesetzten Stunden. Man hat gefunden, daß die Jungen schneller wachsen und überhaupt mehr zunehmen, wenn man sie im Alter von 2 Monaten schon daran gewöhnen kann, sich des Nachts auf eine Stange zu setzen, wozu sie übrigens selbst Neigung bezeigen, sobald Stangen in ihrem Nachtlokal vorhanden sind. Ganz besonders sind sie vor Messeln zu bewahren, weil sie sich an denselben leicht ihre kahlen Köpfe verbrennen und dann zum großen Theil sterben.

Ein sehr kritischer Zeitpunkt für sie ist, wenn sie die Federn wechseln und roth ansetzen, was gewöhnlich im Alter von 3 Monaten erfolgt. Ist die Witterung warm und schön, so geht diese verhängnißvolle Periode in der Regel ganz ruhig und ziemlich schnell von Statten, ist es hingegen zu jener Zeit kalt und naß, so schwebt ihr Leben in der größten Gefahr, und man muß die größte Aufmerksamkeit darauf richten, sie trocken und warm zu halten, auch sehr gut zu füttern. Fleischtheile und Fettabgänge unter das gewöhnliche Futter gemischt sind dann wesentlich zu empfehlen, auch gestampfter Hantsamen, Mais oder Weizenmehl, wie sonstige leicht erregende, wärmende Mittel in Verbindung mit nahrhaften Stoffen, um sie über die gefährliche Uebergangs-Periode glücklich hinwegzubringen. — Haben sie ein Alter von 4 Monaten glücklich erreicht, so sind sie über die Gefahr erhaben, bedürfen dann keiner besonderen Sorgfalt mehr und können auf Stoppelfelder oder Wiesen getrieben werden, um sich selbst Nahrung zu suchen, wobei sie besonders gierig auf Schnecken und Würmer aller Art sind, ja, sie erscheinen dann um so abgehärteter und vertragen jeden Witterungswechsel ohne Nachtheil für ihre Gesundheit.

In England werden die Truthühner nicht besonders gemästet, um fett zu werden; man hält sie in einem etwas beschränkten Raum, giebt ihnen außer gekochten Kartoffeln und Grünem, woran es ihnen nie fehlen darf, Gersten- und Maismehl zu gleichen Theilen gemischt und mit Wasser, noch besser aber mit Milch zu einem dicken Teige gemengt, gebraucht aber die Vorsicht, ihnen das Futter stets in einer Art Kaufe zu verabreichen, so daß sie den Hals hindurchstecken müssen, um es zu erlangen, weil sie sonst zu sehr darin scharren oder es verunreinigen würden. In Ungarn werden die Truthühner hauptsächlich mit Mais gefüttert, einem herrlichen nahrhaften und leicht mästenden Futter. In Frankreich begnügt man sich häufig nicht damit, sie von selbst durch gute Nahrung möglichst fett werden zu lassen, sondern man hilft durch künstliche Mittel nach. Zu diesem Zweck bringt man sie in einem trockenen, luftigen, nicht allzu hellen Ort

und giebt ihnen zum freien Gebrauch einen Teig von gekochten Kartoffeln, vermischt mit Mehl von Gerste, Heidekorn, Mais oder Bohnen, nimmt aber sorgfältig jeden Abend den Ueberrest dieses Teiges hinweg, um ihn des Morgens wieder frisch zu bereiten, weil er sonst sauer und den Vögeln zumider werden würde. Nach einigen Wochen dieser Art Fütterung stopft man ihnen täglich mehrere Rudeln von Gerstenmehl oder auch gekochtem Mais ein, außer dem obigen in ihr Belieben gestellten Futter. In einigen Gegenden Frankreichs werden die Truthühner mit welschen Nüssen, mit der ganzen Schale versehen, gestopft. Man verfährt hiermit sehr allmählig, beginnt mit einer einzigen Nuß, den nächsten Tag läßt man zwei Nüsse folgen, und steigt nach und nach bis zu 40 Stück in einem Tage. Es ist kaum glaublich, wie schnell diese Nüsse verdaut werden; Feinschmecker indessen wollen behaupten, daß die ausschließlich mit Nüssen gemästeten Truthühner einen öligen Geschmack bekämen, und deshalb Mais sowie andere Nahrungsmittel vorzuziehen seien. — Bekannt ist es, daß das Truthuhn mehrere sehr von einander verschiedene Sorten Fleisch entwickelt und kontrastirt z. B. nichts stärker, als das blendend weiße Fleisch der Brust und das schwärzliche grobe Fleisch der Schenkel, welches sich sehr dem Rindfleisch, besonders dem zäheren, weniger aber der Lende nähert. Jüngere Vögel erreichen auch durch das beste Futter nie das Gewicht älterer; aber zweijährige Truthühne wiegen oft 10 bis 15 kg. Daß ein junger, gut gemästeter, mit Trüffeln gefüllter Truthahn in Frankreich zu den beliebtesten Braten zählt, wird unsern geehrten Lesern, welche nicht aus eigener Erfahrung urtheilen können, auch ohne nähere Gründe anzuführen, gewiß vollkommen einleuchten. Auch in Deutschland dürfte man gleicher Ansicht sein.

Das wilde Amerikanische Truthuhn, Figur 42.

Als der Stammvater des unsrigen zu betrachten, dürfte er nicht uninteressant sein, und folgt daher dessen nähere Beschreibung.

Der wilde Truthahn ist völlig ausgewachsen, beinahe $1\frac{1}{4}$ m lang, und hält in der Flügelweite über $1\frac{1}{2}$ m. Der Schnabel ist stark und kurz, indem er nur 5 cm bis zum Mundwinkel mißt, und röthlich gefärbt, bis auf die hornfarbene Spitze; die obere Kinnlade ist gewölbt und am Ende geneigt, ragt auch, da sie länger und weiter als die untere, über diese hinweg. An der Basis wird sie von einer auffallenden, wachsähnlichen Membran überdeckt, worin die von einer wulstigen Haut halb

geschlossenen und nach unterwärts öffnenden Nasenlöcher sich befinden. Die untere Kinnlade erhebt sich allmählig nach der Spitze zu; die Ohröffnung schützt ein Bündel kleiner, zerklüffelter Federn; die Zunge ist fleischig und ungespalten; die Augensterne sind dunkelbraun; der verhältnißmäßig sehr kleine Kopf, sowie der halbe Hals, ist mit einer nackten, bläulichen Haut überzogen, auf welcher eine Anzahl an den obern Theilen rother, an den untern weißlicher warzenähnlicher Erhabenheiten und, zwischen denselben zerstreut, einige schwarze borstige Haare, sowie noch

Figur 42.



minder zahlreich am Halse kleine Federn sich bemerklich machen. Die nackte Haut bildet, noch weiter herab am Halse, wo derselbe schlaffhäutig ist, wellige Anhängsel, an dessen unterer Fläche höhlenreiche Erhabenheiten oder ein Bart sich befinden. Von dem Schnabel, da, wo er sich mit dem Vorderkopfe verbindet, entspringt ein runzliges, konisches, und ausdehnbare Fleischgewächs, das an der Spitze mit langen Haaren besetzt ist. So lange der Vogel sich ruhig verhält, ist dieser Fleischbalg nur 3 cm lang, in von Begierde oder Zorn aufgeregtem Zustande dagegen ver-

längert er sich dermaßen, daß er den Schnabel ganz und gar bedeckt und noch 5 oder 7 cm weit darüber herabhängt. Der Hals, von mäßiger Länge und Dicke, hat an seinem untern Theil ein Büschel von 17 cm langer, steifer, schwarzer Haare. Der Rumpf ist dick, etwas länglich und mit langen, abgestumpften Federn bedeckt. Diese theilen sich in sehr leichte, rußfarbene Dunen an der Basis, oberhalb welcher sie jedoch eine mehr schwärzliche Färbung annehmen. Diesem dunkelgefärbten Theile folgt dann ein breiter, metallisch glänzender Streifen, der, je nachdem das Licht darauf fällt, bald kupfer- oder goldbronznen, bald violett oder purpurn schimmert und in einen schmalen, sammet-schwarzen Endstreifen übergeht, der den Federn an Hals und Brust fehlt. Der untere Theil des Rückens und

der obere Theil des Bauches sind weit dunkler gefärbt, mit weniger gold- und violett-glänzenden Reflexen. Die Federn des untern Bauchtheils haben mehrere verdeckte, rußfarbene, schwarze Querlinien, dann ein schwarzes Band vor dem breiten, kupferfarbenen glänzenden Streifen. Der schmale, schwarze Endstreifen ist mit einer hellbraunen Franse besetzt. Die Schwanzdeckfedern sind ebenfalls von hellbrauner Färbung, mit zahlreichen grünlich schimmernden, schmalen Streifen. Allen diesen Deckfedern fehlt das metallisch glänzende Band, sowie der Mehrzahl auch der schwarze Endstreifen. Der Bürzel und die Schenkel sind einfach bräunlich-ashfarben, untermengt mit blässerem Tinten. Die untern Schwanzdeckfedern sind schwärzlich, nach den Endungen zu kupferig glänzend und an den Spitzen hellbraun.

Die Flügel haben eine konkave, abgerundete Form und überragen kaum den Anfang des Schwanzes. Sie haben 28 Schwungfedern, deren erste die kürzeste ist, die fünfte und sechste die längsten sind; die zweite und neunte haben fast gleiche Länge. Die kleinen und mittelgroßen Flügeldeckfedern sind wie die Federn des übrigen Körpers gefärbt, die größeren Deckfedern sind kupferig-violett mit einem schwarzen Streifen nahe an der weißlichen Spitze. Ihre untere Fahne ist mit dunkler Rußfarbe gesprenkelt. Bei alten Vögeln ist die äußere Fahne zwischen den Büscheln durch Bruch zerrissen, weshalb denn auch die Federn ein sehr sonderbares gekräuseltes Ansehen haben. Der falsche Flügel, die ersten Deckfedern und die Hauptschwungfedern sind einfach schwärzlich gefärbt und weiß bandirt, welche letztere Färbung jedoch durch den Schaft unterbrochen wird und schwärzlich gesprenkelt ist. An den Schwungfedern zweiter Ordnung ist die weiße Farbe so überwiegend, daß sie als weiß mit schwärzlichen Streifen bezeichnet werden können; auch haben sie überdies noch einen gelbrüchigen Anstrich, welche letztere Farbe allmählig in das Weiß und dann in das Schwarz der Federn übergeht, je nachdem diese sich mehr dem Körper nähern, so daß die Federn dritter Ordnung fast ganz jene Färbung haben, nur daß sie schwärzlich gesprenkelt sind und an der innern Fahne metallisch schimmern. Die vordern Deckfedern unterhalb der Flügel sind bräunlich-schwarz; die hintern grau gefärbt. Der Schwanz mißt über 38 cm, hat eine abgerundete Form und besteht aus 18 breiten Federn. Er kann sich sammt den oberen Schwanzdeckfedern ausbreiten und verlängern, so daß er einem Fächer ähnlich wird, wenn der Vogel sich spreizt. Der Schwanz ist rußfarben, mit schwarzen Flecken und zahlreichen schmalen

Wellenlinien von derselben Farbe, welche sich an den mittleren Federn unter einander wirren; nahe an der Spitze ist ein breiter schwarzer Streifen, worauf die Federn sich wieder auf einer kleinen Strecke gescheidt und weiterhin gelbruffarben getüpfelt zeigen. Die Füße sind stark und mitunter länger; die Fußwurzel hat über 14 cm in der Länge, ist vorn mit großen, abwechselnden, fünfeckigen Platten bedeckt und an der hintern, innern Seite mit einem etwas stumpfen, kräftigen, zusammengedrückt, fast 2 cm langen Sporn versehen. Von den Zehen sind drei, an der Basis durch eine Membran nach vorn gestellt und eine hinterwärts, welche, höher an der Fußwurzel als die andern artikulirt und um die Hälfte kürzer als die beiden gleichlangen Seitenzehen, nur mit der Spitze den Boden berührt; die Mittelzehe hat über 9 cm, die hintere dagegen nur etwas über 2 cm Länge; sie sind insgesammt mit ganzen Platten bedeckt. Die Fußsohle hat eine geförnte Struktur. Die Färbung der Füße ist roth. Die Ränder der Platten und Schuppen, sowie die Membran und die Nägel, sind jedoch schwärzlich gefärbt. Die Nägel sind länglich, breit, an der Spitze abgestumpft, oben gerundet, unten ganz flach.

Die wilde (amerikanische) Truthenne ist bedeutend kleiner, als das Männchen, da sie nur eine Länge von 1 m hat. Der Schnabel und die Füße ähneln denen des Truthahns, sind jedoch verhältnißmäßig kürzer als bei diesem und von Sporen auch nicht eine Spur vorhanden. Die Augensterne sind wie beim Männchen, der Kopf und Hals hingegen nicht so nackt, sondern mit kleinen, zerflossenen Federn von schmutziggrauer Farbe bedeckt, die des Nackens ruffarben getüpfelt. Der Fleischwulst auf der Stirn ist nur klein und der Verlängerung nicht fähig. Die allgemeine Färbung ist ein schwärzliches Grau, jede Feder mit einem metallisch, jedoch weniger als beim Truthahn, glänzenden Streifen, dem ein anderer schwärzlicher mit einer graulichen Erdfranse folgt; der schwarze Endstreifen an den Federn des Halses und der ganzen untern Fläche ist verwischt. Die Federn des letztern Körpertheils, sowie die des untern Theils des Kumpfrückens und der Weichen haben gelbliche, ruffarbene Spitzen, welche nach dem Schwanz zu allmählig heller werden. Der Bürzel und die Schenkel sind schmutzig gelbgrau ohne allen Reflex; die untern Schwanzdeckfedern sind dunkel ruffarben getüpfelt und gesleckt; die oberen Schwanzdeckfedern denen des Männchens ähnlich gefärbt, aber dunkler und mit einer breiten, weißlichen, ruffarbenen Franse endigend. Die Flügel haben

ebenfalls eine dunklere Färbung, da jede Feder grau getüpfelt ist; an den Hauptschwungfedern, wo die Streifen sich verschmälern, findet sich weniger Weiß, und an denen zweiter Ordnung fehlt es ganz. Der Schwanz ist ähnlich wie beim Truthahne gefärbt.

Der Fasan.

Fasanenzucht in Frankreich. Der Fasan kann eigentlich nur zur Hälfte als ein zahmes Geflügel betrachtet werden. Obwohl man denselben theilweise so weit zähmen kann, daß er dem andern Hausgeflügel gleich sich bewegt, so hat dies doch nur in den seltensten Fällen günstigen Erfolg auf Nachzucht, da die in engerem Gewahrsam gehaltene Fasanenhenne zwar Eier legt, aber nicht brütet. Diese Beobachtung hat behufs Vermehrung der Fasanen zu zwei Methoden geführt, um sie fortzupflanzen: die wilde und die zahme Fasanenzucht. Um eine wilde Fasanerie anzulegen, bedarf man einer Waldparzelle von etwa 4 bis 6 Hektaren im Umfang, einzelne freie Grasflächen enthaltend, wo möglich mit einem durchfließenden Wasser versehen. Der ganze Raum muß mit einer Mauer oder mit hohen Pallisaden eingefriedigt werden. Man versetzt sodann in diesen Wald mehrere Fasanen-Familien, eine jede aus einem Hahn und fünf bis sechs Hennen bestehend. Vorher schneidet man jedoch den Hähnen ein Flügelgelenk ab, um sie dadurch am Fortfliegen zu verhindern; sowie man diese Vorsichtsmaßregel ergriffen hat, ist nicht zu befürchten, daß die Hennen ihre Hähne verlassen würden. Wenn die Legezeit beginnt, sucht jede Henne unter dem Beistand des Hahnes ein abgelegenes Plätzchen, wo sie ihr Nest baut; sie legt im zeitigen Frühjahr 12 bis 15 Eier, und brütet ungefähr 30 Tage. Diese Frist kann indessen variiren durch Einfluß der Witterungs-Verhältnisse. Jede Fasanenhenne wählt sich nach beendigter Brut einen gewissen Umkreis, worin sie ihre Jungen führt und nicht duldet, daß andere Hennen denselben überschreiten. Die Hähne nehmen sich darin ganz ihrer Familie und Descendenz an, und vermeiden alle Berührung mit den übrigen Familien. Nur, wenn die Jungen erwachsen sind, werden die Hähne wieder geselliger, und leben dann unter einander bis zur nächsten Legeperiode im besten Einvernehmen.

Die Vermehrung der Fasanen auf diese Art ist leicht und geht ohne besondere Mühe vor sich. Man hat nur darauf zu sehen, daß es ihnen nicht an Wasser und Futter fehle, besonders im Winter, wenn die Erde hart gefroren oder mit Schnee bedeckt ist. Weizen, Heidekorn, etwas Hanf, der kleinkörnige Mais, an einigen Stellen hingestreut, sind diejenigen Nahrungsmittel, welche ihnen am besten zusagen. In der besseren Jahreszeit kann man die Quantität des ihnen zu reichenden Futters vermindern, weil sie dann in ihrem Park Eicheln, Bucheckern, Samenkörner wilder Pflanzen, Schnecken, Würmer und Insektenlarven finden. Während des Winters sorgt man für eine Art Hütte oder bedeckten Schuppen mit Stangen zum Aufbäumen versehen, an eine Mauer in der Richtung nach Mittag gelehnt.

Man muß den wilden, nach ungestörter Freiheit strebenden Charakter der Fasanen berücksichtigen und so wenig als möglich die Fasanerie betreten, wenn man wünscht, daß sie sich in diesem halbfreien Zustande vermehren sollen, der ihnen naturgemäß weit besser zusagt, als eine engere Begrenzung. Man fängt die jungen Fasanen zu dem Zeitpunkt, wo sie ihre Mutter verlassen und noch nicht stark genug sind, um fliegen zu können. Da sie mit einem vortrefflichen Appetit begabt sind, lockt man sie mit Hülfe einiger ihnen besonders zusagender Nahrungsmittel in einen im Voraus eingerichteten engeren Raum, dessen Thür man hinter ihnen schließt, so daß sie nicht mehr entfliehen können. Auch kann man sie vermöge eines bei eintretender Dunkelheit aufgestellten, Futter enthaltenden Netzes fangen. Die auf diese Art erzogenen jungen Fasanen sind am geeignetsten, um eine wilde Fasanerie wieder zu bevölkern, indessen ist es anzurathen, sie nicht aus einer ganz in der Nähe gelegenen Fasanerie zu beziehen, weil sie sonst leicht an ihren Geburtsort zurückkehren würden.

Um eine zahme Fasanenzucht anzulegen, muß man die Fasanen wie Hausgeflügel behandeln. Diese zweite Methode ist schwieriger als die erste und ihre Resultate sind zweifelhafter, allein sie bedarf weniger Raum und kann überall angelegt werden, wo man über einen Geflügelhof verfügen kann, worin sich kein anderes Geflügel befindet, sonst müßte ein ganz abgesonderter Platz dazu bestimmt werden. Ein von Mauern umgebener viereckiger Hof, 10 bis 12 m breit und lang, genügt für vier Fasanenhähne, einen jeden in Gesellschaft von vier bis fünf Hennen. Der Raum enthält ebenso viele durch Drahtgitter getrennte Abtheilungen, als man sogenannte Familien unterbringen will. Kann man durchfließendes Wasser beschaffen, so ist es um so besser, entgegengesetzten Falles bedient

man sich beliebiger Gefäße zum Trinkwasser, welches aber stets klar und kühl sein muß. Während des größten Theils des Jahres können die Verbindungsthüren aus einer Abtheilung in die andere geöffnet bleiben, da der Fasan ein sehr geselliger Vogel ist, nur in der Legezeit erwacht bei den Hühnern die Eifersucht, und so lange diese Periode dauert, sind sämtliche Abtheilungen oder Familien sorgfältig getrennt zu halten, weil sonst die Kämpfe ebenso wie bei den gewöhnlichen Hühnern fort-dauern und lebensgefährlich werden würden.

Da nun auf engeren Raum beschränkt und auf vorstehende Art gehalten die Fasanenhenne wohl legt, aber nicht brütet, so bedient man sich zum Ausbrüten ihrer Eier der kleinen englischen Zwerghennen, der Bantams oder einer ähnlichen kleinen Race, vorzugsweise gegen größere und stärkere Hennen, die vermöge ihres Körperbaues die mit dünner Schale versehenen und hierdurch leicht zerbrechlichen Fasaneneier häufig zerdrücken würden. Die Fasanenhenne beginnt in der Regel in der ersten Hälfte des Monat März zu legen; sie legt meistens einen Tag um den andern, zuweilen selbst täglich, wenn sie, nachdem sie die erste Hälfte abgelegt, acht Tage pausirt hat. Gewöhnlich legt sie gegen 20 Eier, gute Legehennen geben indessen öfters 8 bis 10 Tage nach Beendigung ihres Eier-Pensums noch eine kleine Nachlieferung von 5 bis 6 Eiern. Ein weiteres Legen findet alsdann nicht mehr statt, als erst im nächsten Frühjahr. Die gelegten Eier sind täglich auszunehmen und an einem kühlen Ort in Kleie aufzubewahren; dies geschieht am besten, während sie ihre Mahlzeit einnehmen; auch ist zu empfehlen, daß womöglich immer dieselbe Person mit den Fasänen sich beschäftige, an die sie sich gewöhnen, gegen Fremde sich aber scheu benehmen, und ist es wesentlich, daß sie vorzüglich während der Legezeit recht ruhig gelassen werden.

Einer kleinen Zwerg- oder Bantamhenne giebt man nicht mehr als 12 Fasaneneier zum Ausbrüten, da jedoch diese Eier länger als gewöhnliche Hühnereier bebrütet werden müssen, so passirt es zuweilen, daß die Hennen, nachdem sie 20 bis 22 Tage ohne Erfolg geseßen, der Sache überdrüssig werden und das Nest verlassen. Für solche Fälle erfordert es die Vorsicht, stets einige Brüterinnen in Reserve zu haben, denen man einige Eier ihrer Gattung unterlegt und dann den Tausch bewerkstelligt. Die von Hühnern ausgebrüteten Fasänen nehmen in gewisser Hinsicht einiges von dem zahmeren Charakter ihrer Pflegemütter an. Man bringt die Henne mit den jungen Fasänen in eine kleine Hütte, welche mit einem vergitterten freien Raum in Verbindung steht, darin die Fasänen sich nach

Belieben Bewegung machen und unter die Flügel ihrer Mutter zurückkehren können, deren Ruf sie folgen. Die erste Nahrung, welche man ihnen verabreicht, besteht in einem Teig von Brodkrumen, hart gekochter klein gewiegter Eier und Ameiseneiern. Dieser letzte Artikel ist ihnen vorzüglich in der ersten Zeit am unentbehrlichsten. Um Ameiseneier zu erlangen, pflegt man auf folgende Art zu verfahren: Zwei Männer, mit einer Schaufel und einem Leinwand sack versehen, suchen die Ameisenhaufen im Gehölz auf; der Eine von ihnen stürzt den geöffneten Sack über den Ameisenhaufen, indessen der Andere mit der Schaufel den Haufen unter einander rührt und die Ameisen in die schrecklichste Verwirrung bringt. Keinen Ausweg sehend, retiriren die sämtlichen Ameisen in den Sack, der fest zugebunden wird, um sie darin festzuhalten. Nachdem dies geschehen, kann man die Larven oder sogenannten Eier mit leichter Mühe sammeln. Die im Sack befindlichen Ameisen werden in einem heißen Ofen getrocknet und konserviren sich dann sehr gut mehrere Monate; hinsichtlich der Larven hat man dies nicht nöthig. Allzuviel Ameisenfutter darf man aber den jungen Fasanen nicht auf einmal geben, da sie dies zu sehr aufregt. Das Trinkwasser muß oft erneuert werden. Nach Verlauf von 14 Tagen beginnt man mit obiger Teigfütterung und geringem Weizen abzuwechseln; nach einem Monat bedürfen sie täglich nur einmal Teig und dreimal Weizen. Wenn die jungen Fasane etwa zwei Monate alt sind, haben sie eine heftige Krisis zu überstehen, die jedoch bei sorgfältiger Pflege selten gefährliche Folgen hat; diese Krisis entsteht bei den jungen Hähnen durch die Bildung der langen Schwanzfedern und bei den jungen Hennen durch das plötzlich eintretende Wachsthum, wodurch sie im Verlauf einer einzigen Woche auffällig zunehmen. Sobald diese Krisis überstanden ist, verlassen die jungen Fasanen ihre Mutter und können von da an wie anderes erwachsenes Geflügel behandelt, demnach mit Weizen, Gerste und Heidekorn gefüttert werden. In Gegenden, wo Weinbau betrieben wird, benutzt man die getrockneten Weinträber zum Futter für junge Fasane. Gekochte Möhren oder gelbe Rüben, rohe Sellerie und Salat, grob gehackt, und ganz besonders Zwiebeln oder Zwiebelschalen sind gleichfalls Nahrungstoffe, die zu ihrer Entwicklung und ihrem Gedeihen wesentlich beitragen. Diejenigen Fasanen, welche man zur Verstärkung der wilden Fasanerie bestimmt, müssen den ersten Winter in der zahmen Fasanerie gehalten werden, um sie als noch nicht hinlänglich abgehärtet vor sehr großer Kälte zu schützen. Sie werden sodann zum Beginn der Legeperiode Ende Februar oder Anfang März in den Park versetzt.

Außer dem gewöhnlichen Fasan werden der Goldfasan und Silberfasan, beide aus China stammend, auf gleiche Weise, jedoch mehr in zahlreicher Fasanerie erzogen, da sie etwas schwieriger aufzuziehen sind.

Der gewöhnliche Fasan begattet sich mit der Haushenne und entstehen hieraus Bastarde, deren Fleisch beinahe ebenso zart und wohlschmeckend, als dasjenige des ächten Fasans ist. Die Bastarde sind kräftiger als ihr Vater und können in Gesellschaft des übrigen Hausgeflügels erzogen werden, allein sie sind nicht fortpflanzungsfähig.

Fasanenzucht in Oberschlesien und Böhmen. Hier werden die Fasanen-Eier von den frei im Park lebenden Fasanen gelegt, sorgfältig gesammelt und nicht den Fasanenhennen zum Brüten überlassen, auch nicht kleinen Englischen oder Bantamhennen zu diesem Zweck übergeben, sondern lediglich Truthennen zu diesem Zweck verwendet. Man erlangt hierdurch den Vortheil, eine größere Menge Eier unterlegen zu können, wobei allerdings auch auf einigen Abgang durch zerdrückte Eier gerechnet werden muß. Es werden dann nach Beendigung der Brut größere Familien gebildet und unter einige der Truthennen zum Führen vertheilt. In den ersten acht Tagen werden sie im Stall behalten, mit einem kleingewiegten Teig von Eiern und Weizenmehl gefüttert und sodann auf eine freie sonnige Wiese gelassen, auf welcher sich eine Art hölzerne Hütten, für jede Familie eine besondere, erbaut befinden, welche zum nächtlichen Aufenthalt dienen und Abends verschlossen werden. Mit dem Futter wird später weiter fortgeschritten, und außer obiger Mischung Hirse und Ameisenpuppen gegeben, mit immer größerem Antheil von Mehl. Die jungen Fasanen werden daran gewöhnt, nach dem Schall einer Glocke mit ihren Pflegemüttern auf dem Futterplatz zu erscheinen, und erhalten, wenn sie soweit gediehen sind des Nachts aufzubäumen, nur noch dreimal täglich Körnerfutter, bestehend zur Hälfte aus Weizen, zur andern Hälfte aus Gerste. Im Herbst nach der Ernte werden häufig junge Fasanenherden mit ihren sie als Mütter führenden Truthennen auf den Stoppelfeldern angetroffen. Im Oktober sind die jungen Fasanen so ziemlich erwachsen und werden dann im Laufe des Winters, vorzugsweise die Hähne, geschossen oder mit Stöcken erschlagen.

Zu andern, seltenern oder nicht so allgemein verbreiteten Varietäten übergehend, so ist zuerst

der Halsbandfasan, **Figur 43,**

als eine Varietät des gewöhnlichen zu betrachten.

In den meisten Thiergärten hat sich erst seit Kurzem eine weiße und eine scheckige Spielart eingebürgert, beide sehr schön und ebenso leicht aufzuziehen, als die gemeine, oder vielmehr noch leichter, was sich wohl daraus erklärt, daß beide Spielarten zahm gezüchtet und also mehr an das Haus gewöhnt sind, als die farbigen Fasane.

Der Obertheil des Kopfes vom Halsbandfasan ist braungelb mit grünlichem Schimmer; über den Augen befinden sich zwei weiße Flecke; der übrige Theil des Kopfes und der Hals haben eine glänzend dunkelgrüne Färbung mit violettem Reflex, ausgenommen da, wo das weiße Band, welches dem Vogel den Namen gegeben hat, sich um den Hals

Figur 43.



zieht. Die Federn des Rückens sind schwarz, in der Mitte von einem weißlichen Zickzackstreifen umgeben und mit einem schwarzen pfeilsförmigen Flecken bezeichnet; die an den Schultern sind an der Basis ebenfalls schwarz, in der Mitte ein weißlicher runder Fleck, umgeben von einem schwarzen und kastanienbraunen Ringe mit einem etwas purpurfarbenen Schimmer nach den Spitzen hin. Die Schwanzdeckfedern sind lichtbraun mit losen seidenartigen Bärten; die Brust zeigt ein glänzendes Purpurroth; die Seiten sind blaßgelb, die untern Theile der Schenkel schwarz mit violettem Schimmer; die Schweifedern endlich haben eine olivengrüne Färbung, in der Mitte mit breiten

schwarzen Querstreifen, und eine Länge von etwa 40 cm. Diese Art ist auch mit schwarzen Sporen versehen, die aber weniger lang sind, als bei dem Haushahne. Das Weibchen hat unter jedem Auge einen schmalen Streif kurzer schwarzer Federn, wodurch sie sich hauptsächlich von der gemeinen Fasanenhenne auszeichnet, von der sie sich übrigens auch noch durch

den Mangel der schwarzen Flecke auf der Brust, sowie durch die größeren schwarzen Querstreifen auf ihrem Schweife unterscheidet. Auch die Eier desselben differiren, indem sie hellblau sind, mit einem grünlichen Schimmer und zahlreiche Tüpfelchen von dunklerer Färbung zeigen, während die des gemeinen Fasans olivenweiß und ungetüpfelt sind.

Gleich allen andern Fasanen sind auch diese in China zu Hause und gelangten nach Europa von den Ufern des Phasis, des jetzigen Nioni, in Kleinasien.

Die Gold- und Silberfasane, Figur 44.

Da diese so häufig Bewohner unserer Geflügelhäuser sind, so verdienen sie auch eine besondere Beschreibung.

Der Goldfasan

(siehe nachstehende Abbildung) ist nicht so groß, als der gemeine Fasan, aber der schönste der ganzen Gattung. Der männliche Vogel hat, wenn vollständig gefiedert, eine Länge von beinahe 1 m, von welcher jedoch der Schweif allein etwa zwei Drittheile mißt. Die Federn am Vorderkopfe sind sehr lang, seidenhaarig, glänzend gelb und überragen weit die des Hinterkopfes, welche eine glitzernde Orangefärbung haben und mit schwarzen Querstreifen markirt sind; diese letztern sind lang und hängen wie ein steifer Kragen über die Seiten des Halses herab, können auch beliebig auf- und niedergerichtet werden. Die Backen sind mit winzig kleinen sammetartigen Federn dünn bekleidet, und sowohl der übrige Kopf, dem übrigens der bei dem gemeinen Fasan so ansehnliche Kamm völlig abgeht, als die ganze Kehlgegend, besiedert. Die Federn des Nackens haben eine grün- und goldgemischte Färbung mit schwarzen Säumen; die des Rückens und der obern Schwanzdeckfedern sind glänzend gelb, die letztern auch karmoisinroth gesäumt. Ueber der Basis jedes Geflügels ist ein breiter tiefblauer, ins Violette spielender Fleck; die Flügeldeckfedern und die Schwungfedern zweiter Ordnung bieten verschiedene Nuancen von Kastanienroth und Braun dar, und die Schwungfedern erster Ordnung sind mit röthlichen Flecken auf braunem Grunde bezeichnet. Die Schweiffedern sind abwechselnd kastanienbraun und schwarz, und zwar laufen die Farben in schrägen Streifen zerstreut über die verborgenen Federn. Unmittelbar über der Basis des Schweißes ist das Gefieder schön scharlachfarben. Die Kehle ist schwärzlich

braun, der übrige Theil der untern Halsgegend, mit Einschluß des Nackens, die Brust und der Bauch glänzend scharlachroth. Die Augensterne sind von goldschimmernder Färbung ebenso auch der Schnabel und die Beine, aber von etwas hellerem Tone. Die letztern sind auch mit Sporen von konischer Form und mäßiger Größe bewaffnet; die Füße in vier Zehen getheilt, von welchen die drei vordern an der Basis durch eine kurze, membranöse Erweiterung mit einander in Verbindung stehen. Der lange, schmale und in Bogenform getragene Schwanz besteht aus 18 Federn, welche zwei vertikale Flächen bilden und einander in regelmäßiger Abstufung überdecken, so daß die zwei mittelsten beträchtlich länger als die übrigen sind.

Figur 44.



An dem Weibchen sind, wie gewöhnlich bei dieser Vögelfamilie, die Farben bei weitem weniger glänzend als an dem Männchen. Die obern Theile haben eine mehr oder minder dunkle rostbraune Färbung, die untern eine Zeichnung von dunkelbraunen Flecken auf hellerem Grunde; die Kehle ist beinahe weiß; die Flügel sind mit schwarzen Querstreifen gezeichnet, und der Schweif, bedeutend kürzer als beim Männchen, ist wie die Flügel scheidig gefärbt.

Diese Fasane sind in China zu Hause, wo sie dieselben Verhältnisse bewohnen, wie der gemeine Fasan, bilden aber eine ganz verschiedene Species, und daß sich die beiden Arten unter einander im wilden Zustande gekreuzt hätten, davon ist niemals etwas bekannt geworden. Bei den Chinesen führen sie den Namen Kinki, oder Goldblumenvogel. Sie sind in ihrer Lebensweise nicht so wild, als der gemeine Fasan, und man hat daher versucht, sie in Wildgärten zu halten, jedoch im Allgemeinen ohne Erfolg. Für die Tafel sollen sie von noch zarterem Geschmack als der gemeine Fasan sein. Die Federn der Haube und des steifen Kragens werden von den Engländern in England sehr gesucht.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß der Goldfasan keineswegs der weichliche Vogel ist, als welcher er von manchen Autoren beschrieben worden, da man ihn zu allen Zeiten des Jahres in einem offenen Geflügelhause gehalten, auch gefunden hat, daß er früher zu legen beginnt, als der Silber- und der gemeine Fasan, die Strenge der Witterung ihm also nichts anzuhaben vermag. Bei geeigneter Behandlung möchte er daher in der Gefangenschaft noch leichter aufzuziehen sein, als der gemeine Fasan und dasselbe bezügliche Verfahren, wie es bei dem Letztern ausführlich angegeben worden, dürfte auch bei dem Goldfasan seine passende Anwendung finden.

Der Silberfasan,

welcher **Figur 44** abgebildet, ist größer und kräftiger als der Gold- und gemeine Fasan, auch gelehriger als diese beiden Arten; er besitzt zugleich viel Muth, läßt sich aber leicht zähmen. Der männliche Vogel ist etwa 75 cm lang; seine Baden sind von einer anscheinend nackten und karmoisinroth gefärbten Haut überzogen, welche sich auch, gleichsam eine Art Kamm bildend, weiter über die Augen hinzieht und zu beiden Seiten der untern Kinnlade in einer hängenden Falte verläuft. Den Scheitel des Kopfes ziert ein Büschel langer schwarzer Federn, welche über den obern

Theil des Nackens hinabfallen. An den Seiten des Kopfes und Halses, dem ganzen Rücken und den Flügeln, sowie an dem obern Theile des Schweifes ist das Gefieder glänzend silberweiß gefärbt, aber durchgehends mit größter Regelmäßigkeit von unendlich vielen feinen schwarzen Strichen durchkreuzt, welche in der Form von Sparren schief über die Federn hinglehen, daher man ihn auch wohl den gemalten Fasan nennt. Einen auffallenden Kontrast mit dieser zarten Färbung gewährt das durchgehend purpurschillernde Schwarz des Gefieders an dem Vordertheile des Halses, an der Brust und der untern Körperfläche. Die beiden langen Schweifedern sind in ihrer äußern Hälfte vollkommen weiß, der Augensterne ist bräunlich-orangefarben, der Schnabel gelblich, nach der Spitze hin sich verdunkelnd; die Beine sind von tieferer Färbung; die Sporen lang, scharf und weiß. Bei dem Weibchen tritt das Roth an den Wangen bei weitem weniger hervor; der Scheitel des Kopfes hat eine Art Haube von schwärzlichbraunen Federn; Hals, Brust und obere Körperfläche sind erdfarbenbraun, die Bauchfläche schmutzig weiß, mit Braun gemischt und von schwärzlichen Streifen durchkreuzt; die Schwungfedern sind fast schwarz, und der Schweif mit schwarzen, weißen und braunen Federn durcheinander besetzt.

Diese schöne Fasänenart bewohnt das nördliche China, wo sie häufig auch zahm gefunden wird, und von wo sie nach Europa eingeführt worden ist. Sie kommt sogar besser, als der gemeine Fasan, in gezähmtem Zustande fort, läßt sich leicht aufziehen und kann auch, wie durch gelungene Versuche sich erwiesen hat, im freien, offenen Lande fortgepflanzt werden; des gemeinen Fasans Nähe duldet sie indeß in den Wildgärten durchaus nicht.

Alle Fasane sind, wenn noch im wachsenden Zustande, öfteren Anfällen von Uebelbefinden unterworfen, welche meist von zu feuchter Atmosphäre, zu scharfem Luftzuge oder dem Mangel an Insektennahrung herühren. Am häufigsten leiden sie von einem Eingeweidewurm, welcher, in der Luftröhre sich einnistend, Erstickung verursacht. Knoblauch wird dagegen zuweilen mit Erfolg angewendet, indem man davon einen starken Aufguß in das Wasser zum Saufen giebt; oder man zersehneidet eine Knoblauchzehe und treibt sie durch die Kehle; auch Schnittlauch oder kleine Zwiebeln, klein geschnitten und mit Mehl gemischt, können täglich ein- oder zweimal als Futter gegeben, in dem frühern Stadium des Uebels und bevor durch die Würmerreizung Entzündung eingetreten ist, sehr wohlthätig wirken. Räucherung wird im vorgerückten Krankheitsstadium empfohlen;

das Einathmen des Tabaksrauchs steht darin als schnellwirkend oben an, und es soll auch, gehörig angewendet, ein unfehlbares Heilmittel sein. Um es aber mit gutem Erfolg zu appliciren, muß man die Jungen sorgfältig vor Erstickung in Acht nehmen, und dies geschieht am besten, indem man die kranken Thiere in einen Kasten bringt und dann durch ein darin angebrachtes Loch den Rauch aus einer brennenden Tabakspfeife hineinbläst, und zwar so lange, bis der Rauch hinlänglich dick geworden ist, zu welchem Ende alle zwei oder drei Minuten nachgesehen werden muß. Werden einige der Jungen durch den Tabaksrauch betäubt, so hört man mit dem Hineinblasen auf; erscheinen sie aber dadurch erschöpft, so nimmt man sie aus dem Kasten und sie werden sich alsbald wieder erholen. Je dichter der Rauch ist, in welchem die Jungen es noch aushalten können, um so besser, und das Kriterium dabei ist stets die Betäubtheit und die Unfähigkeit, sich länger auf den Beinen zu erhalten; sobald dies eintritt, darf kein Rauch mehr eingeführt werden. Uebrigens ist das Einathmen eines großen Quantum Rauchs in einer kurzen Zeit wirksamer, als wenn ein kleines Quantum mehrere Stunden lang eingeathmet wird.

Fasanen, welche auf obige Weise betäubt und allzusehr geschwächt wurden, hat man mit gutem Erfolg Falappe als Abführungsmittel gegeben, und zwar zu fünf Körnern, wenn sie noch ganz jung waren, zu zehn, wenn halberwachsen, und zu fünfzehn Körnern im ausgewachsenen Zustande.

Zum Schlusse des über die Fasane Gesagten führen wir aus dieser Vögelgattung noch einige Arten an, welche von verschiedenen Autoren erwähnt und insgesammt so schön sind, daß sich nur schwer sagen läßt, welcher Art der höchste Preis der Schönheit vor dem andern gebührt.

Nachträglich ist zu bemerken, daß sowohl Gold- als Silberfasanen erst im dritten Jahre vollständig ausgebildet sind.

S ö m m e r i n g s - F a s a n

ist eine sehr schöne Species und ward der holländischen Sammlung durch Dr. v. Siebold aus Japan gesendet. Hinsichtlich der Größe soll er zwischen dem gemeinen und dem Goldfasan stehen. Das Gefieder des Männchens ist von einer prächtig purpurröthlichen Färbung.

Der Argus-Fasan,

ein herrlicher Vogel, dessen Gefieder die reichsten Farben in harmonischer Uebereinstimmung hat, wenn es auch nicht in der stolzen Pracht schimmert, wie das der vorhergehenden Arten. Er ist ein Bewohner Sumatras und der Halbinsel Malakka. Sein Körper hat die Größe des Silberfasans, aber mit den beiden langen Schweiffedern, die allein $1\frac{1}{2}$ m messen, eine Länge von $1\frac{3}{4}$ m. Die Flügel, deren Federn zweiter Ordnung die Hauptschwungfedern um das Zweifache überragen, sind etwa 80 cm lang und hindern wegen ihrer Schwereffälligkeit den Vogel fast gänzlich am Fliegen, sind ihm dagegen beim Pauken von großem Nutzen. Auf den Flügeln, und namentlich auf den Federn zweiter Ordnung ist der größere Theil des herrlichen Schmuckes dieses Vogels, in den vielen Augenflecken, von denen er den Namen führt, verschwenderisch dargelegt. In Zeiten der Ruhe, oder wenn der Vogel nicht aufgereggt ist, sind diese schönen Flecken kaum wahrnehmbar; befindet er sich aber in Gegenwart seiner Weibchen, so breitet er die Flügel aus und schleppt sie auf dem Boden nach, so, dem Pfau und Truthahn gleich, seine volle Schönheit zur Schau tragend. Das Weibchen ist auch hier kleiner, als sein männlicher Genosse, sowie sein Gefieder, wie überhaupt bei allen Fasanen, von größerer Einfachheit und Bescheidenheit zeugt.

Der Impeys-Fasan

bewohnt die alpinischen Gebirgsketten Nepals und des Himalaya; Lady Impey machte den ersten Versuch, ihn nach England überzustedeln, aber ohne Erfolg, da er auf der Reise starb. Seit der Zeit aber haben mehrere schöne Exemplare dieses Land glücklich erreicht, welche sich im Besitz des Londoner Zoologischen Gartens befinden, auch Hoffnung zu gedeihlicher Nachzucht geben.

Die Pracht und das herrliche Widerspiel der Farben an dem männlichen Vogel mit Worten zu beschreiben oder durch den Pinsel wiederzugeben, ist fast unmöglich. Der größere Theil des Gefieders hangirt in Grün, Stahlblau, Violett und Goldbronze. Auf dem Kopfe hat er eine zum Aufrichten geeignete Haube von Federn, bestehend aus einem nackten Schaft mit ovalen Fähnchen, von einer dem übrigen Gefieder ähnlichen Textur. Die Mitte des Rückens ist rein weiß, der Schweif schlicht abge-

rundet und von glänzend kastanienbrauner Färbung; die Beine sind mit starken Sporen bewaffnet. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen; die Federn auf dem Kopfe desselben verlängern sich nach hinten; die Kehle und der Vordertheil des Halses sind rein weiß, das übrige Gefieder zeigt ein angenehmes Rothbraun, von andersfarbigen Flecken und Streifen unterbrochen. Von den schimmernden Farben des Männchens findet sich hier aber keine Spur. Die Behen und der Schnabel dieses Fasans eignen sich vortrefflich zum Ausscharren der Wurzelknollen und Insekten, wovon sie sich vorzugsweise nähren.

Es giebt noch eine Menge Varietäten der großen Fasanenfamilie, welche zwar weniger von praktischem Nutzen, doch einer Erwähnung verdienen, wie z. B.

der Königsfasan,

durch seinen sehr langen Schwanz sich auszeichnend und sehr buntes Gefieder tragend. Scheitel, Ohrfedern und ein breites Halsband sind weiß, Kopfseiten und ein nach vorn sich verbreitendes Brustband schwarz, Mantel, Bürzel und Oberbrust goldgelb, schwarz gesäumt, Unterbrust und Seiten auf weißgrauem Mittelfelde mit einem schmalen schwarzen Bande geziert, und außen rostfarben berändert, Oberflügeldeckfedern schwarzbraun, lichter gerändert und rothbraun gesäumt, Schwingen goldgelb und schwarz, Steuerfedern auf silbergrauem Grunde mit rothen Flecken und goldgelb gesäumt. Schnabel und Füße gelb.

Der Buntfasan.

Kopf und Oberhals grün, tiefer unten stahlblau, Nacken und Unterseite dunkelgrün, Mantelfedern schwarzgrün, rostgelb gebändert, Oberflügel und Oberschwanzdeckfedern bläulich graugrün, Schwingen braungrau, Schwanzfedern röthlich braungrau, schwarz gebändert.

Der Kupferfasan.

Färbung seines Gefieders ein schönes, ziemlich gleichmäßiges Kupferroth, fast jede Feder lichter gesäumt. Mitte der Oberflügeldeck- und der

Brustfedern schwarzbraun, die seitlich abgerundeten Bürzelsfedern goldgelb gesäumt, Schwingen erdbraun, lichter gebändert.

Der Pfau

gehört zu den von der Natur am prächtigsten ausgestatteten Thieren des ganzen besiederten Geschlechts. Der Pfauhahn besonders zeichnet sich aus durch die sehr große Entwicklung der obern Deckfedern seines Schweifes, welche er mittelst des eigentlichen Schwanzes in die Höhe zu richten und kreisförmig auszubreiten im Stande ist. Man kennt davon zwei Arten, beide heimisch auf dem Festlande und den Inseln Ostindiens.

Das gemeine Pfauhuhn,

von dem das gemeine Volk in Italien sagt, daß es mit dem Aeußern eines Engels und der Stimme eines Teufels einen Diebsmagen in sich vereine, wurde zuerst aus Ostindien, wo es noch in ungeheurer großen Heerden wild gefunden wird, nach England gebracht. Der Kopf desselben ist mit einem Busch von 24 Federn geschmückt, deren Schäfte völlig nackt, aber mit grünen, goldfarbigen Augen getüpfelt sind; der Kopf selbst, die Kehle, der Hals und die Brust sind blan, mit Grün und Gold untermengt; die größern Deckfedern und die falschen Flügel haben eine röthlichbraune Färbung, ebenso auch die Schwungfedern, von welchen aber einige mit Schwarz und Grün abwechseln; Bauch und Bürzel sind schwarz mit grünlichem Schimmer. Das Hauptkennzeichen dieses merkwürdigen Vogels ist jedoch sein Schweif, welcher gerade über dem eigentlichen Schwanz entspringt und, wenn ausgebreitet, einen in den glänzendsten Farben spielenden Fächer bildet; die beiden mittlern Federn sind zuweilen $1\frac{1}{2}$ m lang, wogegen die andern sich allmählig nach beiden Seiten hin verkürzen; die weißen Schäfte von Anfang bis fast zu Ende mit getrennten Fasern von verschiedenen Farben versehen und enden in einer flachen Fahne, welche mit dem sogenannten Auge verziert ist. Der eigentliche Schwanz besteht aus kurzen, steifen, braunen Federn, welche dem Schweife zur Stütze dienen. Der Schnabel ist von mäßiger Größe, schwach gebogen, mit nahe an der Basis stehenden offenen Nasenlöchern; der Kopf ist ganz besiedert; die Beine sind mit

starken konischen Sporen bewaffnet; die hintere Zehe berührt nur mit ihrem Nagel den Boden. Die Flügel sind kurz und konav; die sechste Schwungfeder ist die längste von allen.

Wenn er sich recht behaglich fühlt, oder in Gegenwart seiner Hennen, breitet der Pfauhahn seinen Schweif aus und zeigt sich so in seiner vollen majestätischen Schönheit; alle seine Bewegungen zeigen dann von Würde; sein Kopf und sein Hals sind stolz zurückgebogen, sein Schritt ist langsam und feierlich, und er dreht sich dabei oft bedächtig und anmuthsvoll um, gleichsam in der Absicht, die Sonnenstrahlen in jeder Richtung aufzufangen und so neue Färbungen seines Gefieders von unbeschreiblicher Schönheit und Pracht hervorzubringen, welches alles er mit einem hohll klingenden Gegurre, als dem Ausdruck von Lust und Wohlbehagen, begleitet; das Geschrei, welches der Pfau zu andern Zeiten und dann öfters ausstößt, klingt sehr unangenehm. Das Gefieder erneuert sich alle Jahre, und während der Mauser entzieht sich unser Vogel gleich als schäme er sich der Dessenlichkeit.

Man findet auch mitunter Exemplare, welche ganz weiß sind, und zwar sowohl in wildem Zustande, als gezähmt, doch kommt diese Färbung unter den Letzteren häufiger vor, als in ihrer Heimath. Auch giebt es hier und da geschlechte Spielarten, welche, wenn das dunkle Blau an Hals und Brust mit dem Reinweiß des übrigen Körpers kontrastirt, einen herrlichen Anblick gewähren und daher sehr gesucht sind. Bei diesen weißgefärbten Pfauen bieten sich übrigens die Augen auf den Federn, deren sonstige Struktur unverändert ist, sowie alle Abzeichen des Schwanzes, je nach dem darauffallenden Lichte in verschiedener Färbung dar.

Der Herrlichkeit dieses Vogels ist schon von den ältesten Geschichtschreibern gedacht worden. In einem frühen Abschnitte der englischen Geschichte, wo die Feste der Barone durch pomphaste Gebräuche, welche selbst gegen den Prunk des Königthums kaum zurückstanden, sich auszeichneten, durften bei einem noblen Gastmahle Pfauhühner, mit Gewürzen und wohlriechenden Kräutern ausgestopft, gebraten und ganz, auch mit dem vollen Schweif geziert, aufgetragen, nicht leicht fehlen. In unsern Zeiten werden Junge und Eier von Pfauen ebenfalls noch häufig auf den Tafeln der Reichen gesehen. Auch gelten sie als ein malerisches Zubehör der Parks und Gärten unserer Begüterten, worin sie ihre Jungen ohne allen menschlichen Beistand, außer einiger Abwartung in der Winterszeit, ausbrüten und aufziehen.

Die Pfanenjagd ist in Ostindien ein Lieblingsvergnügen, da diese Vögel dort in einigen Gegenden ungemein zahlreich sind. „In der Nähe der Wege in dem Dschungel-Distrikte“, berichtet Oberst Williams, „habe ich solche Mengen von Pfauen gesehen, daß ich davon im höchsten Grade überrascht war. Ganze Wälder waren mit ihrem schönen Gefieder bedeckt, dem die aufgehende Sonne noch ein prächtigeres Ansehen verlieh. Ich kann, ohne alle Uebertreibung, versichern, daß an der Stelle, wo ich beinahe eine Stunde lang stand, nicht weniger als 12- bis 1500 Pfauhühner von allen Größen im Bereiche meiner Augen sich befanden“. Vielleicht könnten es doch bei genauem Nachzählen einige weniger gewesen sein.

Gleich andern Vögeln des Geflügelhofes frißt auch das Pfauhuhn alle Arten Körner, vorzugsweise aber Gerste. Indes giebt es kaum ein Nahrungsmittel, wonach es sich nicht zu Zeiten gelüsten läßt, und nicht leicht vermag dann eine Hofmauer es abzuhalten, seinem Verlangen nachzugehen. Es entkleidet die Dächer der Häuser von Ziegeln oder Stroh, vereitelt die Arbeiten des Gärtners, entwirzelt die kostbarsten Saaten, und beißt seine Lieblingsblumen schon in der Knospe ab. Also ist denn seine Schönheit ein schlechter Lohn für den Schaden, den es anrichtet, und es werden ihm daher viele Vögel vom unscheinbarsten Gefieder mit Recht vorgezogen. Uebrigens reicht ein Pfauhahn für vier Hennen hin.

Die Pfauhenne bereitet sich ihr Nest auf der Erde und legt in dem fremden Klima selten mehr als 5 oder 6 Eier, bevor sie zu brüten beginnt; nach der Behauptung Anderer soll sie jedoch zuweilen 12 Eier legen. Die Brütezeit dauert 30 Tage. Die Küchlein sind überaus zärtlich, so daß man schon bei der mindesten Kälte oder Kälte sich fast mit Sicherheit auf ihren Untergang gefaßt machen muß; sie erfordern daher, gleichwie Fasanen oder Truthühner, große Sorgfalt zu ihrer Pflege. Das beste Futter für dieselben ist frischer Käse oder Quark, den man aus Milch mit Alaun bereitet, Ameisenpuppen, Mehlwürmer und hartgekochenes Eigelb. Wenn sie älter geworden, fressen sie gleich den alten Pfauhühnern gekochte Gerste oder andere Körner. Nach Reptilien sind sie überaus begierig, und sie werden daher ihren Aufenthaltsort von Fröschen, Eidechsen und dergleichen stets rein halten. Während der Mauser gebe man ihnen Honig, Weizen und Hafer mit frischem Wasser.

In den Wäldern, wo sie im wilden Zustande brüten, vermehren sie sich über alle Beschreibung stark. Sie erreichen ein Alter von etwa 20 Jahren, und erst mit dem dritten Jahre bekommt der Hahn das schöne, bunte Gefieder, das seinen Schweif so herrlich ziert.

Das Javanische Pfauhuhn, **Figur 45,**

kann als ein erst neuerlich (in England) eingeführter Vogel betrachtet werden. Er wurde zuerst von Dr. Horsfield auf Java, von Sir Stamford Raffles auf Sumatra, nach dem Leben beobachtet. Auch befinden sich einige lebende Exemplare desselben in der Sammlung der Londoner Zoologischen Gesellschaft, sowie in dem Zoologischen Garten zu Dublin. Herr Nolan besaß deren ebenfalls, und sie sind jetzt überhaupt nicht mehr sehr selten.

Die vorherrschenden Farben dieser Art sind blau und grün, welche an Tiefe variiren und gegenseitig in einander übergehen, je nach dem Lichte, das in mehr oder weniger gerader Richtung auf sie fällt. Hinsichtlich der Größe und der Proportionen ist diese Art der erst beschriebenen ziemlich ähnlich, nur hat ihre Hanbe die doppelte Länge der vorigen, und es sind auch die Federn, woraus dieselbe besteht, an dem ausgewachsenen Vogel von unten nach aufwärts regelmäßig gebärtet und durchgehends von glei-

Figur 45.



cher Breite; Kopf und Haube sind wechselsweise blau und grün; ein nackter Raum an den Backen, der Augen und Ohren einschließt, ist hinten hellgelb, nach vorn bläulichgrün gefärbt; die Hals- und Brustfedern, welche breit, kurz, abgerundet und gleich Fischschuppen über einander liegend sind, haben an ihrer Basis dieselbe glänzende Färbung wie der Kopf mit einem breiten, helleren, metallisch schimmernden Rande; an denen des Hahnes tritt dieser metallische Lüster noch stärker hervor; die Flügeldeckfedern haben die allgemeine Färbung mit einem dunkler blauen Tone; die Schwungfedern erster Ordnung sind hellkastanienbraun, das Gefieder des Schwanzes und seine Deckfedern glänzend metallischbraun, das ins Grüne übergeht; ihre Härte sind ungemein lang, locker, seidenartig und einigermassen zerfetzt, enden auch fast alle mit ähnlichen Augenflecken, wie man sie an dem gemeinen Pfauhuhn, und auch ziemlich von gleicher Größe, sieht; bei der javanischen Art sind aber diese Augenflecke in der Mitte von einer schönen dunkelpurpurrothen Färbung, und zwar bis zur Größe eines Markstückes; diese umgiebt ein grüner Streifen, der sich nach hinten verschmälert, nach vorn dagegen erweitert und eine Art Kerbe ansfüllt, welche ins Blaue übergeht; dann kommt ein breiter brännlicher Streifen und zuletzt ein schmaler schwarzer Ring mit kastanienbrannem Saume; dabei sind alle Farben von einem schönen metallischen Schimmer oder glänzen vielmehr wie Edelsteine, wenn sie in gewissem Lichte gesehen werden. Der Schnabel, von graulich Hornfarbe, ist noch länger und schlanker, als bei dem gemeinen Pfauhuhne; der Augenstern dunkelhaselnußbraun; die Beine sind stark, nackt, nebhäutig und, gleich den überaus laugen Sporen, von schwärzlicher Färbung. Ein sonderbarer Umstand ist übrigens der, daß, während der Hahn dieser Species bei weitem dunklere Farben zeigt, wie der gemeine Pfauhahn, die Henne derselben im Gegentheil in einem helleren Gefieder auftritt, als die gemeine Pfauhenne.

Ueber die Lebensweise dieser Pfauenart in ihrem wilden Zustande ist nichts Näheres bekannt; ohne Zweifel gleicht dieselbe der der andern Species, da man auch in der Gefangenschaft zwischen beiden Arten kaum einen betreffenden Unterschied wahrnimmt.

Der Schwan.

Seines prächtigen Aussehens auf dem Wasser wegen hat derselbe schon seit den ältesten Zeiten (in Großbritannien) in höchster Achtung gestanden. Während der Regierung Eduards IV. ward verordnet, daß Niemand, der nicht ein Lehgut mit einem jährlichen Netto-Ertrag von 5 Mark besäße, Schwäne zu halten berechtigt sei.

Nichts in der That geht über die Schönheit und Anmuth, womit der Schwan auf der Wasserfläche dahingleitet, indem er sich dabei in den stolzeſten Stellungen den Augen der Zuschauer darbietet, und kaum möchte es in der ganzen Natur ein auffallenderes Bild von Würde und Grazie geben. In seinen Formen zeigen sich niemals weder gebrochene oder unangenehme Linien, noch gezwungene oder schroffe Bewegungen, vielmehr die abgerundeten Kontouren; über jeden Theil schweift das Auge mit Vergnügen, und jeder Theil nimmt stets neue und anmuthige Stellungen an. Dagegen erscheint er auf dem Lande nichts weniger als zierlich. Es sind übrigens kraftvolle Vögel, welche ihre Eier und Jungen mit vielem Muth vertheidigen. So schoß einst ein weiblicher Schwan, als er einen Fuchs nach seinem Neste hinschwimmen sah, in das Wasser, und es gelang ihm, denselben zu ersäufen, worauf er wie im Triumph nach seinem Neste zurückkehrte. Das Fleisch der jungen Schwäne war früher sehr geschätzt, das der alten aber ist hart und unschmackhaft. Sie sollen bis 100 Jahre alt werden. Ihr Nest bauen sie aus Gras und Reisern zwischen Geröhricht. Sie beginnen im Februar zu legen, und zwar einen um den andern Tag ein Ei, bis deren sechs oder acht beisammen sind. Zum Ausbrüten derselben brauchen sie sechs Wochen. Zwei weibliche Schwäne sah man einst sich Jahre hindurch mit einander gleichsam associiren, indem sie ihre Jungen auf einem und demselben Neste ausbrüteten und aufzogen und dabei abwechselnd in aller Einigkeit dem Geschäfte oblagen. Die Alten tragen zuweilen ihre Jungen auf dem Rücken mit sich herum, und indem sie ihnen diese ihre Plege zu verlassen gestatten, gewöhnen sie dieselben nach und nach an das Wasser, wo dann die Mutter zuerst und der Vater hinten nach schwimmt.

Ihre Nahrung besteht in Wasserpflanzen, Wurzeln, Fröschen und Insekten und mitunter, so sagt man, auch in Fischen, welche letztere Behauptung

tung indeß andererseits in Zweifel gezogen wird, da man dergleichen in ihren Nagen noch nicht gefunden hat.

Der stumme Schwan wird in Rußland und Sibirien wild gefunden, in Großbritannien (und auch in Deutschland) jedoch nur im gezähnten Zustande. Er charakterisirt sich hauptsächlich durch seinen Schnabel, der durchgehends orangeroth gefärbt ist, mit alleiniger Ausnahme der Kinnbackenränder, der schwachen Krümmung am Ende, der Nasenlöcher und der nackten Stellen von der Basis nach den Augen zu, wo Alles eine schwarze Färbung hat. Ein langer Höcker, ebenfalls schwarz, überragt die Basis des Schnabels; der Augenfleck ist braun, und die Beine sind schwarz mit einem röthlichen Schimmer. Alles Gefieder dagegen, ohne Ausnahme, ist bei den erwachsenen Vögeln vom reinsten Weiß. Das vollausgewachsene Männchen mißt an $1\frac{1}{4}$ m in der Länge, jedoch bei ausgebreiteten Flügeln, welche, wenn anliegend, bis zu zwei Drittheilen des Schwanzes reichen, gegen $2\frac{1}{2}$ m. Sein Gewicht beträgt gewöhnlich etwa 10 kg, mitunter auch wohl 12 bis 15, und die um das Kaspiische Meer lebenden sollen noch größer werden. Das Weibchen seinerseits ist etwas kleiner als das Männchen, der Schnabelhöcker bei ihm ebenfalls geringer und sein Hals noch schlanker. Gleich nach dem Ausbrüten sind die Jungen von dunkelgrauer Färbung.

Die wilden Schwäne sind Zugvögel, und zwar ziehen sie im Oktober fort und kehren im März wieder zurück. Die zahmen Schwäne unserer Gewässer gedeihen stets am besten, wenn man sie im Winter ebenfalls auf dem Wasser läßt. Empfehlenswerth auch ist, daß man ihnen die Flügel stuzt. Das Verfahren dabei besteht einfach darin, daß man das Gelenk des falschen Flügels, der gewöhnlich etwa fünf der Schwungfedern enthält, aufsucht, ein scharfes Messer in dasselbe einführt und ihn rein weg-schneidet; oder fehlt es an hinlänglicher Kraft zum Gebrauch des Messers, so nimmt man einen breiten, scharfen Meißel, setzt denselben zwischen die Knochen am Gelenk und trennt sie dann mittelst eines Hammerschlages, nachdem man die Haut zuvor mit dem Messer durchschnitten hat. Wird dabei zu gewaltsam verfahren und ein Bruch des Knochens herbeigeführt, so stellt sich Brand ein und der Vogel geht darauf.

Auf den Gewässern bei Stralsund, auf der Havel bei Potsdam und auf einigen Orten, werden Schwäne in großer Anzahl gehalten. Im ersten Jahre haben sie graue Farbe.

Der Polnische Schwan.

Derselbe ist häufig mit dem zahmen Schwane verwechselt worden, mit welchem er auch in der That unter allen europäischen Schwänen die meiste Aehnlichkeit hat. Indes finden sich doch mancherlei wichtige anatomische Verschiedenheiten, besonders was den Kopf betrifft. Auch die jungen Schwäne dieser Art sind weiß, in welcher Hinsicht sie von allen andern Arten weißer Schwäne abweichen. Bei dem erwachsenen Vogel ist der Schnabel von röthlich orangegelber Färbung; die Seitenränder, die Spitze, die Rüstern, sowie die Basis der obern Kinnbacken sind schwarz. Auch hat er einen Schnabelhöcker, der aber nie die Größe jenes erreicht, welcher dem Kopf des zahmen Schwans zur Stütze dient. Beine, Zehen und Schwimnhäute sind schiefergrau. Die Luftröhre ist einfach.

Dieser Vogel ist ursprünglich in den höchsten nördlichen Gegenden und um das Baltische Meer zu Hause. Er gewöhnt sich leicht an die Gefangenschaft und brütet ebenso ungezwungen wie der gewöhnliche zahme Schwan. Von einem dem Lord Derby, auf seinem Landsitze zu Knowsley, gehörigen Schwanenpaar dieser Art starb das Weibchen, worauf sich das Männchen mit einem Weibchen der zahmen Art paarte und eine gehörige Brut die Folge davon war; indes paarten sich diese Bastarde, als sie erwachsen waren, weder unter sich selbst, noch mit den auf demselben Wasser lebenden zahmen Schwänen.

Der wilde oder singende Schwan.

Derselbe unterscheidet sich in mehreren anatomischen Einzelheiten von dem zahmen Schwane und bewohnt übrigens fast die ganze nördliche Hemisphäre, soweit Europa und Asien sich erstrecken. Er ist ein Zugvogel und hält sich zur Sommerszeit in den Nordpolargegenden auf, wo er in großer Anzahl brütet. Dasselbe, sowie die Aufzucht der Jungen, findet auch wohl auf den Orkney- und Shetland-Inseln statt. Beim Herannahen des Winters verläßt jedoch unser Schwan den Norden bis auf viele Breitgrade südwärts, indem er die Britischen Inseln, Holland, Deutschland, Frankreich und Italien, ja selbst das nördliche Afrika und Aegypten be-
Dettel, Hühner- oder Geflügelhof.

sucht. Er fliegt auf seinem Zuge ungemein schnell und in großer Höhe, wobei die sämmtlichen Individuen desselben eine Keilform bilden. Seine Stimme klingt rauh und der Ton ähnelt dem Worte „Hup“, mehrmals wiederholt, hat aber, wegen der Höhe des Zuges, mehr einen musikalischen Klang, da die Luströhre des Vogels sich bedeutend an dem kegelförmigen Brustknochen herab verlängert. Uebrigens sind weite Moräste, Seen, an den Mündungen der Flüsse, sowie überschwemmte Gründe der Aufenthalt dieses klugen Vogels.

Sobald der Frühling herannaht, sammeln sich die uns besuchenden Individuen zu Jügen und kehren nach ihren Brütorten in Norwegen, Island, Spitzbergen und Sibirien zurück. Die Dunensfedern dieser Art sind sehr werthvoll und werden von den Isländern in großen Quantitäten gesammelt. Im Monat August nämlich, wenn die alten Vögel ihre Schwungfedern abgeworfen haben und so zum Fliegen unfähig geworden sind, reiten die Eingebornen sie entweder nieder, oder ihre Begleiter, die Hunde, fangen sie. Beim Schwimmen hat man diesen Schwan nie seine Flügel Federn emporrichten oder ihn eine auffallende Position annehmen sehen; auch trägt er seinen Hals aufrecht und gerade, niemals gebogen; gehend aber hält er den Kopf niedermwärts. In der Gefangenschaft wird er bald zahm, und man hat ihn in England zum Brüten gebracht. Der Basalhöcker auf der obern Kinnbacke fehlt ihm, die Wachsheit bis an das Auge ist gelb; ebenso der hintere Theil der untern Kinnbacke, die Spitze dagegen bis an die Rüstern schwarz, — welche beide Farben sich einander in schräger Richtung begegnen, indem das Gelb sich längs den Seiten des Schnabels hinzieht, die Iris ist braun; die Füße sind schwarz. Bei ausgebreiteten Flügeln mißt er gegen $2\frac{1}{2}$ m.

Der Verwid-Schwan.

Diese Art ist um etwa ein Drittel kleiner als die vorige; ihr Schnabel erhöht sich an der Basis, welche gelb gefärbt ist; der mehr als die Nasenlöcher begreifende vordere Theil ist schwarz; der Schwanzfedern sind nur 18, während der singende Schwan deren 20 besitzt; die Beine haben eine dunkelschwärzere Färbung als bei diesem, und der Hals ist schlanker gebaut. Auch die Einrichtung der Luströhre ist verschieden: das Lumen derselben hat überall einen gleichen Durchmesser, und indem die

Röhre bis in einen Theil des Halses hinabsteigt, tritt sie in den Keel des Brustbeins ein, welcher, wie bei dem singenden Schwane, hohl ist, und geht durch dessen ganze Länge hindurch; am Ende des Keels angelangt, tritt die Röhre, welche sich allmählig auf- und auswärts neigt, in eine zu deren Aufnahme bestimmte Höhlung des Brustbeins, welche durch eine Trennung der Knochenplatten desselben, wodurch sich ein konvexer Vorsprung an der innern Oberfläche erzeugt, gebildet wird. Dieser Schwan ist in den nördlichen Gegenden Europas und Asiens sowohl, als Amerikas zu Hause; er brütet auf Island, sowie um den Nordpol herum, und zieht im Frühling südwärts; indeß scheint er seltener vorzukommen, als die vorige Art. Das Nest desselben ist weit und tief; seine Stimme laut, in der Gefangenschaft ein tiefstönendes Pfeifen, überhaupt viel sanfter als bei dem wilden und dem zahmen Schwane.

Der schwarze Schwan

ist in Australien zu Hause, wo er sich an den Flüssen und Seen, sowie auf den vielen Inseln an den Küsten dieses Welttheiles, in Menge aufhält, und zwar gewöhnlich in Heerden, welche stets von großer Scheu und Vorsicht Zeugniß ablegen. Erwähnung geschah ihrer in Europa zuerst im Jahre 1726, wo zwei lebende Schwäne dieser Art nach Batavia gebracht worden waren. Seit einer Reihe von Jahren ist dieser schöne Vogel stets zahlreicher nach Großbritannien eingeführt worden, wo er jetzt gut fortkommt und zweimal im Jahre brütet, und es leidet keinen Zweifel, daß er bald fast ebenso gemein wie der zahme Schwan werden wird, da er sich in den meisten deutschen zoologischen Gärten befindet, sich auch dasselbst leicht vermehrt.

Der schwarze Schwan steht dem wilden Schwan in der Größe nach; sein Gefieder ist schwarz, mit Ausnahme der Schwungfedern erster Ordnung, sowie einiger der zweiten, welche weiß sind; diese werden jedoch von den überhängenden krausen Federn zweiter Ordnung später verdeckt. Der Schnabel ist von glänzend rother Färbung, welche nahe an der Spitze ein weißliches Querband hat; seine Basis zeigt jedoch nur beim Männchen eine geringe Erhöhung; der untere Theil desselben ist graulichweiß; Beine und Füße dunkelashfarben; der Augenstern roth, die Lufttröhre ganz einfach, nicht unähnlich der des zahmen Schwans.

Die Stimme dieser Species klingt rauh. Man sieht sie gesellschaftlich zu acht oder neun auf den Seen, und wenn sie gestört werden, fliegen sie auf gleich wilden Gänsen, d. h. in gerader Richtung einer nach dem andern.

Noch findet sich an der Küste von Südamerika ein sehr schöner Schwan, sich auszeichnend durch einen gagatschwarzen Kopf und Hals, welche Farbe von dem Schneeweiß des übrigen Gefieders wundervoll absteicht. Der Schnabel ist roth, Beine und Füße sind fleischfarben. Er steht dem wilden Schwan in der Größe gleich.

N a c h s c h r i f t.

Nachdem schon verschiedentlich darüber geklagt worden, daß auf den Geflügel-Ausstellungen häufig nach entgegengesetzten Grundsätzen prämiirt werde, sei es durch Unkenntniß einzelner Preisrichter oder aus individueller Ansicht, schien es wesentlich, einen Standard oder Musterbuch aufzustellen, mit der genauen Beschreibung einer jeden Gattung von Hühnern, Tauben, Enten, Gänsen, Truthühnern u. s. w., überhaupt alles zahmen Geflügels, als Richtschnur.

Um der Sache näher zu treten, waren Anfang Oktober auf Einladung des Leipziger Vereins zahlreiche Delegirte der bedeutendsten Geflügelzüchter-Vereine und sonstige Liebhaber zu einem Kongreß zusammengetreten, einigten sich über die Grundzüge und übertrugen bekannten Capacitäten die Entwürfe unter zu Grundelegung bereits vorhandener Materialien. Auf einem zweiten in einigen Monaten zusammentretenden Kongreß soll dann definitive Beschlußfassung stattfinden.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Gottl. Neumeister,
das Ganze der Taubenzucht.

Dritte Auflage, im Text zeitgemäß umgearbeitet und herausgegeben von Gustav Prütz, Sekretär des Ornitholog. Vereins in Stettin. Nebst 17 Tafeln mit nach der Natur gezeichneten und kolorirten Abbildungen aller reinen Taubenracen. gr. 4. Geh. 9 Mark.

W. J. Cantelo,
über künstliche Brut

von Hühnern und anderem Geflügel. Aus dem Englischen im Auszug
übersetzt von R. Dettel, Präsident des Hühnerologischen Vereins
in Görlitz. 8. Geh. 60 Pfg.

Chr. Ludw. Brehm's
Vogelhaus und seine Bewohner

oder Wartung, Pflege und Züchtung der in Volieren zu haltenden einheimischen und tropischen Schmutz- und Singvögel. Dritte Auflage von Brehm's „Canarienvögel etc.“ in zeitgemäßer durchaus selbstständiger Umarbeitung von Phil. Leop. Martiu. Mit 2 Tafeln. gr. 8.
Geh. 3 Mark 75 Pfg.

Fr. C. Göller,
der Prachtfinken Zucht und Pflege;

nebst kurzer Darstellung der Wittwen-, Weber-, der ausländischen Finken-, Staar- und Drossel-Vögel und einer Anleitung zur richtigen Krankenpflege. Für Vogelfreunde und Züchter. Mit Abbildungen.
gr. 8. Geh. 2 Mark.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Fr. C. Götter,

des Wellensittich's Zucht und Pflege.


Ein Rathgeber für dessen Freunde und Züchter. gr. 8.
Geh. 1 Mark.

Martin,

Praxis der Naturgeschichte.

Ein vollständiges Lehrbuch über das Sammeln lebender und tochter Naturkörper; deren Beobachtung, Erhaltung und Pflege im freien und gefangenen Zustand; Konsevation, Präparation und Aufstellung in Sammlungen &c. Nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet.

- I. Theil: Taxidermie oder die Lehre vom Beobachten, Konserviren, Präpariren und Naturaliensammeln auf Reisen, Ausstopfen der Thiere &c. Ein vollständiges Lehrbuch über das Sammeln lebender und tochter Naturkörper, deren Beobachtung, Pflege und Erhaltung im freien und gefangenen Zustand &c. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst Atlas von 10 Tafeln, nach Zeichnungen von L. Martin jun. und Fr. Specht. gr. 8. Geh. 6 Mark.
- II. Theil: Dermoplastik und Museologie oder das Modelliren der Thiere und das Aufstellen und Erhalten in Naturaliensammlungen. Unter Mitwirkung von Präparator Bauer, Prof. Dr. Gustav Jäger, Stadtdirektions-Arzt Dr. Steudel und der Thier- und Landschaftsmaler Paul Meyerheim und Fr. Specht. Mit 6 lithographirten Tafeln. gr. 8. Geh. 6 Mark 75 Pfge.
- III. Theil: Naturstudien. Die botanischen, zoologischen und Affinisationsgärten, Menagerien, Aquarien und Terrarien in ihrer gegenwärtigen Entwicklung, nebst Vorschlägen und Entwürfen für die Anlegung von Naturgärten in kleineren Verhältnissen und größerer Centralgärten für Natur- und Völkercunde. Unter Mitwirkung der Direktoren zoologischer Gärten, wie A. A. van Bemmelen in Rotterdam, Dr. H. Volan in Hamburg, Dr. M. Schmidt in Frankfurt a. M., A. Schöpf in Dresden &c. Erste Hälfte. Mit einem Atlas von 12 Tafeln. gr. 8. Geh. 7 Mark 50 Pfge.

 Die zweite Hälfte, womit das ganze Werk abschließt, erscheint binnen Kurzem.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

C. C. Frhr. v. Thüngen,
das Rebhuhn,

dessen Naturgeschichte, Jagd und Hege. Ein monographischer Beitrag zur Jagd- und Naturkunde. Mit Titeltupfer. gr. 8. Geh. 2 Mark.

Mariot-Didieur,

die Truthühner- und Perlhühnerzucht

in ihrem sichersten, leichtesten und gewinnreichsten Betriebe; oder die erprobteste Verfährungsweise, diese Vögel und zwar in ersterer Linie die Truthühner, im Betreff ihres überwiegenden Nutzens, ohne besonders großen Aufwand an Mühe und Sorgfalt aufzuziehen, in wenig kostspieliger Art zu füttern, zu mästen und für die Tafel schwachhaft zuzubereiten. Zweite Auflage, bearbeitet von Robert Dettel, Präsident des Hühnerologischen Vereins in Görlitz. gr. 12. Geh. 1 Mark 20 Pfg.

M. Redares,

die Kaninchenzucht

oder Anleitung, mit geringen Kosten und Raumersparniß durch rationelles Verfahren ein rentables Unternehmen zu begründen. Fünfte Auflage, bearbeitet und nach neueren Quellen und Erfahrungen wesentlich umgestaltet von Robert Dettel. gr. 12. Geh. 1 Mark 50 Pfg.

Ph. L. Martin,

das Leben der Hauskatze und ihrer Verwandten.

Eine Schilderung ihrer Abstammung und Geschichte, ihrer Rassen und Varietäten; Lebensweise, Nutzen und Schaden, Krankheiten, Pflege und Erziehung &c. Mit Illustrationen. gr. 8. Geh. 2 Mark.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Dr. F. A. Zörn,
zum Streit über die Leporiden.

gr. 8. Geh. 60 Pfg.

John Horrocks,
die Kunst der Fliegenfischerei

auf Forellen und Äschen in Deutschland und Oesterreich. Mit kolorirtem Titellupfer und 4 kolorirten Tafeln mit Abbildungen der ausgesuchtesten künstlichen Fliegen. gr. 8. Elegant gebunden. 7 Mark 50 Pfg.

Dr. N. Graeger,
Sonnenschein und Regen

und ihre Einflüsse auf die ganze Schöpfung. Eine populäre Witterungskunde für Nichtmeteorologen. Mit einem Vorworte von Professor H. W. Dove. Nebst einer Karte und eingedruckten Holzschnitten.

8. Geh. 3 Mark 90 Pfg.

H. Jäger,
der Hausgarten.

Ideen und Anleitung zur Einrichtung, Ausstattung und Erhaltung geschmackvoller Haus- und Vorstadtgärten, sowohl für den Luxus, als zur Nutzung. Erläutert durch 35 Gartenpläne auf 12 lithogr. Tafeln in Farbendruck.

Für Gartenbesitzer, Gärtner, Architekten und Baunternehmer.
gr. 4. Geh. 6 Mark.

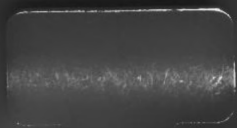
J. A. F. Schmidt,
kleiner Hausgärtner.

Anleitung, Blumen und Zierpflanzen in kleinen Gärten und Zimmern zu ziehen, nebst Kulturangabe der beliebtesten Zierpflanzen für Wohnzimmer, Kalthäuser und für das freie Land. Neunte Auflage von J. Hartwig.
gr. 8. Geh. 3 Mark 75 Pfg.

Druck von B. F. Voigt in Weimar.

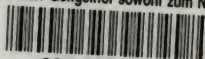






636.5 N901 c.1

Hhner oder Gefgelhof sowohl zum N



087 297 468

UNIVERSITY OF CHICAGO